<36611203610013

<36611203610013

Bayer. Staatsbibliothek

4° Ph. Pr. 2.

Abbt

Philos. Ethicae partes. 1925.

THOMAS ABBT

VOM

VERDIENSTE.

R

THOMAS ABBT

VOM

VERDIENSTE.

WIEN.

BEY J. V. DEGEN,

BUCHDRUCKER UND BUCHHÄNDLER.

1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

EINLEITUNG.

Es ist ein Orden für das Verdienst gestiftet, und zum Beweise, daſs er nicht allein für das Verdienst des Kriegsmannes gehöre, haben ihn Maupertuis, Algarotti und Voltaire getragen. Dächte aber auch der Soldat alle andere Arten des Verdienstes von diesem Orden auszuschlieſsen, oder verkennete er gar dieselben: so würden wenigstens die eigentlich sogenannten Gelehrten nicht sehr darunter leiden. Sie, die sich ohnehin um den echten Glanz der Bescheidenheit nur selten bemühen, haben auch ihren Verdiensten einen äuſsern Schimmer verschaffet. Akademien sind gestiftet worden; und ein Mann, hinter dessen Nahmen der Titel Mitglied pranget, bedeutet in seiner Art so viel, als einen Mann mit einem Ordensbande.

Was sollten, was konnten aber so viele andere wackere Männer thun, die, weniger stolz

als der Soldat, und weniger eitel als der Gelehrte, eben so echte, obschon verdeckte Ansprüche auf Verdienst hatten? Etwa inwendig an die Stubenthüre schreiben, was der holländische Seifensieder, dessen Nachbar die beste Seife von der Welt ankündigte, an seinen Schild schrieb:

Help Godt mit Gnaden
Hie wird ock Seepe gesaden.

Man fängt zwar allmählig fast in allen Reichen Europens an, auf verschiedene vorher vergessene Arten des Verdienstes aufmerksam zu werden, vermuthlich auch deſswegen, weil es ebenfalls bey ganzen Staaten wahr ist, daſs „Armuth im Alter wehe thut." Und von Rechtswegen sollte sich die Muse, welche der Geschichte vorgesetzet ist, über alle Vorurtheile erheben, und den Schüchternen nach dem Tode die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihnen manchmahl bey Lebzeiten entzogen worden. Ihr kömmt es zu, so wohl prahlerische Ansprüche abzuweisen, und dadurch die Gleichheit wieder herzustellen; als übersehene Ansprüche hervor zu ziehen, und dadurch die Rangstellen zu berichtigen. Aber auch nicht einmahl von ihr darf man durchgängig Billigkeit erwarten. Sie spricht durch Leute, welche nur allzu oft

Schwachheiten äufsern. Manchmahl ist es Stolz, manchmahl Dummheit, zuweilen Verblendung, was sie abhält, gewisse Nahmen und Handlungen anzuführen. Unterdessen, wenn nur die Beweisthümer, womit der Geschichtschreiber die angewiesenen Ehrenstellen rechtfertigen will, noch unverfälscht vorhanden sind: so lassen sich parteyische Aussprüche leicht verbessern. Verschiedenen ist entweder bald nach ihrem Tode, oder auch erst nach dem Verlaufe von vielen Jahrhunderten Gerechtigkeit zur Ehre, oder zur Schande wiederfahren. Julian hat die Kaiser, seine Vorgänger, gemustert, und nicht nur seine Musterung ist in unsern Tagen nachgeahmt, sondern auch seine Verdienste selbst sind gesichtet worden; und ein gleiches Schicksal erwartet Andere. Nur, wenn alle Nachrichten und Urkunden, die zur Untersuchung erforderlich wären, gänzlich fehlen, nur alsdann läfst die Geschichte oft Leute auf der Bank der Väter des Vaterlandes sitzen, für welche sogar eine ewige Vergessenheit ihres Nahmens eine Gunst der Nachwelt seyn sollte.

Die Geschichte scheinet, dieser Mängel ohnerachtet, noch immer das Brauchbarste für uns zu enthalten, wodurch wir ein richtiges Ur-

theil über das Verdienst bilden lernen; ein Urtheil, das für uns nützlich, und für die verdienten Männer belohnend werden mufs. Für uns ist es von dem gröfsesten Nutzen, ihre Thaten nicht nur überhaupt aus dem einzigen und wahren Gesichtspuncte, der jeder zukömmt, zu betrachten, sondern auch durch richtige und bestimmete Ausdrücke sie aus einander zu setzen, und an jeder die wohlthätige Bemühung und dienstfertige Anstrengung genau abzuwägen. Für sie aber wird das gründliche Urtheil der Nachwelt eine Schadloshaltung für den erlittenen Abzug, wenn neidische Zeitgenossen nur eine sparsame und unwillige Dankbarkeit abgestattet haben *). Freylich ist das innere Zeugnifs über redliche Bemühungen besser, als der Zuruf des Volkes von aufsen. Bey der Heiterkeit eines zufriedenen Gewissens kann man endlich wohl auf das Schattenspiel eines unvergänglichen Nahmens Verzicht thun, das ohnehin nur meistens in dem Zimmer des Gelehrten, beym Scheine

*) Ploravere suis non respondere favorem
Speratum meritis.
Horat. Ep. I. Lib. II.
Clos'd their long Glories with a sigh to find
Th' unwilling gratitude of base mankind.
Popes Übersetz.

der einsamen Lampe vorgestellet wird*). Aber großse Männer sind ihren Nahmen und eine wahre Kenntniß ihrer verrichteten Thaten auch den Nachkommen schuldig. Beydes müssen sie diesen durch eine milde Stiftung vermachen, damit auch die späteste Nachwelt den Genuß der Beyspiele habe. Nun darf es aber niemand gleichgültig seyn, wie ein solches Vermächtniß erst abgefasset, und wie es nachher verwaltet werde.

Übrigens möchte die Geschichte auch noch so unparteyisch geschrieben seyn: man könnte sie doch allein nicht für hinlänglich halten, das Urtheil über das Verdienst allenthalben sicher zu gründen. Man hat es längstens angemerkt,

*) Wenn man von Haus zu Haus berechnet, wie viele Leute wohl in einer Stadt, in einer Provinz, in einem Reiche leben, welche unsere hochberühmten Gelehrten, einen *Descartes*, *Newton*, *Leibnitz*, *Bacon*, *Gassendi*, *Galiläi* u. s. w. auch nur dem Nahmen nach kennen: so schämt man sich über die kleine Zahl, die heraus kömmt. Wie geht es vollends mit unsern berühmten Leuten von der zwoten und dritten Gattung, die sich ebenfalls hochberühmt wähnen? *Despreaux* behauptete einmahl gegen des großsen Condé Sohn, daß Sokrates eben so berühmt wäre als Alexander. Der Prinz rief sogleich einen Bauer herbey. „Wer war Alexander?" Gnädiger Herr, ein großser König. „Wer war Sokrates?" Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ich habe gewonnen!" rief der Prinz aus. *Boileau* sagte: „Ich appellire an einen andern Bauer." Aber ich bin versichert, daß Boileau noch oft würde haben appelliren müssen.

dafs der Übergang von einem besondern Falle zu einem andern durch die Gegend des Allgemeinen geschehe. Wir müssen durch eigenes Nachdenken von den vielen Beyspielen solche Merkmahle heraus nehmen, welche, gehörig zubereitet, uns in den Stand setzen, das Verdienst in einem deutlichen Begriffe zu denken. Kann man nachher diesem Begriffe Lebhaftigkeit geben: so bekömmt man das Ideal des Verdienstes, seine Schönheit in Gedanken, die man freylich nicht so rein in der Welt antrifft. Aber, o wer wollte nicht dabey Nachsicht gebrauchen!

Will man mit dem Urtheile über das Verdienst vollends ganz sicher gehen, und sich weder durch Vorurtheile für einen gewissen Stand, noch durch unbrauchbare Ideen in die Irre führen lassen: so höre man auch auf die Stimme des Volkes. Sie ist zwar selten die Stimme Gottes; aber sehr oft eine Leitstimme für den Forscher: so wie der Laut, welcher im Walde dem verirreten Wanderer entgegen schallet, nicht allemahl der Ruf eines Wegweisers ist, aber doch meistens auf eine Spur leitet. In der That die Urtheile, welche in Hütten gefällt werden, über Handlungen theils derer, die noch sind, theils solcher, die schon gewesen, diese

Urtheile führen oft sehr viel Wahrheit mit sich. Der Pöbel, der sich in zwo Reihen stellet, um den Leichenzug eines Vornehmen durchgehen zu lassen, spricht beherzter und denkt vielmehr richtiger von dem Erblasseten, als der Redner, der diesen Leichenzug in der Kirche erwartet. Die meisten Gelehrten verlieren über ihrem Stande die Nutzbarkeit niedrigerer Stände so sehr aus den Augen, daſs ihnen nur die Erhöhung und Verbesserung des ihrigen ein Verdienst zu seyn scheint. Noch mehr, sie verlieren nicht nur die Einsichten, sie verlieren auch die Freymüthigkeit. Allein der groſse Hauſe sagt geradezu etwa bey jenem Hospitale, dem gepriesenen Liebeswerke eines Reichen: „noch nicht die Hälfte vom erschundenen Gelde" und bey jener gerühmten Anstalt des Mächtigen; „nur sich zu lieb." Unterdessen, so strenge er ist, wenn Schmeichler ihm eine nichtschuldige Dankbarkeit abzulocken suchen: so dankbar und nachsehend ist er, wenn neidische Richter der Todten ihn gegen dieselben aufbringen wollen. Wer ihm einen Wald gepflanzt hat, kriegt immer seinen herzlichen Dank, laſs auch die Familie des Pflanzers täglich darin spazieren gehen oder fahren. Bacchus und Si-

len mochten sich immer bey der Weinlese zuerst berauschen: sie blieben doch in jedem Andenken als Erfinder und Wohlthäter lieb und werth.

Unterricht aus der Geschichte! eigenes Nachdenken! Belehrung von den Zeitgenossen! drey Mittel, durch deren Verbindung es uns nicht wohl fehlen kann, unsern Zweck über Verdienste richtig zu urtheilen, zu erreichen. Ich stelle mir vor, daſs wir dadurch in den Stand kommen, gleichsam zwölf Tafeln für die Richter des Verdienstes zu verfertigen. Ich sehe noch mehr, ich sehe den Richterstuhl, den jeder in seinem eigenen Zimmer aufstellen kann, um sich selbst zu beurtheilen. Heilige unwandelbare Gesetze! nach euch geschieht der vorläufige Ausspruch, wovon der folgende nur eine Bestätigung ist: „Lieber Getreuer, schalte über Mehreres!"

I. HAUPTSTÜCK.

DER BEGRIFF VOM VERDIENSTE.

Als sich die Mönche der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, um ihre Tage in der Einsamkeit und mit Nichtsthun zuzubringen: konnten die Klügern unter ihnen wohl einsehen, dafs sie auf diese Art in den Augen der übrigen Menschen bald würden verächtlich werden. Sie machten sich also eine Beschäftigung daraus, für Andere zu bethen, und so wurden ihre viele und lange Gebethe, angeblich im Himmel, und wirklich auf der Erde, in einem ganz andern Verstande verdienstlich. So wahr ist es, dafs die Menschen nirgends ein Verdienst zugeben, wo sie nicht erst Thätigkeit und Geschäftigkeit wahrgenommen haben.

Aber ist es Geschäftigkeit des Körpers oder Thätigkeit der Seele, welche zum Verdienste verhilft? Clitus reitet vor, als er am Granicus seinen Herrn und König in Gefahr sieht, und rettet ihm mit seinem Arme das Leben. Phi-

lipp, der Leibarzt, strengt sein ganzes Nachsinnen an, und erdenkt den Trank, der seinem Herrn eine schleunige Genesung verschaffet. Alexander hat beyden das Leben zu verdanken. Welcher von beyden hat das gröſsere Verdienst um ihn?

Dieſs trifft man bey beyden an, daſs sie aus eigener Entschlieſsung der Seele ihre Thaten unternommen und ausgeführt. Nur zu der Ausführung braucht der eine mehr, der andere weniger die Kräfte seines Körpers. Da also bey der verdienstlichen That das Meiste von der Seele herrührt: so kann man überhaupt sagen, daſs die erforderte Thätigkeit durch Seelenkräfte müsse bewirkt werden.

Und aus reinen Absichten! Wenn unter den Mächtigen dieser Erde einer dem andern Hülfe geleistet, und der Hülfeleistende einige Zeit nachher keine solche Begegnung von dem andern erfährt, als man wohl für den erwiesenen Dienst erwarten sollte: so schreyet man über Undank; aber in den meisten Fällen halten es nur diejenigen dafür, die niemahls ins Cabinet gekommen sind.

Wenn die gröſseste Geschäftigkeit, die schönsten Gaben des Geistes, und die redlichsten und

reinsten Absichten weiter zu nichts führen, als zu einem lächerlichen Zwecke; so gedeihet niemahls ein Verdienst daraus; wenigstens nicht nach dem Urtheile derer, welche den Werth der Absichten zu schätzen wissen.

Nachdem der Bruder Matthäus von Bassy das herrliche Werk angefangen, an die Stelle der runden Kappe der Franciscaner eine pyramidenförmig zugespitzte zu setzen, um dadurch, wie er behauptete, dem glorreichen Stifter seines Ordens desto ähnlicher zu werden: so konnte alle Schmach, alle Verfolgung, alles Leiden, was er erdulden mufste, nicht verhindern, dafs er sich nicht Gönner und Anhänger hätte erwerben sollen. Unter diesen letztern war Ludwig von Fossombrone einer der gröfsesten Genies unter den Capuzinern. Er befand sich einst allein in einem Zimmer; seine Feinde, von einer Wache begleitet, überfielen ihn und suchten ihn aufzuheben. Er stellte sich aber drinnen an, als ob er vielen Soldaten, die er bey sich hätte, ihre Posten austheilte: die Feinde wurden erschreckt und zogen ab. Hat Carl XII. zu Bender mehr gethan? — Ein andermahl war ein Trupp Franciscaner, mit starken Knütteln bewaffnet, ausgeschickt wor-

den, um sich des Fossombrone, der in einem Kloster auf dem Apenninischen Gebirge sich aufhielt, zu bemächtigen. Benachrichtiget von ihrem Anzuge, vertheilte dieser grofse Mann viele rauchende Feuerbrände so geschickt auf den Anhöhen, dafs seine Feinde, die auf dem Berge, wo sie schon waren, von allen Seiten her Feuer, Rauch und Dampf erblicken konnten, aus Furcht lebendig verbrannt zu werden, sogleich wieder umkehrten. Was hat Hannibal an den Ochsen mit Bränden zwischen den Hörnern Sinnreichers erfunden? Hannibal suchte sein Vaterland von der Bedrückung, womit ihm Rom drohete, zu befreyen, und Ludwig von Fossombrone suchte die spitze Kappe zu verfechten, deren Form den Capucinern ihre Benennung zuwege gebracht.

Lasset uns diese zerstreuten Strahlen des Verdienstes sammeln, und in ein deutliches Bild ordnen.

1) Handlungen, oder überhaupt Thätigkeit,

2) die Andern zum Nutzen,

3) aus freyer Entschliefsung und reinen Absichten, oder, welches einerley ist, aus Wohlwollen,

4) zu einem erheblichen Zwecke,

5) durch Seelenkräfte ausgeübt worden, diese können wir Verdienst nennen. Jedem Menschen kömmt daher einiges Verdienst zu. Denn wer ist wohl so gänzlich kraftlos, daſs er durch seine Entschlieſsung und durch seine Einsicht keinem Andern Gutes thun könnte? und so durchaus böse, daſs er niemanden etwas Gutes thun wollte? Die Anzahl und Summe der Handlungen, die auf Anderer Bestes abzielen, und Wohlwollen und Seelenkräfte zum Grunde haben, macht also das Verdienst eines jeden einzelnen Menschen aus, dessen Anwachs oder Abnahme von dem Vergröſsern oder Verringern aller dieser Stücke abhänget. Nachdem die Summe gröſser oder kleiner, die Handlungen ausgebreiteter oder eingeschränkter, das Ziel erhabener oder niedriger, das Wohlwollen reiner oder vermischter, die Seelenkräfte mit mehr oder weniger Anstrengung gespannt; desto mehr steiget oder fällt das Verdienst.

Eines ist unter diesen Stücken, das, wie eine köstliche Salbe, nach dem Verlaufe einiger Zeit wieder verriecht; das von der nützlichen That, die es erst mit dem angenehmsten Geruche durchdrungen hatte, verfliegt, und sie also ohne Unterscheidungszeichen von andern

nützlichen Thaten lässet. Dieses Stück ist das Wohlwollen. Daher wird es, muſs es dem menschlichen Richter längst geschehener Thaten öfters unmöglich fallen, sie nach dem Wohlwollen zu beurtheilen. Menschenliebe und Billigkeit bewegen ihn, das Wohlwollen bey ersprieſslich gewordenen Thaten voraus zu setzen: und so wird der irdische Richterstuhl keinem Stifter nützlicher Werke und Anstalten furchtbar. Aber die reichsten Stiftungen, die prächtigsten Hospitäler und die gesegnetesten Anstalten können den Blick dessen, der die geheimsten Winkel des Herzens durchsucht, nicht ertragen, wenn er nach dem Wohlwollen geforschet, und es nicht gefunden hat.

II. HAUPTSTÜCK.

ERLÄUTERUNG DER VORNEHMSTEN STÜCKE IM BEGRIFFE DES VERDIENSTES.

Groſse Geister, starke Seelen, wohlthätige Gemüther sind nach einem allgemeinen Geständnisse die würdigsten Candidaten des Verdienstes. Auch hier vor uns sollen sie ihre Ansprüche vortragen, und ihre Bewerbung verrichten: nur müssen wir sie erst genauer kennen lernen.

Eine gewisse Zusammenstimmung der Seelenkräfte scheint die Gröſse des Geistes, eine andere, die Stärke desselben, und noch eine andere, die Gutherzigkeit hervor zu bringen. Wir werden diesem Anscheine nachgehen, und man begreift wohl, daſs wir durch die Untersuchung des groſsen Geistes, der starken Seele, und des wohlthätigen Gemüthes den Einfluſs der Seelenkräfte und des Wohlwollens zum Verdienste erläutern.

I. ARTIKEL.

VON DER GRÖSSE DES GEISTES.

Den grofsen Geist sollen wir also hier vorfordern, um ruhig seine Eigenschaften eine nach der andern zu beschauen. Wer kann aber dabey gelassen seyn? kann versprechen, nicht dabey in Feuer zu gerathen? Nur dem schwarzen und abgelebten Verschnittenen muthet es sein Herr an, die Reitzungen einer jungen nackten Sclavinn, die zum Verkaufe angebothen wird, genau zu besichtigen, und hernach den Ausspruch zu thun, ob sie seines Herrn werth sey? Findet der scheufsliche Unmann jede wollüstige Reitzung wie eine aufbrechende Knospe, und ihrer jede gegen die übrigen wie anmuthiges Saitenspiel: so wirft er den Schleyer über die Schöne, fällt auf sein Antlitz und bethet im Froste an. So verwahrloset sollen wir uns auch zeigen bey Betrachtung der vortrefflichsten Sache in der Schöpfung? eines Geistes, der in seinem Umkreise selbst ein Schöpfer ist?

Oder, wenn wir noch die Mannheit der Seele haben: wie werden wir es gegen den unvermutheten Anblick einer Versammlung der gröſsesten Männer aus allen Jahrhunderten aushalten? — Die Thore an dem Tempel des Nachruhms springen plötzlich auf. Die Genies aus allen Nationen, aus jedem Zeitalter sitzen im Kreise: einige treten hervor, und reden uns an: „Ihr wollt uns richten? Kommt, so eben lieset man unsere Thaten vor:" — was können wir thun? — Nachlaufen zum Tempel, wie das römische Volk hinter dem Scipio. Was werden wir dort sehen? Die Majestät und den Glanz groſser Talente, von der Wolke von Weihrauch umflossen, der dort immer für sie brennet. Vielleicht fühlen wir die Gegenwart solcher Genies; und indem wir von ihnen nachher sprechen, so zeigen sie noch Funken der Kraft, die sie uns mitgetheilt haben: aber gewiſs sind wir alsdann parteyisch. Nachruhm wird mit dem Verdienste verwechselt, der Richter in einen Herold verwandelt werden.

Kein anderes Mittel, unbezaubert durchzukommen, als die Verstopfung der Ohren vor den Rednerkünsten; daher ja kein Vorzeigen der Leichname von Helden, kein Aufdecken

ihrer Wunden und Narben, kein Hinweisen auf Gemählde, von ihren berühmtesten Schlachten, kein Vorlesen ihrer Testamente, darin an ihre Feldkameraden geraubtes Gut ausgetheilt wird. Es mag einem Condé anstehen, Richard Cromwelln ins Angesicht, obgleich ohne ihn zu kennen, einen Dummkopf zu schelten, und die Gröfse glücklicher Verbrechen an Olivern zu bewundern: für uns soll es heilig seyn, beyde Cromwells genau zu prüfen, und das Ende des einen unter dem Gewitter eben so ruhig anzuschauen, als den Hintritt des andern, dem die Natur nicht selbst zu Grabe läutet. Dadurch werden wir uns auch vor zween Abwegen verwahren, auf welche die Schriftsteller nur allzugern in den Zueignungen ausweichen. Ist der Mann, vor dem sie gebücket schmeicheln, ein Kriegsheld, sein Nahme schon von einem Munde zum andern geflogen, jedes von einigen seiner Lebensjahre ein Band in der Geschichte Europens; dann ziehen jene Schreiber alles Verdienst auf berühmte und blutige Thaten zusammen. Jede andere Regierung wird verächtlich in ihren Augen neben der, welche sie loben; von der so viel gesprochen, und unter der so viel geseufzet wird, die Geld und Schweifs

und Thränen und Blut in gleichen Abgaben fordert *). Betteln aber die Schreiber ihre Almosen von einem Fürsten, dessen ganze Geschichte in den Platz, den sein Taufnahme anfüllet, zusammen fährt, und dem die entschlossenste Schmeicheley den Nahmen eines grofsen Geistes beyzulegen sich nicht unterstehet; so ist es lustig, die Krümmungen der Armseligen nur anzusehen. Dann mufs die Gröfse aufhören, das zu seyn, was sie immer gewesen ist: man mufs einen ganz andern Begriff damit verknüpfen, als bisher alle Völker gethan haben: Gröfse soll Güte seyn, und die gepriesene Güte ist meistens, genau besehen, Ohnmächtigkeit; so dafs dergleichen Leute am Ende eigenmächtiger mit unserm Verstande umgehen, als Kaiser Sigmund mit der Sprache zu thun Willens war. Schmeicheleyen auf beyden Seiten! Wir hingegen, wir wollen Gröfse nennen, was Grösse ist, und Güte, was Güte ist, und am Ende sehen, was jedes zum Verdienste beyträgt. Alsdann wird es uns leicht seyn, einem Richelieu den Ruhm der Gröfse zu lassen, und Albrechten, dem guten Herrn der Niederlande, vom Werthe seiner Güte nichts zu entziehen. Dann

*) Siehe die meisten Zuschriften an Ludwig XIV.

werden wir nicht nöthig haben, bey der Verurtheilung groſser Verbrecher, ihnen mit dem Geitze eines Nachrichters ihr Biſschen Schmuck zu plündern. Jede That des Genies bleibt durch die Natur der Dinge zu dem, was sie seyn und heiſsen soll, gestämpelt. Die Natur der Dinge muſs also auch hier im Denken und Sprechen unsere Lehrerinn seyn.

In dem Laufe unseres Lebens finden sich einige Dinge, die wir groſs, wichtig, erheblich; andere, die wir klein, gering, unbeträchtlich nennen. Wenn wir auf uns selbst Acht geben bey der Austheilung dieser verschiedenen Benennungen: so zeigt sich, daſs wir zum Vorstellen und Überdenken der letztern eben nicht viel Anstrengung des Geistes bedürfen, und daſs auſser dem auch fast alle Seelen ganz leicht damit zurechte kommen. Dieses Leichte und Gewöhnliche macht also, daſs wir dergleichen Dingen die Gröſse absprechen: obschon auf der andern Seite eben nicht alles, was schwer zu fassen ist, groſs heiſsen kann. Die Ursache, warum das Begreifen eines Dinges mehr Kraft des Geistes erfordert, als das Fassen eines andern, unterscheidet das Groſse von dem, was nur dunkel ist. Daher nennen wir einen Geist, des-

sen. Beschäftigung solche kleine Dinge sind, einen kleinen Geist, eine Seele vom gewöhnlichen Schlage. Zu unsern grofsen Sachen aber, urtheilen wir, gehört eine starke Arbeit, um sich damit zu befassen, eine besondere Anstrengung der Kräfte, ja wohl gar eine eigene Natur und Beschaffenheit derselben. Das Letztere mag nun entweder in der That seyn, oder nur von uns, wie bey jeder nicht ganz bekannten Sache, so vermuthet werden. Ein Geist, dem wir jene Kräfte zutrauen, ist in unsern Augen grofs, und wir erkennen ihn freylich nur an seinen Verrichtungen, wenn ihm Gelegenheit verschafft wird, sich zu äufsern. So liegt ein befruchtetes Samenkörnlein neben einem andern, in welchem der Keim erstorben. Senket sie beyde in den mütterlichen Schoofs der Erde; so wird jenes zum frucht- und schattenreichen Baume empor schiefsen, dieses verwesen und in Staub zerfallen. Die äufsere Veranlassung hat ihren verschiedenen Inhalt an den Tag gebracht, nicht verursachet. So ist es ebenfalls zweyerley, Gröfse des Geistes zu erkennen geben, und sie besitzen. Wir werden weiter unten diesem Unterschiede, der tief genug liegt, so viel möglich ist, nachspüren.

Man würde, sollte ich denken, die ganze Natur des grofsen Geistes aufgedeckt vor sich haben, wenn man einmahl die grofsen Sachen nach allen ihren verschiedenen Classen, und besonders jene Ursache, die das Grofse vom Schweren unterscheidet, kennete; hernach die Art und Weise verstünde, nach welcher sich der Geist mit solchen Sachen befasset. Zu beyden Stücken sich in der Ausführung anheischig machen, welche Verwegenheit oder welche Unwissenheit! Wenn es uns aber mit der Erläuterung des ersten Stückes, das zwar das leichteste ist, gelinget, so wird man uns eher verzeihen, dafs wir doch ohne merklichem Nachtheil der ganzen Abhandlung unter der Schwierigkeit des andern Stückes erliegen.

Bey der vorhabenden Beurtheilung der Grösse der Gegenstände dürfen wir den Ort, aus dem wir sie betrachten, nicht aus der Acht lassen. Denn es ist ausgemacht, dafs jemand auf der Höhe eines Thurmes von den Sachen, die in der Tiefe vorüber gehen, ganz anders urtheilt, als derjenige, welcher neben diesen Sachen herwandelt. Mensch! denke immer an den Erdhaufen, worauf dir deine Stelle angewiesen ist! Wurm! denke immer an das Blatt, auf

dem du dein Leben hinbringest! Nach diesen Stellen richtet sich die Lage der Objecte gegen euch, und auch ihre Gröſse? Die anscheinende? Immerhin: was wird von euch anders gefordert, als nach dem Anscheine zu leben? Für eine Erscheinung gehören Erscheinungen. — Es mag zur Belustigung oder zur Sättigung einer unschädlichen Neugier dienen, daſs man sich erdichte, wie andere Geschöpfe, oder auch wie wir aus andern Standorten, von den Angelegenheiten des Menschen urtheilen: aber zu einem Urtheile darüber, das richtig und für dieses Leben brauchbar seyn soll, müssen wir uns vorher an den angewiesenen Platz stellen.

Von diesem Platze aus urtheilen wir nun etwa folgender Maſsen:

Ein Gedanke, der nur auf das Nothwendige, das Bequeme, das Zierliche einer einzigen Person, oder höchstens einiger wenigen gehet, heiſset klein; oder der Vorwurf des Gedankens ist etwas Kleines; weil jeder Geist gar leicht sich zu dem Gedanken von einem nothwendigen Unterhalte, von einer bequemen Veranstaltung, von einer schicklichen Verzierung der Person oder Wohnung verhelfen kann. Seelen, die

sich blofs mit dergleichen kleinen Sachen beschäftigen, nennt man geradezu kleine Seelen: und den äufsersten Grad des Kleinen in dieser Art erreicht die kindische Seele, welche über dem Putze einer Puppe, oder über ihrem eigenen, blofs so fern es Putz ist, und nicht einmahl, so fern er zu Eroberungen verhilft, nachsinnet *). So bald das Nachsinnen über die Nothwendigkeiten des Lebens für Mehrere angestellet wird; wenn der Staatsminister für die Vorrathskammern eines ganzen Volkes sorget; wenn der Feldherr an den nöthigen Unterhalt seiner herumirrenden Nation denket, auf die Mittel sinnet, ihn anzukaufen, zu erhalten, fortzuschaffen, zu vertheilen: dann wird die nähmliche Sache, welche, Wenige betreffend, erst so klein gewesen war, jetzt grofs, da sie Mehrere betrifft. Überhaupt, je verschlungener die Anstalten werden, je verflochtener die Mittel, je ausgedehnter die Zwecke, je zertrennlicher die Verbindung zwischen den erstern und

*) Mit schuldiger Ehrerbiethung erkenne ich die Gewalt des Genies, die dazu gehören mag, ein Schönpflästerchen an seinen rechten Ort zu legen, oder ein treffendes Band zu wählen. Allein, in diesem Falle sind immer Absichten damit verbunden. Und die Absichten zeigen von der Gröfse des Geistes, nicht die Mittel.

letztern, je feiner die Bemerkung der rechten Zeit und des wahren Ortes; desto gröſser scheinen uns die Sachen, desto gröſser die Gedanken darüber, desto gröſser der Geist, der sich damit beschäftiget. Dieſs ist der sichtbarste Grad der Gröſse, derjenigen Gröſse, die zu allen Zeiten die Augen aller Völker getroffen hat, zu der auch unter den wildesten Nationen immer einige Geister hinauf gestiegen sind, von der die ersten Rangordnungen entsprossen sind, und die in der Schule des Schlachtfeldes und der Heerzüge unter den rohesten Horden erlangt wird. Wir werden aber ohne viel Mühe noch andere Arten der Gröſse entdecken.

Es ist zwar etwas schwer zu begreifen, wie man von den geschäftigen Verwirrungen des Lebens, wobey es immer für die Gröſse des Geistes eine Gelegenheit gab, sich zu zeigen, von einem Nachsinnen, das sich immer so gleich in Thaten spiegelte; wie man, sage ich, davon auf ein anderes Nachsinnen habe gerathen können, das zwar nicht weniger Gröſse des Geistes, als das erstere erfordert, aber doch ganz ruhig, ohne äuſsere Thätigkeit, in sich selbst verschlossen, so lange theils unnütz, theils unverständlich scheinen muſste, bis sei-

ne Wirkungen, zusammen verbunden, zu einem desto herrlicheren Nutzen ausbrachen. Die erste Art ist ein Strom, der rauschend über Felder und Wiesen hinläuft, die andere Art ein Wasser, das sich in einer Felsenkluft sammelt, und erst geraume Zeit nachher in voller Pracht zur Bewunderung des Reisenden von der Höhe herab fällt. Unterdessen hat sich doch dieses verborgene Nachdenken, diese zwote Art der Gröſse an den Gedanken wirklich unter den Menschen eingefunden. Ihr Nahme ist die Speculation, oder die Betrachtung solcher Verhältnisse, die zwar beständig vorhanden sind, aber sich nicht jedem Auge zur Einsicht aufdringen. Dieſs ist das Schauen, wozu nicht bloſs ein flüchtiger Blick gehört, sondern Ruhe und Beharrlichkeit; und beyde werden einigen Menschen zu Theil, damit diese die übrigen unterrichten mögen. Durch dieses Schauen gelanget man zu den Begriffen und Sätzen der Weisen, und sie selbst, die Seher unter dem ganzen Menschengeschlechte, schwingen sich dadurch über andere Menschen hinaus. Man würde mich hier nicht verstehen, wenn man jetzt nur an die groſse Schar der sogenannten Gelehrten dächte. Was auch der Werth unsers

Wissens seyn mag: so bleibt der Unterschied doch merklich zwischen Erfinden und Lernen. Diejenigen Soldaten, welche zu einer steilen Bergfestung einen unbekannten Fuſssteig entdecken, werden belohnt und geehrt: die übrigen, welche nur nachklettern, oder nur den bequemern Weg, obschon etwa noch mit etwas Gefahr und Mühe hinansteigen dürfen, verdienen weiter nichts, als ihren täglichen Sold. Hingegen kann auch ein Rousseau dem Geständnisse nicht ausweichen, daſs es zur Glückseligkeit der Menschen nöthig sey, einige unter ihnen den Berg hinan zu den entferntesten Wahrheiten zu schicken: obschon das Hinzudrängen der groſsen Schar vielleicht mehr Schaden als Nutzen haben mag. Laſs es seyn, daſs jemand taumelnde Schritte thun müsse, ehe er den unwegsamen Gipfel erreichet: dorthin muſs er gleichwohl erst gelanget seyn, um an den Felsen der Gesetzgebung schlagen zu können, daſs süſses Wasser für das Volk herausspringe.

Dorthin, zu jener Wasserquelle aus dem Felsen, müssen wir uns gleichfalls hinstellen, um von dieser zwoten Art der Geistesgröſse richtig zu urtheilen. Dort werden wir erst begreifen, wie man eine Gröſse, die im ruhigen

Zimmer ohne Mühseligkeit scheint erzogen zu werden, wie man sie habe der entgegen stellen dürfen, die im geschäftigen Leben unter der schwülen Hitze des Tages aufschieſset. Betrachtet man freylich den Geist, nur in so fern er einzelne Sätze durchs Schauen herausbringet: so denkt man sich einen Aristoteles, der fremde Thiere beschreibt, gegen einen Alexander, der die Länder erobert, wo diese Thiere einheimisch sind. Aber sieht man diese Sätze zusammengefügt in der Gesetzgebung: welches Gebäude! Nun denkt man sich eine Flotte, die Amerika erobert, gegen Alexanders Schiffe auf dem Flusse Ganges. Und man muſs diese Gesetzgebung nur nicht auf die bloſse Besorgung der bürgerlichen Ruhe in einer Gesellschaft einschränken. Alles, was dazu dienet, daſs erhabene Seelen die groſse Schar leiten können, alle Vorschriften für die letztere, um sich die Wohlfahrt für jede Dauer des Lebens zu versichern, die ganze Schöpfung guter, zufriedener, ergetzender Gedanken in rohen Gemüthern, alles flieſst hier in dem Worte Gesetzgebung zusammen. Manches muſs tief herausgehohlt, vieles erst voraus gedacht werden, ehe man so weit gelangen kann. Hier ist nicht mehr

bloſs ein Plan, der sich, wie der Plan des Feldherren, mannigfaltig in einander schlinget. Hier kettet es sich an in vielen abhängenden Reihen, und windet sich dann erst in einander. Der Mensch erscheint nicht mehr bloſs als Soldat oder als Feind: er zeigt sich in tausenden seiner Verbindungen und Verhältnisse. Bald braucht man die Natur dabey als ein Hülfsmittel, bald befiehlt man ihr: „Natur stehe stille!" damit wir die Schraubengänge, die Springfedern deiner Maschine ruhig beschauen mögen! Noch mehr: der Gedanke, durch die Betrachtung der Natur gleichsam geläutert, nähert sich Gott, ihrem Urheber. Und was ist die ganze Anordnung eines Heerzuges gegen den Anfang eines wahren Gedankens von ihm? — Folgende Anmerkung wird hier an ihrem rechten Orte stehen.

Die Gröſse der Gegenstände ist zwar nöthig, wenn ein groſser Gedanke entstehen soll: aber sie erzeugt ihn nicht immer. Sie enthält nur den Stoff zum Entwickeln. Nicht jeder weiſs die Haut zum Umrisse für ein Karthago zuzuschneiden. Mancher würde nichts daran sehen, als eine Decke, worauf er eben recht Platz zum Sitzen hätte. Wenn ein groſser Vorwurf einem

schwachen Geiste aufstöſst; wenn dieser sich auch denselben anmaſst, seine fortwährende Beschäftigung daraus macht: was erfolget? Nichts. So waren auch die Philister um nichts gebessert, ob sie gleich eine Zeit lang die Bundeslade im Besitze hatten. Was ist wohl gröſser für den Geist der Menschen, was erhabener, als Er, der alles füllet, alles ist in allem? Tausenden und abermahl tausenden schwebt er in Gedanken: aber meistens so, daſs ein Mensch sich schämen würde, so gedacht zu werden. Nur Geister, die das Maſs eines Propheten haben, denken ihn als den, „der die Wasser misset mit der Faust, „und fasset die Himmel mit der Spannen, und „begreift die Erde mit einem Dreyling, und „wieget die Berge mit einem Gewicht, und die „Hügel mit einer Wage:" Nur wenige empfinden Ihn mit süſser innerer Überzeugung als „den Herrn, der barmherzig und geduldig und „von groſser Güte und Treue ist, und Gnade „bis ins tausendste Glied beweiset, und Missethat verzeihet!" Welcher Vorwurf liegt uns näher, dränget sich uns erheblicher auf, als die Sorge für unsern Zustand nach diesem Leben? als das nachsinnende Bestreben, dem müden Geiste nach dieser abmattenden Wallfahrt eine

erquickende Ruhe zu gönnen, damit, wenn diese theils unnütze, theils schädliche Beschäftigung dahin ist, seiner wahren Thätigkeit freyes Spiel gelassen würde? Und doch ist eben dieser Vorwurf vielleicht gerade derjenige, dabey die menschlichen Seelen am kleinsten, niedrigsten und verächtlichsten sich gezeigt haben. Schwache Augen sehen freylich auch nach der Sonne hin, und erblicken nichts als den Flecken, den sie sich auf der Hornhaut gebrannt haben: nur das Auge des Adlers entdecket für sich die glänzende Strafse, auf der er mit unverwandtem Blicke nach diesem Lichtmeere hinziehen kann.

Aus dergleichen Bemerkungen läſst sich festsetzen, und man hat es auch gethan, daſs die Gröſse des Geistes bezeugt werde durch die Art, womit er einen Gegenstand behandelt — daſs es also eine Gröſse der Gedanken gebe, die man an und vor sich betrachten könne. Weil solche Gedanken, deren Wesen in Mannigfaltigkeit und ungewohnten Verhältnissen bestehet, durch vielerley Zeichen können angedeutet werden: so breitet sich eben dadurch die Gröſse des Geistes unter mehrere Classen aus, und wird, wo sie sich nur blicken läſst, für etwas Angebornes

oder für das Genie gehalten. Denn man entdeckte bald, daſs weder Eifer noch Fleiſs zu der Erfindung solcher Gedanken etwas beytrage. Die Folge von dieser Entdeckung war, daſs man beyde vorhergehende Arten der Geistesgröſse vereinigte; sie unter die gemeinschaftliche Benennung des Angebornen brachte, und für dessen Wirkung alles hielt, was nicht zu den ganz gewöhnlichen Beschäftigungen, nicht zu den durchaus gemeinen Vorstellungen bey den Menschen gehöret. Hier zeigt sich nun auch der Einfluſs, den die Wichtigkeit des Gegenstandes auf den Rang und das Ansehen des Genies äuſsert. Das letztere steigt mit dem Wachsthume der ersteren, und die Köpfe werden nach dem Verhältnisse geschätzt, in wie ferne sie zu der gröſseren oder kleineren Wohlfahrt vieler oder weniger, mehr oder minder entbehrlich sind. Kann wohl jemand, der noch einiger Maſsen gesund urtheilet, für den besten Dichter eben die durchdringende und wahre Ehrerbiethung empfinden, die man für einen Pen fühlet, den Stifter einer friedlichen Pflanzstadt und den Urheber des Glückes von vielen tausenden? Die Kunstrichter werden tausend Mahl rufen: der göttliche Homer! der göttliche

Milton! vielleicht nicht einmahl: der göttliche Pen! andere werden ihnen das erstere nachrufen, ohne an den Nachdruck des Inhaltes je gedacht zu haben. Aber was läſst sich aus diesen Bemerkungen schlieſsen? Aus der letztern, daſs die wenigsten Menschen selbst urtheilen; aus der erstern, daſs bloſse Kunstrichterseelen geschickter sind Miltons ackerlange Engel zu bewundern, als die Gröſse eines Gesetzgebers zu fassen, zu fühlen, zu verehren. Wie Wenige sind, die den groſsen Calvin in diesem Lichte betrachten.

Nationen, bey denen keine gelehrte Zeitungen geschrieben werden, urtheilen über solche Fälle immer gesunder. Sie, die den Boden, welchen sie mit dem Pfluge bauen wollten, erst mit dem Schwerte einnehmen muſsten, hatten vor allen Dingen einen Heerführer nöthig. Für die Gröſse des Geistes war die erste Gelegenheit sich zu weisen auf einem Zuge gegen die Feinde, bey der Einnahme eines Ortes, in einem Treffen gegen den Widerpart. Das Angeborne, was den Feldherrn ausmacht, erhielt also ganz unstreitig den ersten Rang, und sogar der Gesetzgeber, der Anführer im Frieden, muſste in den Augen der Menge jenem vor der Hand nachstehen. Denn es hat mit groſsen Ge-

sellschaften eben die Bewandnifs, wie mit kleinen Gelagen. Jene erhalten sich im Anfange und einige Zeit hindurch ohne Gesetze, wie diese ohne Strafen. In der ersten Hitze macht jedes Volk einen Gottesbund unter sich, und dieser erhält sich unverletzt ohne Aufseher, ohne geschriebene oder sonst bekannt gemachte weitläufige Regeln. Der Hauptinhalt des Bundes ist: einander bis aufs Blut und bis zum Tode gegen alle Feinde beyzustehen. Zu der Zeit denkt man nicht an den Samen der Uneinigkeit, der unvermerkt eingestreuet und eingescharret wird, nicht an den hitzigen Eigennutz, der jenen zum Keimen treibt. Eben so zeigt sich die wärmste Freundschaft zwischen den Mitgliedern kleiner Gelage beym Anfange ihrer Stiftung und kurz nachher. Jeder thut von sich selbst und ohne Erinnerung alles, was der Gesellschaft erspriefslich ist. Wenn aber die warme Witterung vorüber ist, wenn den Winter hindurch jeder vor seinem eigenen Herde auf seinen eigenen Vortheil hat sinnen können: dann wird der Gesetzgeber nothwendig, dann mufs Numa die Stadt erhalten, welche Romulus gestiftet hat. Das Volk versetzt den letztern in Himmel und verehret ihn als Quirinus unter

seinen Gottheiten: der erstere wird in die Gallerien der Weisen gesetzt, und verbreitet unter den Menschen den lieblichen Geruch der Gerechtigkeit bis auf undenkliche Zeiten.

Es ist der Gesetzgebung eigen, den Eintritt auf den Schauplatz der Welt allen andern Arten des Genies zu erleichtern. Weil sie selbst des tiefsten Beschauens nicht entbehren kann, (denn sie macht Anordnungen, und sinnt auf Gründe, sie beliebt zu machen) so lernt man durch sie erst die Geister, deren Geschäft solche Betrachtungen sind, schätzen. Jeder ruhige Augenblick, den die Gesetze verschaffen, wird auf neue Gedanken verwendet, die neuen Gedanken, durchs Vergnügen belebt, ordnen sich zum Schönen zusammen; dieses bricht in allen Arten hervor, und die Genies in den Wissenschaften, und die Genies in den schönen Kenntnissen und Künsten umringen nun haufenweise das Genie des Gesetzgebers, der dem Heerführer nachtritt. Ich wünschte, daſs die Nahmen aus der Mythologie nicht so viel an Würde und Glanz unter uns verloren hätten: dann könnte ich mit drey Worten sagen: Mars führt an; ihm folgt Minerva, hinter ihr Apoll. Sogar der letzte ragt oft über den ersten her-

vor; aber der Vortritt bleibt unter ihnen unverändert. Bey der Zusammenkunft zwischen Philipp IV. von Spanien und dem damahls jungen Ludwig von Frankreich war unstreitig Turenne, dessen Siege jenen zu dieser Zusammenkunft vermocht hatten, gröſser als sein König. Aber der junge Monarch stund doch vorne an, und Turenne hatte sich unter dem groſsen Haufen der Hofleute versteckt, wo Philipp den Mann heraus suchen muſste, der ihm nach seinem Geständnisse so viele schlaflose Nächte gemacht hatte.

So weit sind also diese Genies dem Vorwurfe ihrer Arbeit nach, und ihrem äuſsern Range nach von einander verschieden. Sind sie es wohl auch in der Arbeit selbst? Kömmt es nicht bey jedem groſsen Gedanken auf einerley Anlage der Seele an? Sollte nicht der Funke des Genies durchgehends von einem und eben demselben Feuer des Himmels hergenommen seyn? Wenn man ihn leuchten sieht, so denkt man es wohl. Dem groſsen Geiste, dessen Fähigkeit sich irgendwo gezeigt hat, schreibt man sie für alle andere Sachen ebenfalls zu. Aber es ist eine bloſse Vermuthung, der die Erfahrung keine Bestätigung gibt. In der Feldschlacht konnte

Carln XII. sein Stiefel doch wenigstens noch etwas nütze seyn; aber im geheimen Rathe war er gänzlich unbrauchbar. Der seltsame Mann mochte immerhin glauben, dafs einerley Gaben und einerley Art zu denken für die Armee und für das Reich hinlänglich wären: das nachfolgende Unglück des Kriegers, und der Zustand seines armen Schwedens haben das Gegentheil bewiesen. — Würde wohl Turenne jemahls im Stande gewesen seyn, wie Plato zu denken, er, der sich mit dem Range seines Hauses so viel wufste? er, der tiefsinnigen Betrachtungen so wenig folgen konnte, dafs auf dem Leben eines Frauenzimmers und auf desselben Zureden seine ganze Anhänglichkeit an die Religion, darin er geboren war, beruhte? — Man kann zweifeln, dafs Aristoteles den Ruhm eines guten Dichters würde erlanget haben, so treffend auch seine Aussprüche über die Kunst waren. — Und Machiavell, der das Kriegswesen der Alten bis zur Verwunderung gut erkläret, wollte es nie, so sehr man ihm darum auch anlag, übernehmen, nur einen kleinen Haufen Reiter anzuführen.

Wenn die Sprache zu der Vorstellung einer gewissen Sache lauter Metaphern liefert: so ist

es schwer, darüber deutliche Begriffe zu geben. Wie anders, als mit erborgten Redensarten kann ich den Unterschied, der sich meinem Bedünken nach bey der Arbeit der grofsen Geister findet, anzeigen? Der eine, mufs ich sagen, breitet sich mehr aus; der andere strenget sich mehr an. Jener sieht mehr Gegenstände auf einmahl neben einander, und sieht diese Gegenstände so, dafs er jeden insbesondere, und die Beziehung jedes derselben auf den andern klar und lebhaft erkennet. Denn in dem thätigen Leben sind die Gegenstände von einer so unsichern und schlüpfenden Natur, dafs sie der Seele entwischen, indem sie sie fassen und gehörig handhaben will. Mit Gewifsheit niemahls, nur mit Wahrscheinlichkeit kann sie diefs Geschäft verrichten. Muth und geheime Ahndung gehöret dazu, um solche Gegenstände in dem einzigen und besten Augenblicke anzugreifen.

Die Klarheit, womit man dergleichen mannigfaltige Umstände in ihrer wahren Verbindung sieht, scheint nur wenige Augenblicke zu dauern; aber in diesen Augenblicken ist das schöne Licht auch um desto heller: und man möchte bey der Betrachtung einiger Charakte-

re fast sagen, dafs sie bey gewissen Gelegenheiten von der leuchtenden Materie auf einmahl zu viel verzehrten, um davon für Betrachtungen anderer Art noch etwas übrig zu behalten. Wer hat jemahls die ganze Verstrickung der Zeitumstände, den Einflufs von den Charakteren der mithandelnden Personen netter überdacht; wer jemahls die Augenblicke des Ausbruches, wenn nun die Stunde zum Handeln schlagen sollte, richtiger vorher gesehen, als Cromwell? Und in welchem Kopfe, so bald minder thätige Begriffe auszudrücken waren, herrschte mehr Verwirrung als bey eben dem Cromwell? Könnte man nicht sagen, dafs er blofs zum Anschauen und nicht zum Abziehen der Begriffe Gaben besafs; dafs Thaten nicht Worte, Bewegungen nicht Betrachtung seinem Geiste zum Denken verholfen, und die Erleuchtung in ihm bewirket?

Zur Beschreibung der Arbeit, welche bey der ersten Art des Genies Statt findet, möchte ich noch Folgendes hinzu setzen. Die Ideen stellen sich durch Hülfe der Einbildungskraft behende dar; das Gedächtnifs hält sie so lange fest, indem es sie immer für die nähmlichen erkennet, bis die Beurtheilungskraft, die Verbindun-

gen dieser Ideen wahrgenommen; und daraus werden nun von der Kraft des Vorhersehens, (der die Erinnerung vergangene ähnliche Ideen in der Eile herbey geschaffet) solche Schlüsse gezogen, an denen nicht so wohl ihre Richtigkeit, als die schnelle innere Überzeugung, die sie für das Genie mit sich führen, das sonderbarste ist. Andere mögen sehen, ob diefs die Zergliederung von dem Adlerauge des grofsen Condé sey; mir wird es wenigstens dadurch etwas begreiflich, wie Turenne sogar von einem Montecuculi habe voraus sagen dürfen und können: Nun ist er da, wo ich ihn haben wollte: wird es etwas begreiflich, wie Luxemburg in den entscheidenden Augenblicken seine Schlachtordnung habe ändern dürfen, um den Feinden den Sieg aus den Händen zu winden.

Freylich bleibt das Zusammenwirken aller dieser Kräfte bey einem solchen Geiste, die eigentlichste Art des Vorganges bey der ganzen Arbeit immer noch geheimnifsvoll. Aber wenn der Zergliederer das Auge auf das sorgfältigste zerlegt hat: bleibt nicht immer noch das Haupträthsel des Sehens zurück?

Anders als auf die bisher beschriebene Art geht die Arbeit des grofsen Geistes bey der Spe-

culation von Statten. Sie allgemein angeben, ist nicht wohl möglich, da die Speculation nicht nur ganz verschiedene Gattungen unter sich begreift, sondern auch, unter Anführung der Natur selbst, ihre Gattungen, wie es scheint, in gewisse Gränzen einschliefst; wodurch es eben so schwer wird, von einer zur andern überzuspringen. So viel, däucht mich, bleibt unterdessen allen Gattungen gemeinschaftlich, dafs man bey keiner die Ideen mit den äufsern Gegenständen in ihrer Verbindung fortwallen läfst, sondern den Vorwurf absondert, der den ersten Begriff hergegeben, und auf ihn allein seine ganze Achtsamkeit heftet. Hierauf folgen die Gedanken, welche die Seele gleichsam aus ihrem innern Vorrathe herbey schaffet; und diese in das Gedächtnifs zurück geführten Gedanken fasset man einmahl hauptsächlich an den Zeichen, wodurch sie dargestellt werden, und bedienet sich der Kunstgriffe, durch mancherley Verbindungen eine Menge neuer Gedanken hervor zu bringen. Bey dieser Verrichtung unterscheidet sich das Genie vornehmlich durch glückliche Einfälle, das heifst, durch gelegentliches Anbringen und Einschieben solcher Gedanken, die nicht in diese Reihe gehören, aber

ihr ungemein forthelfen. Zweytens fasset man diese Gedanken vornehmlich an Bildern, und bey ihrer Verbindung und Fortsetzung geht es ohngefähr auf die eben jetzt beschriebene Art. Das Schwerste ist immer noch übrig zu sagen,— warum Descartes, Newton, Locke, nur Arbeiten von einerley Art heraus zu bringen vermocht? Warum vielleicht keiner von ihnen, wenigstens die beyden letztern nicht, zu dichterischen Meisterstücken die Fähigkeit, nicht einmahl den Geschmack gehabt? Sie schwebten über die ganze See der Wissenschaften hin, und bewegten die Wasser, um sie mit neuen Wahrheiten zu beleben; aber Pygmalions Bildsäule zu beseelen, war nicht ihr Werk.

Wenn wir dieſs nicht einmahl erklären können, wie werden wir bey der Frage über die eigentliche Erfindung neuer Wahrheiten bestehen? So lange man noch Regeln wahrnimmt, nach welchen der groſse Geist urtheilt, schlieſst, von einem aufs andere springt: so lange kann man auch noch sein Thun beschreiben. Allein, so bald der Lauf seiner Gedanken, wie der Kreislauf seines Blutes ist, das heiſst, ohne daſs er sich dessen recht bewuſst wird; so bald er vorgibt, es gehe ihn nur nach der gewöhnlichen

Geister Weise, wenn er doch auf aufserordentlichen grofsen Gedanken sitzet: dann fällt das Auseinanderlegen und Ausforschen der Wirkung weg, und man kann höchstens noch das Folgende dabey denken.

So wie jetzt die Naturkündiger dem thierischen Samen den ersten Reitz auf das Herz des werdenden Thieres zuschreiben, das vorher wie ein todter Klumpen im kleinen da gelegen: eben so gibt es gewisse äufsere Gegenstände, welche mit einem unwiderstehlichen Reitze auf die dunklen Vorstellungen eines Genies wirken, auf Vorstellungen, die es unbewufster Weise in sich verschlossen gehabt. Alle andere Ideen, die es entweder vorher bekommen, oder noch bekömmt, fliefsen nur wie ein Nahrungssaft zu, und helfen zum Wachsthume jener Hauptvorstellung, die nun zur neuen Wahrheit, oder zum Meisterstück wird. So verhilft das Herunterfallen einiger Äpfel Newtonen zur Theorie der Schwere, und der Anblick eines raphaelischen Gemähldes Correggen zur Mahlerey. Denn Wahrheiten erfinden heifst nicht, in die Gegenstände selbst etwas Neues hinein legen, sondern das Unsichtbare unserer Vorstellungen darüber sichtbar machen.

Überhaupt entsteht kein einziger grofser Gedanke, auch nicht einmahl über Materien, die schon bekannt sind, ohne eine lebhafte Einbildungskraft, geleitet durch ein sicheres Gefühl dessen, was an jeder Sache nach ihren mannigfaltigen Beziehungen grofs oder klein ist. Wo dieses Gefühl mangelt: da können aufserordentliche, seltsame, übertriebene, läppische Gedanken zum Vorschein kommen, niemahls grofse. Daher erzeugen oft die schönsten Phantasien solche Mifsgeburten. Eine Gabe des Himmels ist diefs Gefühl. Es kann weder durch Regeln, noch durch Beyspiele mitgetheilt werden. Salomo hatte es, als er unter allem, was einen König verherrlichen kann, Weisheit wählte.

Wir würden von unserm Zwecke abkommen, wenn wir uns bey den einzelnen grofsen oder erhabenen Gedanken länger verweilten. Es mag genug seyn an dem gedoppelten Fingerzeige; einmahl, dafs die Gröfse eines jeden Vorwurfes bald aus der Menge seiner Theile, bald aus der Beziehung, die man ihm auf andere verschaffen kann, geschlossen werde: hernach, dafs das Gefühl der wahren Gröfse sich oft zugleich auf den Ausdruck, welcher den Gedanken mit sich führt, erstrecke, um desto mehr,

da der Gedanke sehr oft in den Ausdruck so verwebt ist, dafs jener gar nicht ohne diesen da seyn kann.

Es erhellet aus allem Vorhergehenden, was wir entweder deutlich oder verblümt vorgetragen haben, dafs die Gröfse des Geistes anfange, so bald die verschiedenen Kräfte der Seele, die sie vornehmlich zum Denken braucht, in einem höheren Grade, als zu dem täglichen Leben für einzelne Menschen erfordert wird, wirksam sind. Einbildung, Aufmerksamkeit, Vergleichung, Beurtheilung, Vorhersehen und Schliessen, alles diefs mufs noch auf Sachen angewandt werden, die erheblich und erspriefslich sind. Nicht allemahl ist es nöthig, dafs die Gröfse bis zum Aufserordentlichen hinan steige. Bald ist es schon hinreichend, wenn sie zwanzig Menschenseelen übersteigt, bald mufs der grofse Geist, wie Saul, auch über die Propheten hervorragen. Ein andermahl erhebt er sich gar über seine Zeit, darin er lebt. Dann mag er erscheinen, wenn er will: so stehen grofse Veränderungen bevor. Die Gröfse des ersten ist schon geschickt zum Anführen, des zweyten zum Herrschen, der letztgenannte schaltet mit allem, was neben ihm ist. Wie ein Sturmwind

reinigt er die Luft auf dem festen Lande, und veranlasset Schiffbrüche auf dem Meere.

Kein Dreyzack hemmt seinen Ungestüm, wenn er außerdem eine gewisse Beständigkeit, eine Haltung an sich hat, die eben sonst nicht allemahl mit ihm verbunden ist. Sie kann zuweilen bey dem kleinern Geiste sich finden lassen, und gibt ihm sodann einen Werth, der ihn dem größern Geiste in mancher Betrachtung gleich setzet. Dieß ist die Stärke der Seele, das Eigenthum derer, auf welche nur die Königinn Christine durch die schöne Betrachtung kann gezielet haben: „Es gibt keinen Stand unter den Menschen, den man nicht verherrlichen könnte, entweder durch das, was man darin thut, oder durch das, was man darin leidet."

II. ARTIKEL.

VON DER STÄRKE DER SEELE.

Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen, starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöhet, ohne allemahl des-

sen Eingeständniſs dazu zu haben; vor diesen erniedriget es sich ohne Murren. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrschen: sie besitzen die Feeneigenschaft alle schwächere Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreyen des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre groſse Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: „Kommet her, oder gehet hin:" so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, so bald die starke Seele erscheint, und die Winde werden stille auf ihr Wort.

Man verwechselt gemeiniglich die Stärke der Seele mit ihrer Beständigkeit, trotz Hindernissen und Ungemach. Allein diese wird zwar zur Stärke der Seele erfordert, macht aber dieselbe noch nicht aus. Es gehören mehrere Stäbe zu diesem groſsen Bunde, um ihn vollzählig zu haben. Über dieſs kann die Standhaftigkeit erworben werden: bey der Stärke der Seele hin-

gegen findet sich viel Angebornes. Wir müssen also Stück für Stück an ihr aus einander legen. Nachdem wir sie einzeln werden haben kennen lernen: dann wird es Zeit seyn, in ihrer Vereinigung das aufzusuchen, worin die Seelenstärke bestehet.

Das erste und wesentlichste Stück dieser herrlichen Eigenschaft, das, was von ihr unzertrennlich bleibt, weil es angeboren wird, ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens, die Herzhaftigkeit es nur zu denken.

Gewöhnliche Seelen sind wie übel erzogene Kinder. Naht sich diesen ein Fremder, sogleich halten sie die Hände vor die Augen, oder wenden sich weg: sie wagen es nicht einmahl ihn anzuschauen, noch weniger mit ihm zu reden. Jenen ist der Entwurf eines grofsen Unterfangens ein solcher Fremder. Sie unterstehen sich nicht ihn zu denken, noch weit weniger ihn auszuführen. Wie viele mögen wohl zu Karthago gewesen seyn, die, nach dem schlechten Ausgange des ersten punischen Krieges, und nach den unseligen Unruhen der Miethtruppen, auch nur das Herz zu dem Gedanken gehabt hatten, — Rom in Italien zu bekriegen! Hannibal allein, allein er hatte den Muth durch

allen Jammer seines Vaterlandes zu diesem Gedanken sich durchzuschlagen. Dieser Muth entstehet aus der Vorstellung einer grofsen Sache, verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Verworren aber sicher ist ein solches Gefühl: eigentlich eine Selbstempfindung; die Kenntnifs, welche eine Seele von sich selbst hat; der innere Ausruf: *Ed io anche son Pittore!* Diefs Gefühl wird durch nichts geschwächt, durch nichts unterdrückt; keine Ungewifsheit verdunkelt es. Der Ritter Raleigh ist im Gefängnisse, weder losgesprochen, noch verurtheilet; sein Leben und sein Tod liegen noch immer auf dem Schreibtische seines Richters und erwarten die Unterschrift: jede Feder, die eingetaucht wird, kann die Entscheidung niederschreiben. Wer hätte wohl den Muth in solcher Lage seiner Sachen an eine lange Arbeit, die man noch ausführen wollte, auch nur zu denken! der Ritter wagt sich unter diesen Umständen noch im Alter zu dem Gedanken eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, fasset ihn, und führt ihn aus! Diefs ist eben der Raleigh, der auf dem Blutgerüste das Beil, womit ihm der Kopf sollte abgeschlagen werden, befühlte, und ganz gelassen sagte: „Es ist ein

scharfes, aber ein sicheres Mittel gegen alle Übel."

Dieser Muth in der Seele ist gleichsam ihr Saft, welcher nicht nur die Gedanken zum Hervorspriefsen, sondern auch zur Stärke und saftvollen Unbeugsamkeit bringt. Eben durch das klare Gefühl der Kräfte wird die Standhaftigkeit einer wohl genährten Seele von der Steifigkeit des aufgedunsenen Stolzes unterschieden, wie das Grünende von dem Gefrornen und Starren, das nicht von dem Anfüllen der Röhren, sondern von der unterbrochenen Bewegung der Säfte herrührt. Man kann auch eines von dem andern erkennen, so bald man nur die Seele, welche jenen Muth besitzt, zum Reden bringet. Läfst sie sich erst zur Beredsamkeit herab: so überzeuget sie jeden Zweifler, überwältiget jede Furcht, besieget jeden Einwurf. Ein Wort von ihr, ist wie das Wort eines Feldherrn; die Furchtsamen ergreifen alsdann, so wie Cäsars Soldaten, die Axt, und fangen nun an, die Bäume umzuhauen, die sie vorher ihrer Heiligkeit wegen zu verletzen befürchtet hatten *).

*) - - - - - - tunc paruit omnis
Imperiis non sublato secura pauore
Turba. *Lucan.*

Hingegen kann sich der bloſse Einfall, den der hochmüthige Eigenwille erzeugt hatte, durch keine Beredsamkeit nähren. Alles ist daran schwindend — Staub und Asche! — Die starke Seele erringet den groſsen Gedanken, weil sie ihre eigenen Kräfte dazu fühlt: eine starre Seele erhaschet einen Einfall, weil sie vergiſst, wie weit ihre Kräfte gehen. Dieser Muth wird der Seele angeboren; nicht Unterricht, nicht Logik verschaffen ihn; verschaffen das begleitende Gefühl der Kräfte zu allem, was man sich groſs denkt. Der junge Cato wurde von einem Aufseher geleitet, als er diesem schon den römischen Gedanken, den er hatte fassen dürfen, ins Ohr lispelte, daſs es nähmlich so schwer nicht wäre, Rom von einem Sylla zu befreyen. Der Hofmeister erschrak, und der junge Mensch wunderte sich über das Entsetzen des Hofmeisters. So wie die äuſsern Sinnenwerkzeuge in gröſserer Vollkommenheit dem einen angeboren werden als dem andern: eben so scheinen einige Seelen ein stärkeres Bewuſstseyn von sich selbst zu haben als andere. Sie besehen sich ohne Unterlaſs, sind sich immer gegenwärtig und verzweifeln an sich niemahls. Daher die innere Zuversicht, das

Zutrauen auf sich, wenn auch äufsere Stützen unter ihnen sinken; die Dreistigkeit Alexanders: „ich will allein hingehen, und meine „Eroberungen fortsetzen; Macedonier ihr, ihr „könnt nach Hause kehren:" daher das Ich der Medea *). Recht gut kann sich mit diesem innern Vertrauen auf sich selbst das Zutrauen auf Gott verbinden, aber nicht diefs, welches etwas Aufserordentliches von ihm erwartet. Denn in dem letztern Falle kann die schwächste Seele Muth fassen. Das gewöhnliche Zutrauen auf Gott hoffet, dafs der fliegen könne, dem Flügel anerschaffen sind; hoffet, dafs Recht Recht bleibe; hoffet, dafs es sich der Herzen bemeistern werde; hoffet, dafs Gott demselben nicht entstehe, wenn es nicht sich selbst entstehet. Kurz vor dem Gefechte bey Arques, wo Heinrich IV. mit einer Hand voll Leute die Armee der Ligue, mehr als 30000 Mann stark, aufhielt, kurz vor dem Angriffe, hiefs dieser Prinz einige seiner Officiere in ein Gehölze, das nahe an Arques lag, vorrücken, um wo möglich, einige Gefangene zu machen. Sie kamen fast sogleich wieder, und brachten den Grafen von

*) Wer, sagte die Gespielinn der Medea zu ihr, wer bleibt dir noch übrig gegen alle diese Übel? — Ich.

Belin mit sich, der ihnen in die Hände gefallen war. Der König ging ihm entgegen und umarmte ihn mit Lächeln. Der Graf, welcher mit seinen Blicken eine Armee suchte, und fast niemand sahe, bezeugte sein Erstaunen, so wenige Soldaten um den König zu sehen. „Sie se„hen sie nicht alle, sagte ihm der König, mit „eben dem freudigen Wesen;" denn Sie zählen nicht dazu Gott und meine gute Sache, die mir beystehen *).

In sofern kann diefs Zutrauen auf Gott noch zu dem innern Vertrauen gerechnet werden. Mit einer kleinen Abänderung gehört es zu der äufsern Zuversicht, zu der, die sich auf fremde Kräfte verläfst; die ein Vorhaben unternimmt, es zu denken wagt, weil sie sich eines fremden Beystandes vergewissert. Der römische Bürger, der in den bedrängtesten Umständen der Republik den Gedanken haben durfte, Ländereyen anzukaufen, und also ein sicheres Eigenthum zu hoffen! Varro, der nach der Schlacht bey Cannä sich es einzubilden wagte, dafs seine Republik noch ferner einen Consul bedürfte! Cäsar, der vermuthete, dafs sein Glück mit ihm

*) Mémoires de Sully. L. 3.

in den Kahn gestiegen wäre, und mit den Schiffleuten rudern würde! Eben dieser Cäsar, der nach der Austheilung seines ganzen Vermögens an seine Freunde für sich nur einen einzigen Wechselbrief, die Hoffnung, übrig behielt! — Diefs sind Beyspiele von der äufsern Zuversicht auf fremde Dinge. Sie verbindet sich zuweilen mit der erstern, entspringt auch wohl aus ihr, nur nicht allemahl. Hingegen, wenn sie mit jener nicht verbunden ist, so ist auch der Unterschied zwischen ihnen grofs und merklich. Man erblickt die eine in dem vier und zwanzigjährigen Scipio, der nach dem Tode des Vaters und des Oheims, und nach allen wiederhohlten Niederlagen seiner Republik dennoch den Krieg gegen Karthago in Spanien übernimmt, weil er sich ganz fühlet: man sieht die andere an Carl V., der den unglücklichen Zug gegen die Barbarey ausführt, ob ihm gleich die Jahreszeit entgegen ist, ob ihm schon alle seine Hauptleute davon abrathen — blofs weil er auf sein vorhergehendes Glück rechnet. Die erste wird durch den Erfolg des Unternehmens, er mag günstig oder widrig seyn, weder vermehrt noch vermindert; die andere steigt und fällt mit dem Vortheile oder Nachtheile des Ausganges. Eben der Carl

dankt die Regierung ab, nachdem ihm die Belagerung vor Metz miſslungen, weil er glaubt, das Glück, dessen Natur weiblich ist, habe seinen Feind, der nun in der Blüthe der Jahre stund, lieb gewonnen, ihn aber, als einen alten Mann sehe es mit Verachtung an. Hingegen begreift der groſse Czaar, daſs seine Kräfte mit jeder verlornen Schlacht wachsen, und daſs endlich der Schüler seinem Lehrmeister nicht mehr Schande machen werde. Ich habe hier die Zuversicht sogleich mit dem Muthe des Geistes verbunden, weil sie eine Folge davon, obwohl nicht ganz einerley mit ihm ist. Ihr Zeichen aber kann man den hohen Sinn nennen; denn dieſs Wort dünkt mir, drückt aus, was man durch *élévation d'esprit* anzeigt! die Physiognomie der starken Seele! „Es gibt, sagt Rochefou„cault, einen hohen Sinn, der nicht von dem „Glücke abhängt. Was ist er? Eine Miene, die „uns auszeichnet, und die uns zu groſsen Din„gen zu bestimmen scheint: ein Werth, den „wir uns unvermerkt selbst beylegen. Diese „Eigenschaft ist es, vermittelst der wir eigen„mächtig erlangen, daſs andere Menschen uns „nachgeben, und sie ist es auch meistens, die „uns höher über sie hinaus setzt, als Geburt,

„Ehrenstellen, und selbst das Verdienst es thun „mögen. — Es kann niemand diesen Sinn ha-„ben, ohne einiges Verdienst zu besitzen, ob-„schon diefs ohne jenem seyn kann. — Er ver-„schafft dem Verdienste eben den Vortheil, „welchen der Putz einer schönen Person noch „zulegt" *).

Dieser hohe Sinn bricht allenthalben durch, es sey nun, dafs man durch das Glück von einer schon erlangten Höhe herunter gestofsen, oder in der Tiefe vom Steigen zurück gehalten worden. Tausend Beyspiele könnte man hiervon anführen. Es ist aber die Pflicht des Schriftstellers da, wo er die Wahl hat, solche anzuführen, die weniger bekannt sind, ohne es weniger zu verdienen. Der Marquis von Montrose verficht lange mit einem fabelähnlichen Heldenmuthe die Sache seines unglücklichen Königes

*) Il y a une élévation, qui ne dépend point de la fortune: C'est un certain air, qui nous distingue, et qui semble nous destiner aux grandes choses; c'est un prix, que nous nous donnons imperceptiblement à nous mêmes; c'est par cette qualité que nous usurpons les defférences des autres hommes; et c'est elle d'ordinaire, qui nous met plus au dessus d'eux, que la naissance, les dignités et le mérite même. — Il y a du mérite sans élévation, mais il n'y a point d'élévation sans quelque mérite. — L'élévation est au mérite ce que la parure est aux belles personnes.

(Carls II.); zuletzt überwältiget und überfallen von seinen Feinden, wird er gefangen, gebunden, beschimpft, von den wüthenden Presbyterianern verflucht und zur Verantwortung geführt. „Ich würde nicht unbedeckt vor euch „stehen, sagt er zum Parlamente, wenn euch „nicht mein und euer König die Ehre erwie-„sen, mit euch in Unterhandlung zu treten." Eben diefs Parlament konnte ihn verurtheilen, und verurtheilte ihn auch zum Tode, gerade darum, weil er es an seinen König erinnert hatte. Algernon Sidney beugte seinen hohen Sinn so gar nicht, dafs er unter dem gröfsten Drucke, den man von einer gewaltthätigen Regierung fühlen konnte, noch immer bis zum Todesblocke hin, wie ein Republikaner dachte und sprach. Carl XII. befiehlt den Janitscharen, als ob sie seine Soldaten wären. Doch am schönsten zeigt sich der hohe Sinn da, wo er wegen der niedrigen Umstände unerwartet ist. Die vortreffliche Beschreibung des de Thou von dem Cardinal Martinusius wird uns wegen anderer Beyspiele, die ich weglasse, schadlos halten.

Der Cardinal Georg Martinusius, aus Dalmatien gebürtig, stammte von einem edlen, aber

ganz verarmten Hause. Als Knabe verrichtete er bey der Mutter des Königes Johannes die allerniedrigsten Dienste; denn sein Amt war, die Zimmer zu heitzen, und eben defswegen verliefs der Knabe, dessen Sinn hoch ging, entweder aus Verdrufs über seine gegenwärtigen Glücksumstände, oder aus Verzweiflung, bessere zu erlangen, den Pallast, und ging in ein Kloster. Dort wurde er Pater, Keller- und Küchenmeister, theilte aber die Lebensmittel unter die Brüder des Klosters nicht gleich aus, sondern nach Mafs, wie er einem mehr gut war, als dem andern; so dafs er schon damahls auch in den allerkleinsten Dingen und bey Leuten, die in einem so niedrigen Stande lebten, sich um Gunst bewarb *). Nachdem er dort zuerst buchstabiren und lesen, und sogar etwas La-

*) Georgius Martinusius, Cardinalis, natione Dalmata, nobili familia, sed in tenui re educatus, vilissima puer apud Ioannis regis matrem ministeria exercuerat, calefaciendis hypocaustis destinatus, quapropter elati ingenii iuuenis, seu taedio praesentis, seu desperatione melioris fortunae, relicta Ioannis familia vitam monasticam in Pauli primi Eremitae coenobio iuxta Budam professus est, cellariae praefectus, et promuscondus effectus, ad victum necessaria non aequaliter, sed prout alios aliis plus diligebat, inter fratres distribuebat; iam tum vel in leuissimis rebus, et inter humilis conditionis personas gratiam occupans, - - - hunc exitum habuit Geor-

tein aussprechen gelernt, in der ehrgeitzigen Absicht, dereinst als Priester Messe halten zu können: kam er wieder zum König Johannes; begleitete ihn allenthalben während seines Aufenthaltes aufser dem Reiche, diente ihm treu in den wichtigsten Geschäften, wurde nach der Wiedereinsetzung des Königes geheimer Rath, und durch das Testament desselben Vormund über den Prinzen Stephen, und also Herr über alle Regierungssachen. Die folgenden Umstände der Zeit machten es nothwendig, dafs er sich mit Ferdinanden (Kaisers Carls V. Bruder) in ein Verständnifs wider die Türken einlassen mufste. An der Spitze seiner Truppen fochte der Cardinal allenthalben gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit der grössesten Tapferkeit, konnte es aber doch nicht hindern, dafs er Ferdinanden verdächtig wurde: und der letztere liefs ihn bald darauf durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen. „Und so endig„te dieser Mann ein beynahe siebzigjähriges „Leben, nachdem er sich aus den niedrigsten

gius LXX circiter annos natus, qui ex humili fortuna in summum honoris fastigium, et regibus parem potentiam peruenerat; vir pace belloque clarus, et profunda prudentia cum paucis comparandus.

„Glücksumständen zum höchsten Gipfel der „Ehrenstellen und einem königlichen Ansehen „empor geschwungen. Im Kriege und Frieden „war er gleich vortrefflich, und an tiefen Staats- „einsichten mit wenigen zu vergleichen."

Soll ich das zweyte Stück, welches ich bey der Stärke der Seele wahrzunehmen glaube, lieber Heiterkeit oder Unerschrockenheit des Geistes nennen? Hier ist die Beschreibung des Dichters davon:

— — — — *tranquillaque magni*
Vis animi, nulloque leuis terrore moueri.

Beyde Nahmen, beyde Begriffe liegen in der Beschreibung: „ruhig und feste: in einem ste- „ten Gange, aber auch in einerley Laufbahn; „keine hüpfende, aber auch keine zitternde Be- „wegung." Ein vorgesetzter Begriff, eine Denkungsart, welche die Seele etwa angenommen hat, erhält sich in der ersten Klarheit, wenn auch schon ihre Aufmerksamkeit durch neue unerwartete Vorstellungen nicht blofs weggezogen, sondern auch der erstern entgegen gerichtet wird. Diefs ist der Ritterschlag, den die Natur nur wenigen ertheilt, der Titel des vesten Mannes, den sie ihnen mit auf die Welt gibt, und gegen den sich das Bestreben der Wei-

sen um Horazens Nichtsbewundern eben so verhält, wie der neue Adel zum alten.

Ich höre auf davon, vielleicht auf Gerathewohl zu reden, um auf ein Gemählde zu weisen, darin diese Heiterkeit vollständig abgebildet ist. Das Gemählde findet sich in den Nachrichten des Cardinals von Rez, und ist, aufser den kurzen Betrachtungen, die häufig in den Nachrichten eingestreuet sind, fast das einzige Stück, warum mich das Durchlesen derselben nicht reuet. Mein Gedächtnifs mufs mir, da ich jetzt die Nachrichten nicht bey der Hand habe, die Hauptzüge vorzeichnen, und wird hoffentlich nichts darin verfehlen. — Man erblickt zuerst auf dem Wege nach Paris einen Wagen, darin Frauenzimmer sind, in Gesellschaft des Rez, Turenne, und noch eines andern Herrn, vorne auf einige Bedienten: der Tag ist noch nicht recht angebrochen; in der Ferne erscheint plötzlich ein langes Gefolge von schwarzen Wesen. Der Kutscher hält an, die Bedienten rufen Ave Maria: wer aus der Kutsche zu den Schlägen heraus gucken kann, erschrickt, hohlt tief Athem, und ein allgemeiner Jammer fängt an, die weiblichen Herzen zu drücken. Der eine Herr sucht ebenfalls seine Rettung

einzig und allein im Gebethe. Rez und Turenne springen zum Wagen heraus, nehmen den Degen in die Hand, und gehen auf die schwarzen Wesen los, Rez heftig, Turenne gelassener; die unbekannten Geschöpfe erschrecken nun weit gewaltiger, als sie erschrecket hatten, da sie, die man nicht erkannte, etwas, was sie wohl erkannten, nähmlich zween Menschen mit bloſsen Degen auf sich anrücken sahen. Menschliche um Gnade flehende Stimmen lassen sich hören, und es entdecket sich, daſs das Gefolge ein ganzes Kloster voll schwarzer Franciscaner ist, die bey warmen Sommertagen gleich mit Anbruche des Tages (damit sie nicht gesehen würden), heraus gegangen waren, um sich zu baden. Nach dem ersten Ausbruche des Gelächters fragt Rez den Turenne: wie war Ihnen eigentlich zu Muthe? Ihnen schien etwas bange zu seyn: wenigstens gingen Sie sehr bedächtlich. Aber Sie, Rez, sagte Turenne, Sie waren so hastig: Sie haben sicher nicht die geringste Furcht gespüret? Wann ich es ihnen aufrichtig sagen soll, versetzte Rez, meine erste Anwandlung war Furcht: aber ich überwand sie, und muſste eben deſswegen hastiger thun. Dann will ich Ihnen, erwiederte

der grofse Turenne, eben so aufrichtig gestehen, dafs meine erste Anwandlung bey diesem Vorfalle Freude gewesen: ich freuete mich in der Vermuthung, dafs mir mein alter Wunsch, Gespenster zu sehen, dürfte gewährt werden; und um ja nichts dabey zu übersehen, war ich bedächtlich und ruhig. So sah es, merkt Rez an, so sah es bey allen Vorfällen, was sie auch seyn mochten, in der Seele dieses starken Mannes aus: immer war sie in gleicher Heiterkeit. Und wirklich diesem Gemählde von Turennen kömmt nichts aus dem Alterthume bey, als das Betragen des Sokrates, nachdem die Armee, unter der er diente, geschlagen worden. Alcibiades hatte es beobachtet, und ich will es den Montagne erzählen lassen. *Je le trouvay (dit Alcibiades) après la route de notre armée, lui et Lachéz, des derniers entre les fuyans et le considéray tout à mon aise et en seureté, car j'estois sur un bon cheval, et luy à pied, et avions ainsi combatu. Je remarquay premièrement, combien il montroit d'avisement et de resolution, au prix de Lachez: et puis la braverie de son marcher, nullement different du sien ordinaire: sa veuë ferme et reglée, considerant et jugeant ce qui se passoit autour de luy, regardant tantost les uns*

tantost les autres, amis et ennemis, d'une façon, qui encourageoit les uns et signifioit aux autres, qu'il estoit pour vendre bien cher son sang et sa vie, à qui essayeroit de la luy oster, et se sauverent ainsi. Man mag es ansehen wie man will: so bleibt immer diese gänzliche Entfernung von allem Zagen, diese Fassung des Gemüths, darin nichts befremdet, darin man bey jedem Vorfalle so ist, als ob man zu Hause wäre: dieses bleibt ein Geschenk der Natur. Die Wirkung der Seelenkräfte mufs dazu vermuthlich so beschaffen seyn, dafs die Lebhaftigkeit der alten Ideen immer gleich stark erhalten wird, um der Lebhaftigkeit der neuen stets gewachsen zu seyn. Zwar strebt der Weise durch einen langen Kampf nach diesem Nicht — entsetzen. Vorschriften, Regeln, wiederhohlte Betrachtungen sollen ihm das Gleichmüthige, Unwankende verschaffen, das allein glücklich machen und auch glücklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er endlich zu dieser Gemüthsverfassung; zwar leider oft erst, wenn sie bald unnütze wird: jedoch gelingt es ihm in so weit, dafs er nicht mehr umfällt, sich aufrecht erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand noch stämmen darf. Aber die erste Anwandlung des

Schreckens vermeidet er selten, die erste Bestürzung, die Abwesenheit des Geistes auf einen Augenblick, die einer Verfinsterung und Verdunklung aller Ideen so nahe ist. Es kann die Wiederhohlung, oder Wiederkunft der nähmlichen Dinge, die sonst bey jeder gewöhnlichen Seele zuerst Schrecken erregen, durch die bloſse Macht der Gewohnheit einige Unerschrockenheit zuwege bringen: Alles dieſs reicht nicht an jene wesentliche Gleichgültigkeit, die den Kanzler Morus noch auf dem Blocke an das Zurücklegen seines Bartes denken lässet, damit, sagte er, dieser, unschuldig am Hochverrathe, nicht zugleich abgehackt würde. Sind denn also die Bemühungen des Weisen um die Ruhe, um die Gelassenheit, welche er sucht, sind sie für den Mann, den die Natur so fest gebildet hat, für ihn ganz überflüssig?— Die Absicht jener Bemühungen geht weiter. Sie wollen der Seele nicht nur das Dauerhafte gegen das Reiben neuer von auſsenher kommender Ideen verschaffen, sondern sie auch in Absicht ihrer eigenen Wünsche und Vorstellungen im Gleichgewichte erhalten. Eben der Turenne, den von auſsenher nichts aus seiner Fassung bringen konnte, litte in

sich selbst die stärksten Umwälzungen, da er bald zu dieser Hofpartey, bald zu jener sich schlug, und sogar von Weibern geleitet wurde. Aber in keinem Beyspiele zeigt sich vielleicht der Unterschied zwischen der äufsern Unerschrockenheit und der innern Gleichmüthigkeit deutlicher, als in dem Beyspiele des Chaumont, der für Ludwig XII. (von Frankreich) im Mayländischen Befehlshaber war. Chaumont wurde beordert, den Herzog von Ferrara gegen den Papst Julius II. zu vertheidigen. Durch eine glückliche und unerwartete Wendung schlofs er den Papst nebst seinem ganzen Hofe in Bologna ein, und er konnte ihn ohne Blutvergiefsen zu seinen Gefangenen machen. Aber seine tiefe Ehrfurcht für den heiligen Vater machte ihn geneigt Unterhandlungen Gehör zu geben, wodurch man ihn nur zu hintergehen suchte. Als er sich darauf wegen Vernachlässigung der Vortheile, die er in Händen gehabt, dem strengsten Tadel ausgesetzt fand, machte er sich selbst so bittere Vorwürfe darüber, dafs er in eine auszehrende Krankheit verfiel, woran er auch bald hernach starb. Doch auf dem Todbette verfiel er noch einmahl wieder in die entgegengesetzte Reue, und flehte

aufs demüthigste bey Ihro Heiligkeit um die Vergebung seiner schweren Sünde, nur jemahls die Waffen gegen sie getragen zu haben *). Welches klägliche Hin- und Herschläudern zwischen der Treue des Soldaten für seinen König gegen alle Feinde desselben; und zwischen der Verehrung, die einem Papste der Römischkatholische schuldig ist! Was für Dienste hätten hier einige Blätter sokratischer Philosophie thun können!

Und an der Ruhe des Gemüthes, welche von der Weisheit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, Überlegung und Erfahrung ist, erkennt man auch bald ihren Ursprung; denn sie führt etwas Gleichförmiges, etwas Gleichgespanntes durch das ganze Leben des Menschen hindurch, das sich von jeder Seite, und unter allen Umständen darin antreffen lässet. Die Lady Johanna Gray, welche die englische Krone nicht getragen, sondern nur berührt hatte, dieses vortreffliche Frauenzimmer war in seinem siebzehnten Jahre mit den Weisen des Alterthums und besonders mit Plato so bekannt, und von ihrem Umgange so bezaubert, daſs

*) L'Abbe du Bos Hist. de la ligue de Cambray.

sie diesen Umgang nicht nur den Lustbarkeiten des Hofes mit Vergnügen vorzog, sondern auch genug daraus gelernet hatte, um mit Widerwillen den ehrgeitzigen Absichten ihrer Verwandten nachzugeben, mit Gleichgültigkeit den Thron zu besteigen, und zehn Tage darauf mit Freuden, obschon durch eine schleunige Glücksveränderung, ihn wieder zu verlassen. Als sie nun nicht mehr das Glück eines Privatlebens, das sie, so sehr gewünscht, für sich und einen geliebten Gemahl hoffen durfte; sondern ein Todesurtheil erwarten mufste, das sie aus eigener Schuld so wenig verdient hatte: blieb sie nicht nur standhaft, sondern auch so richtig in ihren Einsichten, dafs sie erkannte, wie sogar Unschuld, die sich auch nur zur Störung der Ruhe des Staates brauchen läfst, schuldig werde. Ihren Gemahl sah sie vor ihrem Fenster vorbey zum Blutgerüste, und seinen Leichnam wieder zurück führen, wohin sie ihm nun sogleich folgen sollte. Zärtlich und ruhig gab sie ihm erst noch von ferne ein Zeichen ihrer Liebe, und setzte nachher über diesen Anblick in ihre Schreibtafel drey Sprüche in griechischer, lateinischer und englischer Sprache von sehr richtigem und erbaulichem

Inhalte. Und so wird von der Ruhe der Seele auf die Gegenwart des Geistes wieder eine Folge, ob sie gleich mit der Unerschrockenheit oder Heiterkeit schon angeboren wird, und also in verschiedener Betrachtung bald die Ruhe auf sich stützen kann; bald auf sie sich gründet. Ihre Sprache endlich kann man aus des unglücklichen Grafen von Strafford Schutzrede vor seinen Richtern lernen. Von seinem schwachen Freunde, dem schwachen Könige (Carln I.) seinen Feinden Preis gegeben, und dadurch der Vorläufer von dem Tode des letztern, vertheidigt sich dieser grofse Mann dennoch mit Würde und Edelmuth, und schliefst mit folgenden Worten vor seinen Pairs; „Jetzt, „Mylords, danke ich Gott, dafs er mich durch „seine Gnade von der grofsen Eitelkeit aller „zeitlichen Güter durch die Vergleichung mit „den wichtigern Freuden unserer ewigen Fort„dauer sattsam unterrichtet hat. Und in die„ser Verfassung, Mylords, unterwerfe ich mich „aufrichtig und freywillig mit aller Demuth „und Ruhe der Seele Eurem Urtheile. Euer „gerechter Ausspruch mag mich nun zum Le„ben oder zum Tode verurtheilen: so werde „ich mich voll Dankbarkeit und Vertrauen den

„Händen des grofsen Urhebers meines Daseyns „überlassen."

Das dritte Stück, das sich bey der Stärke der Seele entwickeln läfst, hat mit den beyden vorhergehenden wenig oder vielleicht nichts gemein. Denn weder Muth noch Heiterkeit führen zu der Festigkeit und Stätigkeit des Willens, vermöge welcher man etwas so lange will, bis es ausgeführet ist. Eben nicht gewaltsame Hindernisse dürfen diesem Wollen entgegen stehen. Blofs der langsame Gang der Zeit; das Aufsenbleiben der Früchte, oder doch ihr Verzögern; die Darstellung neuer glänzender Ideen; diefs sind schon für die meisten Menschen furchtbare Hindernisse: daraus entsteht die Verdrossenheit immer die nähmliche Sache zu denken; immer an dem nähmlichen zu arbeiten; daraus das Erschlaffen der nöthigsten Kräfte, Ekel für dem Alten, und Munterkeit zu dem Neuen. Lafs sehen: wie breit mufs der Weg seyn, den du zum Gehen brauchst? so viel Fufs breit, sagst du; gut: wenn ich also das übrige, was du nicht brauchst, von beyden Seiten weg nehme: wird wohl dein Weg dadurch schmäler? und doch fürchtest du dich, nun über den schmalen Steig weg zu schreiten;

nähmlich dein Blick ist unstät, deine Augen flattern; dich hält nicht einerley Gegenstand feste: du zitterst, dir wird bange, du stehst still, wankest, nun fällst du. Ist aber nicht jede Stätigkeit des Willens ein solches Hinsehen auf einerley Idee? beruht sie nicht auf dem dauerhaften Vorzuge, den man einer bewährt gefundenen Idee vor andern gibt? Man setzt sie oft in Vergleichung mit andern, aber allemahl schlägt der Vorzug für jene aus: Und zwar ists die Seele, welche in beyde Schalen die Gewichte legt. Dadurch eben unterscheidet sich diese Festigkeit von der Unerschrockenheit. Die letztere hält nur das Ebengewicht gegen Ideen, die sich von aufsen zu drängen: die erstere erhält es gegen die eigenen Veränderungen der Seele: und was uns von innen droht, ist weit gefährlicher, als was von aufsen. Will uns jemand von unserm Vorsatze, von unserer Schanze vertreiben: sogleich waffnet sich die Eigenliebe zu unserm Behufe; man wird gegen den Feind erhitzt: rühmlich ist die Gegenwehr: süfse die Art von Genugthuung, welche man sich durch den tapfern Widerstand verschaffet. Aber es falle nur in langer Zeit niemand unsre Schanze an, es lasse uns dort jedermann müfsig;

ohne Kampf aufser gegen Zeit und Langeweile; wie oft wird uns nicht der Gedanke einkommen, den Posten zu verlassen? und wähnen wir erst keine Ursache zur Furcht zu haben: wird nicht der Gedanke ausgeführt werden? langsames Schleichen der Zeit! grausamste Marter für den unternehmenden Geist, für den Geist, der Ehre suchet! Wie oft mag Cäsar den niedrigen Wunsch gethan haben, lieber ein Königs Sohn, als ein römischer Patricier zu seyn! Als der erstere würde er wie Alexander schon in den zwanzigen den Ruhm genossen haben, den er nach den Anstalten seines Staates erst nach den vierzigen hoffen durfte. Wie lange mufste ein ganzer Sommer Fabius dem Zauderer geworden seyn! Anstatt der verdienten Ehre dafür, dafs er ihn zum Wohl seines Landes unthätig hatte vorbey kriechen lassen, hörte er nichts als Vorwürfe. Erst nachdem der langsame Feldzug zu Ende war; erst alsdann entdeckte das Volk die Gröfse seines Feldherrn und die Wohlthat seines Zauderns! Nichts aber, nichts übertrifft die Festigkeit, welche Colons Seele gezeigt hat! Nachdem sie mit dem gröfsesten Muthe den Gedanken einer neuen Welt gefasset; acht Jahre lang keine andere Seele

gefunden, die diesen Gedanken denken durfte: liefs sie ihn doch nicht fahren, sondern harrete der Zeit; unterhielt sich mit der Gröfse ihres Vorhabens, unverdrossen es zu bewundern: sollte sie auch eine Halbkugel der Erde unentdeckt wieder mit sich von der Welt nehmen müssen. Das Schiff, womit Colon nach seinen neuen Entdeckungen segeln wollte, lag, wenn ich so sagen darf, diese ganze Zeit über in seinem Sinne vor Anker. Ich sage nichts von der Herzhaftigkeit, womit er die Zweifel, die Einwürfe, das Schelten seiner Schiffskameraden, und vermuthlich auch von Zeit zu Zeit ein innres Schelten auf sich selbst ertrug. Diefs gehört unter ein anderes Hauptstück. Seine Festigkeit bey einerley Vorsatze, ehe er noch handeln durfte, diese reifst meine Bewunderung an sich; so wie die Tapferkeit eines Regiments höher geschätzt wird, wenn es, ohne selbst etwas zu thun, das feindliche Feuer aushält, als wenn es gegenfeuret.

Wenn ich nicht aus der neuern Geschichte dieses grofse Beyspiel vor Augen gehabt hätte: so würde ich auch hier wieder Cäfarn angeführt haben, der ganze zehn Jahre hindurch, die von Gefahren für sein Leben voll waren, der

während seiner zehnjährigen Kriege in Gallien und Britannien, das heifst gegen die tapfersten Feinde der Römer, der den Entwurf fest hielt, sich zum ersten Mann in seiner Republik zu machen. Man läfst selten dieser Seele alle Gerechtigkeit, die man ihr schuldig ist, widerfahren. Wenn wir die weitläuftigste Geschichte lesen: so laufen uns Cäsars zehn Jahre in Gallien schnell vorüber; aber bedenkt man auch: welche lange Zeit zehn Jahre für den Ehrgeitz sind. Was an Cäsars Plane jede Schlacht; jedes Scharmützel, jeder Vorfall ändern konnte, wenn er unglücklich ausfiel: und wenn er gelang: so war es erst eine weit aussehende Vorbereitung zum grofsen Zwecke! Dieses Ausdauren gegen die Zeit, ist das wahre Unterscheidungszeichen des Ehrgeitzes von der Eitelkeit. Die letztere sucht immer ihre Belohnung in der Nähe, bettelt sie von denen, die sie unmittelbar umgeben; will sie ohne einigen Zeitverlust. Wird sie ihr nicht sogleich gewährt: flugs sinken der Eitelkeit die Hände an dem unternommenen Werke. Wenn Rom gegen den Catilina durch vieljährige Arbeit hätte müssen vertheidiget werden: so würde Cicero schwerlich seine herrliche und geprahlte That verrichtet haben.

Nichts ist schwerer als die Stätigkeit des Willens vom Eigensinne und von der Halsstarrigkeit zu unterscheiden. Es läſst sich bald sagen, daſs jene vernünftig sey, diese unvernünftig. Wo ist das groſse Unternehmen, das nicht im Anfange gemeinen Augen einer Thorheit ähnlich scheinet? Wie viel spöttische Gesichter, die sich hinter Schnupftüchern verbargen, als Peter der Groſse das erstemahl die Trommel schlug! Aber laſs jetzt noch jemand auftreten und lachen! Fast alle groſse Unternehmungen werden gesäet in Unehren: ihre Herrlichkeit erscheint erst alsdann, wann sie aufgehen. Auſserdem macht uns in unsern Urtheilen zu Schanden jene ewige Anordnung der Weltbegebenheiten, die auf eine so göttliche und unbegreifliche Art zwischen das eigene Gewebe der Menschen eingewirket ist. Wenn Carl XII. die Schlacht bey Pultawa gewonnen hätte: oder wenn ihm sein Leben vor Friedrichs-Hall noch wäre gefristet worden, um den neuen Entwürfen des Alberoni, Görzen und sogar Peter I. Entwürfen, dazu Carls Leben und Charakter so nothwendig war, Zeit zur Reifung zu lassen: Geschichtschreiber, die ihr ihn jetzt so unbarmherzig richtet, was würdet ihr alsdann

von ihm sagen? wie würdet ihr seine Festigkeit; seine stäte Verfolgung des nähmlichen Entwurfes, bewundern? Wilhelm von Oranien, der fast allemahl im Felde, und niemahls in seinem Sinne überwunden wurde! welche Seele! von der frühesten Jugend an bis in sein Alter einerley Willen, nähmlich, Frankreichs Macht entgegen zu arbeiten! Aber wenn nun der junge Mensch damahls, als er seinem Vaterlande die Annahme der schmählichen Friedensbedingungen des edelmüthigen Ludwigs abrieth: wenn nun der junge Mensch seine Republik, die schon am Rande des Verderbens stand, durch seinen festen Sinn vollends hinein geführt hätte: würde er nicht durchgehends ein unbedachtsamer hartsinniger Jüngling heissen? Setzt einen andern Menschen als den Herzog von Buckingham an die engelländische Regierung, und des grofsen Cardinal Richelieus Beharrlichkeit in seinem Unterfangen gegen Rochelle wird zur Thorheit. O du! der du im Himmel deinen Sitz hast, und den ganzen Aufzug der menschlichen Thorheiten, wie ein Schattenwerk vorübergehen lässest, du allein entscheidest, was besonnen oder unbesonnen heifsen soll; du bringest zu Ehren, wenn du

willst, Kinder, die einem festen Faden nachgehen, und machest zu Schanden Weise, wenn sie wissend oder unwissend deinen Absichten widerstreben! Alle ihre Rathschläge werden alsdann verkehrt, und was sie eben am meisten demüthiget, in aller Augen scheint es dann, daſs sie ihre Unfälle verdient haben *).

Wenn es nun gleich für Zuschauer so schwer wird, den eisernen Kopf vom gediegenen Sinne zu unterscheiden; so bleibt es doch wahr, daſs ein Unterschied dazwischen sey. Der nähmliche, möchte ich fast sagen, wie zwischen Muskeln, die von Blut und Lebensgeister strotzend sich strammen, und zwischen solchen, die vom Froste erstarrt sind. Ich möchte das letztere unter dem *rigor animi* verstehen, den Tacitus einem Tiber auch noch in den letzten Stunden seines Lebens beylegt. „Kräfte und Lebensgei-„ster verlieſsen ihn schon, noch nicht die Ver-„stellung; noch immer der steiſe Sinn; Stim-„me und Gesichtszüge strengte er an und such-„te zuweilen freundlich auszusehen, und eine

*) Quippe ita res habet, vt plerumque, qui fortunam mutaturus est Deus, consilia corrumpat, efficiatque, quod est miserrimum, vt, quod accidit, et iam merito accidisse videatur.

Velleius Paterculus.

„Kraftlosigkeit zu verbergen, die doch nur gar „zu sichtbar war *)."

Ich habe mich bey dieser Stätigkeit des Willens etwas länger aufgehalten, weil sie das unentbehrlichste Stück von der Stärke der Seele fast für jeden Stand ist. Hier ist noch nicht der Ort zu sagen, in wie weit sie für den einen verdienstlich werde; für den andern nicht. Sonst müſste es auch schon hier stehen, daſs der Staatsmann ohne dieses Unwandelbare in seinem Vorsatze, ein Verderben für die Einheimischen, und ein Spott für die Auswärtigen werde. Aber es liegt mir jetzt noch nicht an der Anwendung der Begriffe. Woferne ich nur so glücklich bin, sie erst gehörig zu entwickeln und festzusetzen: so muſs die Anwendung nachher ganz leicht werden. Ich wiederhohle es nun bloſs, um es tiefer einzuprägen, daſs die Stätigkeit des Willens eigentlich in der Wirkung der Seele auf sich selbst bestehe, und nicht so wohl äuſsere Hindernisse zu bestreiten habe, als vielmehr ihren eigenen Wankelmuth, eigenes Zagen, ihre Einwendungen zu Hause. Wenn

*) Iam Tiberium corpus, iam vires, nondum dissimulatio deserebat: idem animi rigor, sermone ac vultu intentus, quaesita interdum comitate quamuis manifestam defectionem tegebat. Annal. L. 6. c. 59.

man noch genauer gehen will: so mag man hinzusetzen, daſs die Festigkeit nicht den Anfang zum Kampfe mache, daſs sie schon einen Sieg voraussetze, und ihr bloſs die Ehre vorbehalten sey, das Errungene zu beschützen.

Überhaupt nimmt die Thätigkeit, die auswärts geht, bey den übrigen Stücken der Seelenstärke immer mehr und mehr ab. Was ist minder thätig als die Geduld? Aber zur Stärke der Seele gehört sie gewiſs mit; sie erfordert nicht eigentlich eine Spannung, sondern von einem geistigen Wesen körperlich zu reden, eine Zähigkeit der Fasern, welche nachgeben, ohne zu zerreissen. Dieſs Besondere an ihr hat den Anschein veranlasset, als wäre sie vielmehr das Gegentheil von der Stärke der Seele. Denn man setzt oft die thätige Seele der leidenden oder geduldigen entgegen. So haben wir oben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daſs man die Herzhaftigkeit beym Angriffe für die ganze Stärke der Seele halte; und eines dieser Versehen erzeugt das andere. Unstreitig, daſs die Geduld ihren Feind nicht angreift: aber sie bestehet ihren Mann. Sie stöſst nicht mit Heftigkeit gegen ihn an: aber in sich selbst gedränget hält sie ihn aus. Ihr Verdienst besteht

gleichsam in dem Beharren an demselben Ort. Der Muth erhebt sich zu grofsen Unternehmungen: die Unerschrockenheit übersieht alle Larven, alle Schreckbilder, die sich in diesen unbesuchten Gegenden gemeiniglich sehen lassen: die Stätigkeit treibt auf dem Wege an: die Geduld hält aus an dem Orte, wo man unumgänglich stille stehen mufs. Jeder Aufenthalt, wo die Kraft der Thätigkeit gehemmet wird, ist ein Leiden, und wenn die Schmerzen des Körpers zu empfindlichen Leiden der Seele sich fügen: so erreicht die Tugend, welche gegen beyde an ihrem Standorte aushält, den Grad des heroischen. Fast nur in dem letztern Falle hat die Geduld etwas Glänzendes an sich. Sonst ist sie ohne allen Schimmer, besonders wenn sie nur mit Schmerzen des Körpers kämpfet. Ihre Ausübung aber wird eben dadurch, weil sie ohne Lobsprüche von Seiten der Menschen bleibt, desto erhabener, obschon auch dieses Verweigern der Lobsprüche so unbillig nicht ist, als es scheinen dürfte. Man weifs, oder erräth es nur selten, dafs das Stillsitzen eines aufserordentlichen Geistes nicht von seiner Willkür, sondern von einem äufsern Hindernisse, herrühre. Wie viele an dem Hofe

Tarquins haben wohl das Leiden der Seele am Junius Brutus erkannt? Eine der schönsten Stellen im Leben des berühmten Churfürsten von Sachsen, Moritzens, ist wohl diese, da er die Belagerung von Magdeburg unternimmt, und seine Geduld in Erwartung der rechten Zeit zur Demüthigung des stolzen Kaisers dadurch bis zum Glanze treibt! Die übrigen Leiden in Privatumständen sind noch erkenntlicher. Hier ist, was Flechier sagt, das Girren der zärtlichen Taube, das fast niemahls aus der Einsamkeit hervor dringet. Stille Thränen, welche hier fliefsen, werden nur von Engeln in verborgene Gefäfse gesammlet, werden nur von ihnen gezählt. Die Seufzer, welche die beklemmte Brust ausdrücket, erlangen erst, wenn sie über unsern Luftkreis hinaus sind, einen Laut, und werden erst in den höhern Gegenden hörbar. Verriethen nicht zuweilen das verlöschete Feuer des Auges, und sein geschwollener Apfel die Geheimnisse: so würde fast jeder nur sich allein für unglücklich halten. Und siehe, diefs Allgemeinere, diefs Gewöhnliche des Harmes, was man nach und nach im menschlichen Leben entdecket, diefs macht eben, dafs man die Geduld unter widrigen Zufällen so ungemein

hoch nicht schätzet. Man sieht das Ungemach unvermeidlich, für nothwendig an, und so scheint die Geduld, welche das Ungemach erleichtert, sich selbst zu belohnen. Dazu kömmt noch, daſs man von der rauhen Bahn der gewöhnlichen menschlichen Leiden zur Seite selten wohin anders als zum Tode ausweichen kann. Nun weiſs man auch, wie wenige Menschen im Ernste geneigt sind, diesen Ausweg zu betreten, und sollte sie auch nur noch wie Candiden die Scheu vor dem Journal de Trevoux davon abhalten. Also rechnet man es ihnen nicht zum Verdienste an, daſs sie in ihrem Geleise unverrückt geblieben sind. Die Hülfe der Zeit, die sich jeder versprechen darf, und die jeden in der Hoffnung zum voraus tröstet, eignet sich ebenfalls von dem Ruhme der Geduld etwas zu. Und wo erscheint sie wohl nicht mit ihrem Beystande, die lindernde Zeit! wer würde ohne sie des Lebens Bürde tragen? Ein Mensch, dem es an der Erfahrung mangelte, daſs man nicht einen Tag wie den andern denke: ein solcher Mensch würde dem ersten schweren Ungemache, das er wirklich recht fühlte, unterliegen. Die Seele geräth nur alsdann in Verzweiflung, wann sie überzeugt zu

seyn glaubt, daſs alle folgende Tage gleich traurig für sie werden müssen. Doch es fehle der Geduld, weil sie nicht sehr in die Augen fällt, das belohnende Urtheil der Menschen: sie ist deſswegen nicht weniger das Eigenthum vorzüglicher Seelen. Die Stille, womit man unter dem Leiden liegt, zeigt eine feste Gründung an. — Ich sammle meine Leser um mich: (wer unter uns ist in seinen Freunden so glücklich, daſs er nicht, mit Wehmuth im Gesichte einen darunter so anzureden Ursache hätte: „Schö-„ne Seele, die du schon lange alles ertragen „hast, was nur der feinern Empfindung ekeln, „das zarte Gefühl schmerzen, und das empfind-„liche Herz durchbohren kann: fürwahr, du ge-„hörest zu der höhern Gattung, gegen welche „Hochachtung ein Tribut, und Liebe ein Ruhm „ist! Denn verehrungswürdiger gibt es nichts, „als die Gelassenheit, welche durch richtiges „und bitteres Nachdenken endlich gewirkt wird, „und liebenswürdiger nichts, als das weiche „und ruhige Antlitz, auf dem die halbverwisch-„te Thräne ein Zeichen der sanftern Seele ist." Wirklich diese Tugend scheint in einer Seele eher als in der andern hervor zu keimen, und dem Geschlechte natürlich zu seyn, das über-

haupt eher zum Stillseyn, als zur Thätigkeit geschaffen ist. Man sieht es der Geduld der Männer an, daſs sie bey diesen die Frucht einer mühsam erlangten Weisheit:

— — *victrix fortunae sapientia* —

bey jenen die Folgen einer langen, mürbemachenden Erfahrung sey.

— — *ferre incommoda vitae*
Nec iactare iugum vita didicere magistra.

Aber dem zärtern Geschlechte scheint die Geduld, von der Natur selbst zu seinen Schutzwaffen gegeben zu seyn. Man hätte aus dieser einzigen Eigenschaft schon schlieſsen können, daſs nur durch Irrthum und Vorurtheil den Weibern schwache Seelen zugeschrieben werden. Wenn es wahr ist, daſs fast durchgängig die Geduld ihr Eigenthum sey, (wie sie es, wegen der übrigen Bestimmungen des weiblichen Geschlechts, nothwendig hat seyn müssen): so ist es auch ausgemacht, daſs ihre Seelen nicht ohne Stärke sind. Im Gegentheile fehlet ihnen meistens die Herzhaftigkeit zum Angriff; das männliche Vorrecht; eben das, welches allein für Stärke hat gelten sollen; das ich aber nur für einen Theil derselben, und zwar für das fünfte Stück halte, und so gleich in die äuſsere

gegen Gefahren, die dem Körper durch andere drohen; und in die innre nähmlich gegen sich selbst seine Meinungen und Neigungen abtheile. Ich werde mich bey der erstern nicht aufhalten. Sie ist gemein; wird bald zu hoch, bald zu niedrig geachtet; jetzt mit einer Krone belohnt, und jetzt mit einem Commifsbrote, beweist das einemahl, dafs man eine aufserordentliche Seele habe, und das andremahl, dafs man betrunken sey; wird theils angeboren, theils erworben, theils erzwungen; findet sich für einen halben Gulden alle fünf Tage, eben so gut als für acht tausend Pfund monathlich, und ist bey dem einen die Wirkung seiner Liebe fürs Vaterland, und bey dem andern seines Überdrusses an der Ehefrau.

Es ist schwer zu sagen, ob sich diese Art der Herzhaftigkeit nicht nothwendig da ebenfalls einfinde, wo andre Stücke von der Stärke der Seele anzutreffen sind. Ich weifs wohl, dafs Philipp II. von Spanien, dem man gewifs die Festigkeit und Stätigkeit des Willens nicht absprechen kann, dafs er nach dem Treffen bey St. Quentin und nach der Bestürmung dieses Ortes keiner andern gefährlichen Gelegenheit weiter beywohnen wollte. Jene war die er-

ste für ihn und sollte auch die letzte seyn. Allein, zu einem richtigen Urtheile darüber müſste man wissen, ob er es nicht für gröſser gehalten, aus seinem Zimmer durch seinen Kopf so viele Arme zu lenken, er selbst in der gröſsesten anscheinenden Ruhe; als bloſs der Beförderer und Bewerkstelliger seiner eigenen Anschläge zu seyn. Wenn nur erst der Trieb zur Ehre den Lauf nimmt, daſs er durch nichts anders als durch den Trotz gegen die Gefahren befriedigt zu werden glaubt; so scheint es fast unmöglich, daſs man vor ihnen weichen solle. Hingegen ist es offenbar, daſs diese Herzhaftigkeit bey Leuten kann angetroffen werden, denen es an jeder andern Eigenschaft zur Stärke der Seele fehlt. So viele zufällige Umstände können jene hervor treiben, daſs man sie wie eine Pflanze betrachten kann, die auch zwischen den Ziegeln eines Daches hervor schieſst. Kein Mensch wird deſswegen einen Dachstuhl als ein vortreffliches Erdreich zur Saat anpreisen.

Es gibt Grade dieser Herzhaftigkeit oder persönlichen Tapferkeit, und bey einigen derselben, wenn sie erreicht werden, müssen wir allerdings gestehen, daſs sie etwas Angebornes zu erkennen geben; daſs es Kinder der Helden

gebe, welche das Erhabene ihres Ursprungs angeprägt tragen. Wenn der berühmte Graf von Sachsen, als ein Kind von dreyzehn Jahren, am Abende der schrecklichen Schlacht bey Malplaquet, der er beygewohnt, saget: „ich für „meinen Theil bin ganz wohl mit diesem Ta„ge zufrieden:" so kennt man ihn an dieser Rede, wie die Nachkommen der Riesen an ihrer Länge. Die Gegenden, wo Gefahren drohen, sind freylich die Erbstücke solcher Seelen, die ihnen von ihren Vorältern verlassen worden. Sie müssen in dem seyn, das ihrer Vorfahren gewesen ist. Man sucht sie auch an diesen Plätzen, so bald man sich nach ihnen umsieht: so wie man den Adler in den Felsklüften zu entdecken hoffet. Das Leben ist ihnen von der Natur so schön angefangen, daſs es fast eine Forderung an sie scheint, es schön zu endigen: und wenn sie ihr Leben wagen: so ist das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, dieſs, daſs sie es behalten. Daher glänzet auch in aller Augen diese Eigenschaft am meisten. Der Weise sogar muſs auf seiner Huth stehen, Heinrichen IV. mit seinem weiſsen Federbusche mitten im Gedränge der Feinde *) nicht mehr zu be-

*) In der Schlacht von Ivry. Vor dem Anfang des Treffens,

wundern, als eben diesen Heinrich in dem Zimmer, wo er seinen Sully gegen seine Geliebte in Schutz nimmt.

Zu der äufsern Herzhaftigkeit gehört noch eine Gattung, wobey weniger Geräusche ist, die dagegen mehr Gründliches hat. Als Carl V. den glücklichen Moritz *) in die Churwürde seines unglücklichen Vetters zu Augsburg feyerlich einsetzte: wurde der letztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das Lärmen und Getöse bey dieser Feyerlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorging, ans Fenster gezogen. „Was für ein Froh„locken! sagte er, da freuen sie sich nun über „eine Würde, die sie mir wider Recht und Bil„ligkeit geraubt haben. Gebe Gott! dafs Mo„ritzens Kinder sie in Zukunft so ruhig genies-

sagte er: „Mes Compagnons, si vous perdez vos En„seignes, Cornettes ou Guidons, ne perdez point de vûe „mon panache blanc, vous le trouverez toujours au „chemin de l'honneur et de la victoire.

*) Mauritium Caefare solemni caerimonia in fidem Septemviri recipiente, haud longe ab hospitio Saxonis re peragenda, captiuus ad fremitum equorum e fenestris in forum prospiciens! heu! quam magna laetitia! Mauritiani exultant de dignitate, qua me praeter ius et aequum spoliarunt. Faxit Deus, tam ea pacate in posterum vtantur, fruantur, vt mei meorumque nunquam deinceps opera egeant. Nec grauius ea re commotus ad familiarem librorum sacrorum lectionem se contulit. *Thuanus ad a.* 1548.

„sen, um meiner und der meinigen Beystand „niemahls nöthig zu haben.“ Und damit, ohne stärker durch diesen Anblick gerührt zu werden, setzte er sich wieder zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung hin, dem Lesen der heiligen Schrift. Alexander glaubte an die Tugend und trank den Becher aus, welchen ihm der verdächtig gemachte Leibarzt reichte. Es ist wahr, daſs dieses sein Bewegungsgrund gewesen seyn muſs, wenn seine Handlung schön bleiben soll; allein deſswegen bleibt sie doch herzhaft. Denn welcher Mensch ist es, er müſste denn seines Daseyns müde seyn, der ohne Glauben sein Leben waget? Der Glaube an den Nachruhm! Der Glaube an höhere Belohnungen! Luther glaubte an die besondere Vorsicht und ging nach Worms. Ich wünschte wohl, daſs sich dieses eben so gut mahlen lieſse, wie Alexander in seinem Bette, wo er mit der einen Hand nach dem verdächtigen Arzeneybecher, den der Arzt noch hält, greifet, und mit der andern diesem den Brief, darin die Beschuldigungen stehen, reichet. Wenn Carl V., vor dessen Throne Luther stünde, ein Buch in der Hand hätte, auf dessen aufgeschlagenen Blatte, so daſs es Luther sehen könnte, die

Worte befindlich: *haereticis non est seruanda fides:* in der Ferne des Audienzsaales, Hussens Geschichte abgebildet wäre, und auf aller umstehenden Gesichtern entweder Zorn und Unwille und Haſs, oder Furcht und Bangigkeit und Unentschlossenheit: nur auf Luthers seinem allein Unerschrockenheit und Freudigkeit ausgedruckt sich zeigte; dazu seine ganze Stellung die Zuversicht, mit der er sich vertheidigt, bewies: sollte dieſs Gemähldе dem erstern viel nachgeben? Man muſs dabey noch anmerken, daſs diese Reise nach Worms bald nach dem Anfange seiner groſsen Unternehmungen geschehen, ehe noch tausend andre nachher dazu gekommene und immer wachsende, theils innre theils äuſsre Stärkungen, den Muth unterstützen, und eben dadurch seiner Schönheit etwas benehmen konnten. Ich habe mit Fleiſs dieſes Stück gewählt, um weder in die Heiligenverehrung der allzu eifrigen Lutheraner, noch in die Parteylichkeit zu fallen, aller Geschichte zum Trotz, diesem Manne seine glänzenden Eigenschaften abzusprechen.

Ich werde hier die Herzhaftigkeit der wahren Märtyrer nicht berühren: die höhere Gnade, von der sie bewirket wird, setzt sie auſser-

halb der Reihe derer Dinge, welche zu einem bloſs menschlichen Verdienste etwas beytragen. Dagegen darf ich die Herzhaftigkeit nicht ausschlieſsen, welche, wenn ich so sagen darf, gegen unbekannte, aber nahe, heimliche Gefahren sich ermannet; welche sich äuſsert, wenn Gefahren rings um uns her flattern, ohne daſs wir eigentlich den Ort wissen, von da aus sie uns anfallen werden; welche sich hervor thut, wenn die Schrecknisse von ferne, aber unfehlbar im Anzuge sind, und kein Mittel ist ihnen auszuweichen. Mir däucht, daſs diese Herzhaftigkeit weit gröſser sey, als die andere, welche mit einer sichtbaren und gewissen Gefahr handgemein wird. Sie sind nicht einmahl beyde immer zusammen in jeder Brust gegenwärtig, weil manche Seelen durch die Ungewiſsheit und Unsichtbarkeit der Gefahr weit mehr auſser ihrer Fassung kommen, als durch den nahe drohenden Tod. Daher ist es begreiflich, wie der Soldat, dem das Herz beym Angriffe einer Batterie nicht viel merklicher als sonst klopfet, dagegen bey einem heraufsteigenden Gewitter zagen könne. Man sehe die zehntausend Griechen, die Hülfstruppen des unglücklichen Cyrus mitten im tiefsten Persien: ihr Soldherr

todt, folglich die Sache, für die sie stritten, zum Vortheile des Feindes entschieden; unzählbare Feinde um sich her, keinen Freund nirgends — verrathen, abgeschnitten, eingeschlossen durch Berge: die Natur selbst schien sich wider sie erklärt zu haben: ohne Wegweiser, ohne Lebensmittel; eine ungeheure Strecke vor sich zu durchwandern, die unwegsamsten Gebirge: welche Nacht brachten sie zu! Sie stritten nicht: das wäre eine Wohlthat gewesen, die Gefahr so fest und gerade vor sich zu haben: sie schlummerten zu einem fürchterlichen Aufwachen. Der edle junge Mann, der sich zum Streit aufs schönste putzte, um an seinem Siegestage oder Sterbetage geschmückt zu seyn, er allein richtete sie wieder auf: ihre Herzhaftigkeit ermannete sich — ward glänzend; — ist nun verewiget.

Ich fange die Beschreibung der innern Herzhaftigkeit mit den berühmtesten Gemählden des Alterthums an: Alexanders Betragen gegen die gefangene Gemahlinn und Töchter seines überwundenen Feindes: Scipio mit der Ehrerbiethung eines Bruders gegen die schönste Sclavinn, sein Eigenthum nach den damahligen Rechten des Krieges, obschon die Braut eines

unglücklichen Prinzen: Titus und Berenice; er Kaiser und frey, Liebhaber und geliebet; doch um Roms und der Gesetze Willen von einander scheidend, er ungerne, sie wider Willen. Aber Gemählde reichen allein nicht hin, wir müssen die Merkmahle eines nach dem andern heraus hohlen.

Ich bemerke zum voraus, daſs man die innere Herzhaftigkeit, die Entschlossenheit gegen sich selbst in einem vorzüglichen Verstande Stärke der Seele zu nennen pflege. Beyde also, der Inbegriff aller bisher erläuterten Eigenschaften, und auch eine einzelne, die darunter gehört, führen einerley Nahmen. Gegenwärtig können wir um der Kürze halben, ohne Verwirrung zu besorgen, diesen Nahmen auch hier brauchen.

Es wird zuerst nöthig seyn, den Gegenstand, woran sich solche Stärke der Seele äussert, anzugeben. Der folgende ist es: Urtheile über Sachen, die unser höchstes zeitliches und ewiges Wohl angehen, und Urtheile, die wir selbst gefället, von deren wirklichen oder vermeinten Richtigkeit wir uns aus Gründen selbst überzeugt haben. Die Anhänglichkeit an dieselben trotz allen Einwendungen, die nachher von

uns selbst, oder von andern dagegen gemacht werden, heiſst die Stärke, von der wir reden.

Ich habe mit Vorbedacht gesetzt, daſs diese Überzeugung, diese Anhänglichkeit auf Gründen ruhen müsse. Freylich können wir uns auch hierin noch betriegen; und einem andern, der besser belehret ist, kann sodann das Verstockung scheinen, was wir hier Stärke nennen. Aber dieſs ist nun einmahl das Los der Menschheit: wir können nichts mehr thun, als uns bemühen um Wahrheit. Was wir am Ende erhaschen, das müssen wir fest halten; dieſs und mehr nicht kann von uns gefordert werden. Der Kanzler Thomas More glaubte überzeugt zu seyn, daſs die Maſsregeln seines Königes und des Parlaments in Absicht der Trennung vom römischen Stuhle und der Religionsveränderungen, unerlaubt seyen. Heut zu Tage ist kein Protestante, noch mehr, ist kein Staatsverständiger, der nicht behaupte, daſs More sich geirret habe. Aber der rechtschaffene Mann folgte damahls seinen besten Einsichten, legte seine Würde nieder, um nicht wider sein Gewissen zu handeln, und stieg von seinem hohen Posten zur Einsamkeit und Armuth herab, ohne auch nur einen Augenblick

die Heiterkeit ja sogar Lustigkeit seines Geistes zu verlieren.

Doch, was das Unentbehrlichste bey dieser Stärke ist; die Urtheile müssen von uns selbst herrühren: es müssen eigene nicht blofs adoptirte Kinder des Geistes seyn. Denn auch hier scheint es wahr zu bleiben: „was nicht vom „Herzen kömmt, geht nicht zu Herzen." Bey Adoptionen wird es uns zwar immer weit leichter als bey eigenen Geburten; aber diese machen uns auch mehr Freude, wenn die Schwierigkeiten überstanden sind. Und dieser Schwierigkeiten sind nicht wenig.

Jeder Anfang ist schwer, aber am schwersten derjenige zur Untersuchung der wahren Verhältnisse, in welchen wir gegen Gott und gegen die Welt stehen, und worin diese gegen uns stehet. Es geht uns meistens dabey wie mit dem Überschlage unsers Vermögens. Die meisten leben weit lieber auf gut Glück das Jahr dahin, als dafs sie recht genau den ganzen Gegensatz der Ausgaben und Einnahmen sich einprägen sollten. Über diefs scheuet man sich oft im voraus vor dem Schlusse, der sich am Ende zeigen würde. Weil es unserm besten Wissen nach Wahrheit ist, was wir gefunden: so

müssen wir ihr, wenn wir anders redlich gegen uns selbst seyn wollen, alsdann auch folgen, und gemeiniglich stellen sich diesem Vorsatze folgende Hindernisse entgegen: Alte vorgefassete Meinungen; noch aus den Zeiten unserer Kindheit her, Erbstücke aus dem Erkenntnifsvorrathe unserer Voraltern; und diese passen sich oft nicht mit den neuen Sätzen zusammen. Wir sind es zuweilen müde, uns in den Streit einzulassen, und so geben wir ihnen Recht, ohngefähr wie einer Mutter gegen die Ehefrau, nicht dafs jene Recht hätte, sondern Alters wegen. Dazu kömmt noch eins: der Mensch ist ein so verzagtes Ding! Stöfst ihm, wenn er zu neuen Meinungen und Grundsätzen übergetreten ist, nachher Widerwärtigkeit zu: so geht er bufsfertig und demüthig wieder zu den alten über; und hoffet sich mit dem Glücke desto leichter wieder auszusöhnen, wenn er nur erst, so zu sagen, mit seinen Voraltern wieder ausgesöhnt worden. Vielleicht hat die Gewalt des römischen Stuhles durch nichts sich besser erhalten, als durch diese dem Menschen so natürliche Schwachheit *). Der Staatsminister hat etwa

*) Sogar Heinrich VIII. in England, nachdem er alles gethan hatte, um die geistlichen Stiftungen aufzuheben,

in seinem vierzigsten Jahre, grofse, ausgebreitete und kühne Grundsätze angenommen: nun sucht er sie auszuführen. Hindernisse zeigen sich; es verstreicht darüber Zeit: mittlerweile ereignen sich Unglücksfälle: man kömmt nahe an die sechzig: der Geist wird furchtsam: und man fängt wieder an, es mit den lieben Alten zu halten. Neue Modemeinungen setzen sich unsern selbst erfundenen Urtheilen oft eben so heftig entgegen, als veraltete Vorurtheile. Sie werden gefährlich; denn sie geben sich für weit mehr aus, als sie sind; prahlen, dafs sie recht aus dem Innersten unserer Natur hergenommen seyn, welches eine Lüge ist — und schimpfen auf alles, was ihnen zuwider ist aus guten Ursachen.

Endlich sind unsere eigenen vertraulichsten Neigungen oft am meisten geschäftig jene neue Urtheile zu unterdrücken. Die letztern können uns ihre Gründe gleichsam nur bey Tage, und wenn wir recht zum Denken aufgelegt und munter sind, vorhalten. Die erstern aber sind

und also seine Voraltern um die erwarteten Seelmessen zu bringen: setzte doch in seinem Testamente eine Geldsumme zu Seelmessen nach seinem Tode aus, um zuletzt wenigstens noch für sich den sichersten Weg zu gehen.

Tag und Nacht um uns, bitten, wo sie nicht überzeugen, und überschreyen uns, wo sie nicht Recht haben können; kurz., machen uns wenigstens mürbe, wo sie uns nicht erweichen. Der Muth gegen sie zeiget sich an Heinrich V. von England, als er den Thron bestieg: er, über den sein Vater so oft als über einen elenden Nachfolger geseufzet; er, von dem während seinem liederlichen Leben als Kronprinz nur die Klügsten und Gelindesten der Nation, noch einige Hoffnung hägten: kaum bestieg er den Thron: so liefs er alle seine alte Kameraden der Unordnung und Schwelgerey von sich; ward Regent und Held. Die neuere Geschichte hat sonst kein Beyspiel, das sie einem Titus aus dem Alterthume so schicklich an die Seite setzen könnte.

Und, was die Schwierigkeit beym Kampfe gegen diese Neigungen noch vermehrt, ist diefs, dafs er nicht unter den Augen vieler Tausenden, nicht unter dem ermunternden Zurufe der Zuschauer vorgeht. Zu Hause im verschlossenen Zimmer, auf seinem Hauptkissen ringet der Streitbare in Selbstgesprächen, und lange nachher bezeugt etwa eine That, wohin der Sieg nach dem Streite ausgefallen sey. Bey einigen

erfährt es die Welt und belohnt sie mit ihrem Beyfalle: bey den meisten andern wird es fast niemand gewahr. Weder das Siegesgepränge des Helden, noch die Glorie des Heiligen wartet auf sie. Auch erkaufen sie freylich ihre Siege nicht um Wunden, und erhalten sie nicht durch den Beystand des Schnees und der Arzeneyen. Alles bleibt bey ihnen verborgen und vom Wunderbaren entfernt. Eine der schwersten Proben ihrer Stärke ist schon diese, sich mit dem Zeugnisse eines guten Gewissens begnügen zu können.

Wenn die Stärke, welche die Seele gegen diese Hindernisse ausübet, anhaltend wird: so gibt es die Beständigkeit oder Festigkeit des Willens, wie wir sie oben genannt haben.

Die Herzhaftigkeit der Seele gegen die Modemeinungen ist nichts anders, als der Muth, die Stacheln des Lächerlichen auszuhalten, und aus Ehrfurcht für die Wahrheit, in wichtigen Stücken, sich aus vieler Menschen Meinung nichts zu machen. Ich setze eine einzige Anmerkung hinzu: Es gibt Seelen, welche natürlicher Weise eine geringere Empfindlichkeit für alles haben, was aufser ihnen vorgeht; die also auch auf die Mienen und Reden Anderer

weniger achten, als man sonsten wohl zu achten pflegt. Man begreift leicht, dafs eine solche Gemüthsverfassung sehr weit über die Furcht für Spott und Hohngelächter hinweg setze. Vielleicht ist diese Unempfindlichkeit zugleich dem starken Geiste angeboren. Die Menschen verkennen sie oft und belegen sie mit dem Nahmen der Einfalt oder Naivität.

Nun kommen wir zu der Stärke gegen die Vorurtheile. Weil in die Classe dieser Vorurtheile fast bey den meisten Völkern Stücke, die man der Religion angehäftet, zu stehen gekommen sind: so hat man noch in einem ganz engen Verstande, diejenigen Seelen, welche die Last des Aberglaubens und der Furcht vor seinen Schreckbildern abgeschüttelt, starke Geister genannt. Diesen Nahmen haben in unsern Zeiten einige schändlicher Weise sich angemasset, andere einfältiger Weise verspottet: und da er immer bey Angriffen und Widerlegungen gebraucht worden; so ist es vielleicht wenigen möglich gewesen, nur jemahls recht zu wissen, was er eigentlich bedeute. Ich habe erst bey mir angestanden, ob ich seine wahre Bedeutung hier untersuchen sollte. Man zieht sich gewöhnlicher Weise die Feindschaft bey-

der Parteyen zu, wenn man keiner von beyden in allen Stücken Recht läſst. Doch mein Weg führt mich auf diesen Pfad: ich will durchgehen und nicht ausweichen.

Seitdem la Bruyere gesagt hat: „wissen es „denn auch wohl die starken Geister, daſs man „ihnen spottweise diesen Nahmen gibt," seitdem wird selten ein Schulactus gehalten, wo nicht der Rector durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge den starken Geistern einen Spott zubereitete, und also seine Schüler treulich anführte, auf Sachen zu schimpfen, die sie nicht verstehen. Aus solchen Reden kann wohl das Gemähldé des starken Geistes nicht abgenommen werden. Ich will an deren Statt eine Stelle des ehrlichen Charron anführen, darin er eine Vorstellung vom starken Geiste gibt. Sie ist von einer andern Seite unrichtig. Aber eben dadurch soll es uns hoffe ich, gelingen, das Wahre zwischen beyden auszuspüren. Die Stelle selbst mag in ihrer altfranzösischen Tracht in einer Note stehen*); hier wollen wir ohngefähr ihren Inhalt vorlegen.

*) Cette espéce d'athéisme theorétique, première, insigne, formée et universelle ne peut loger qu'en une âme extrémement forte et hardie;

Illi aes triplex
Circa pectus erat

Der gute Charron meint nähmlich; so, wie es eine treffliche Stärke bey einer Seele erfordre, beständig und treu ihrem Gotte, dem sie

forcenée et maniacque. Certes il semble bien qu'il faut autant et (peut estre) plus de force et de roideur d'ame à rebuter et resoluement se despouiller de l'appréhension et créance de Dieu, comme à bien et constamment se tenir ferme à luy: qui sont les extrémités opposites, très rares et très difficiles: mais la première encore plus. tout ce qui est au milieu est d'une force et vertu médiocre, qui est de ne se pouvoir desfaire de Dieu, toutes fois laschement et non chalamment se tenir à luy. En quoi presque tous sont logez selon plus ou moins par une infinité de dégrez.... A fermement et inviolablement se tenir à Dieu est requise une très grande force et attention d'ame tousjours bandée et tendue, une très speciale et excellente faveur et grace divine, une continuelle assistance du saint esprit. Au contraire se desprendre et du tout rejecter le sentiment et l'appréhention de la Deïté, chose attachée à la mouélle de nos oz, il y faut une monstreuse et enragée force d'ame et telle qu'il est très malaisé d'en trouver, quoique s'y soient étudiés et efforcés ces grands et insignes athées, qui d'une très haute et furieuse audace ont voulu sécouer de dessus eux la Deïté et se despesirer de toute supériorité. Mais les plus habiles, qui s'y sont évertuez, n'en ont peu du tout venir à bout. Car combien qu'estans à leur aise, et maistres de leur discours, ils semblassent gagner ce point; en se gaudissant de toute imagination de Dieu et de religion: toutes fois avenant qu'ils fussent fort pressez, ils se rendoyent comme petits enfans. S'il se présentoit quelque grand et subit prodige, monstre de l'ire de Dieu, ils devenoient plus effrayez et plus palles, que les autres, se cachant à un esclair de tonnere à une tempèste. Et ainsi ne voulant confesser une Deïté pour ne la craindre, la crainte des moindres choses la leur faisoit confesser.

sich einmahl ergeben, anzuhängen; von ihm, ihrem Horte, nicht abgetrieben zu werden, und in der festen Richtung auf ihn, seiner Zusage zu trauen: eben so erfordre es eine Verstählung des Herzens, um es gegen den Eindruck der Gottheit auszuhalten, und eine fast rasende Stärke, um die tief geschlagenen Wurzeln des alten Glaubens an ihn auszureissen. Dieses Auswurzeln scheint ihm die härteste Arbeit zu seyn; scheint ihm die meiste Kraft und Entschlossenheit zu heischen, scheint ihm äufserst schmerzhaft. Denn der Glaube an Gott, sagt er, liegt gleichsam in dem Marke unserer Gebeine. Von dort mufs man ihn heraus hohlen, wenn er uns genommen werden soll. Daher ist auch, fährt er fort, dem geschicktesten unter diesen Leuten der verwegene Versuch mifslungen. Wenn die furchtbaren Stimmen der Natur sich vor ihnen hören liefsen: so zitterten diese starken Männer; ihre Glieder bebten, und sie, die die Gottheit abläugneten, damit sie vor nichts sich fürchten dürften, sie brächte die Furcht vor der geringsten Sache zum Geständnisse des höchsten Wesens.

Ich habe es schon gesagt: Charron irret sich. Der Versuch des Gottesläugners, sich von dem

Glauben an Gott los zu machen, ist Raserey, nicht Stärke. Denn entweder ist dieser Glaube wirklich mit unserm Marke zusammen gewachsen; oder er sitzt weniger fest in uns. In dem erstern Falle, und es ist der, den Charron mit Recht annimmt: was hülfe dem Elenden alles Schneiden, alles Wüthen in sein eigenes Fleisch? risse er auch etwas heraus: sogleich würde es wieder nachwachsen. Daher setzt auch ein einziger Blitz den unglücklichen Selbstpeiniger in solches Zittern und Zagen. Denn er ist nicht der Mensch, der eine Wahrheit läugnet, sondern der das läugnet, was er als wahr fühlt.

Und in der That, welcher Mensch kann zusammen die beyden Gedanken in seiner Seele auch nur ertragen:

einem Gott, welcher ist,
widerstehen;

oder was auf einerley hinaus kömmt: von seinem Gott, der ihm auch bey verschlossenen Augen erscheint; dessen Stimme er in seinem eigenen Gemüthe wandeln hört, (wenn auch die ganze Natur von aufsen schweigt), von ihm nichts wissen wollen?

Über diefs hat jede Verachtung der Gefahr, jeder Anlauf der Seele zum Aufserordentlichen

noch etwas Aufserordentliches zur Belohnung in der Ferne. Curtius, der sich in den Schlund zu Rom stürzet, achtet sein Leben geringe, weil ihm mit Unsterblichkeit für die Arbeit einer einzigen Viertelstunde gelohnt wird. Daher sagt Rousseau von Alexanders Entschlusse, die Arzeney aus der Hand des verdächtig gemachten Philipps anzunehmen: „wenn nichts „als Unerschrockenheit dabey wäre: so würde „ich diefs Betragen als tollkühn und rasend ver-„achten: aber so war es der Glaube an die Tu-„gend! und nun verehre ich die That als eine „der schönsten im Leben des Helden." Was kann aber den gottfühlenden Gottesläugner antreiben? was ihn schadloshalten? was kann er sich versprechen?

Nun ist noch der andre Fall zu betrachten übrig, dieser nähmlich, dafs der Glaube an Gott dem Menschen nicht an seinem Gebeine klebe, nicht in seinem Marke stecke. Wäre dieser Fall (er ist es aber niemahls): so würde die Stärke des Gottesläugners, vor der Stärke eines jeden andern, der Wahrheit und Irrthum zu untersuchen anfängt, nichts Vorzügliches haben, und Charron würde unnöthiger Weise sie als so wunderbar beschrieben haben.

Doch ich entscheide zu geschwinde. Bey der Stärke, die zur Untersuchung der Wahrheiten nothwendig ist, gibt es noch merkliche Grade, und daher hatten die stärksten Zweifler auch einiges Recht sich den Nahmen der stärksten Geister beyzulegen.

In allen Religionen werden alle und jede Sätze und Aussagen, die mit jenem ersten Satze: „es ist ein höchstes Wesen" nur die geringste Verbindung oder Beziehung haben: wäre sie auch blofs willkürlich und gelogen, werden uns doch alle solche Sätze mit so grofser Feyerlichkeit vorgetragen; wir hören sie mit solcher Ehrerbiethung in der frühesten Jugend an: dafs wir ihnen nicht nur überhaupt den Titel heilige Wahrheiten beylegen, sondern auch nie anders als mit einer vorgängigen Behuthsamkeit darüber nachdenken. Je weniger der Verstand bey dem ersten Unterrichte beschäftiget gewesen, und je mehr also im Gegentheile das Gedächtnifs: um desto gröfser wird der heilige und innere Schauer sie auch nur anzutasten. Denn es kömmt uns vor, dafs dergleichen Sätze nicht durch menschliche Kraft von uns erdacht, sondern gleichsam von oben her uns eingeprägt und überliefert werden. Kurz,

der Satz unserer Erkenntniſs in diesen Stücken scheint uns von der Natur zu seyn, daſs wir ihn zwar besitzen können; aber selbst nicht recht untersuchen dürfen, worin er bestehe.

Diese Furchtsamkeit, welche sich in Absicht auf Religionssätze immer einfindet, bey andern Wahrheiten aber gar nicht empfunden wird, dieser Umstand macht es eben, daſs ein vervielfacheter Muth des Geistes dazu erfordert wird, um sich an ihre Prüfung zu wagen. Allein, wenn sich freche und leichtsinnige Spötter einbilden, daſs dieser Muth, diese Stärke, bey ihnen und überhaupt in unsern Zeiten häufiger angetroffen werde, als ehemahls: so irren sie sich ungemein. Wir sind jetzt gerade so weit, daſs sich fast dieser Muth nicht mehr zeigen kann, wenigstens, daſs er von auſsen selten mehr für ächt kann erkannt werden. Denn schon mischet sich die Eitelkeit, oft gar Schmeicheley und Beförderungsabsicht mit ein, und mancher ist ein Freygeist, nur bis er in Bedienung sitzt; nachher ist er froh, seinem Gott wieder auf die alte Weise zu dienen. Es gibt also wohl nur wenige, denen eigentlich das Herz erwächst, Meinungen und Lehrsätze, die sie von Jugend auf gefasset, vor

ihren eigenen Richterstuhl zu ziehen, und dort ihre Ansprüche auf Wahrheit vernünftig zu untersuchen. Nicht immer, gar selten, haben es die gethan, welche für die eine oder für die andre Partey schreiben. Denn, o! wie ganz etwas anders ist es, aus dem Kopfe denken und schreiben, und etwas anders, aus dem Herzen. Um jene Arbeit zu übernehmen, ist es blofs nöthig, den ersten Grad der Trägheit zu überwinden; aber zu dieser wird sogar der Sieg über den zweyten Grad der Faulheit erfordert. Nähmlich es gibt einen Fleifs, vermöge dessen man zu dem, was man weifs, noch mehr zulernet: und einen andern Fleifs, vermöge dessen man alles Alte einreifst, und von vorne an lernet. Hier lege jeder die Hand an seine Brust, und frage sich, ob er dazu sich fähig halte, oder ob er es wohl jemahls unternommen habe.

Ist es aber nicht eben so wohl Raserey, den Glauben an irgend andre Religionswahrheiten aus dem Herzen heraus reifsen zu wollen, so wie es eingestandenermafsen Tollkühnheit war, die Überzeugung von einem Gott einzustürzen zu trachten? — und warum so übereilt im Fragen? wer Sätze untersucht, zweifelt noch nicht daran, und wer daran zweifelt, verwirft sie

noch nicht als ausgemacht irrig. Der starke Geist zielt mit seinem Versuche nicht immer gleich auf die Entledigung von allem Glauben der übrigen heiligen Sätze. Doch, er suche auch sich vom Glauben an sie loszuwinden. Wenn dieser Glaube nicht an sein Innerstes gehäftet ist; wenn ihm sein innerstes Gefühl nicht alle Bemühungen zum Zweifeln und Läugnen zu Schanden macht: so kann seine Bemühung noch nicht widersinnisch und aberwitzig heiſsen. Nun gibt es aber unter denen Lehrern, welche das Verhältniſs der Menschen auf Gott betreffen, nur wenige, welche dem innern unwidersprechlichen Zeugnisse des Gewissens empfohlen sind. Alle übrige Sätze können Wahrheiten seyn; aber die Überzeugung davon beruht auf einer langen Reihe von Schlüssen, davon die Beweise entweder Zeugnisse oder abstracte Begriffe sind: so daſs Zweifel dagegen entstehen, daſs sie fort dauern können, ohne deſswegen wider besseres Wissen und Gewissen zu seyn.

Der Versuch des starken Geistes zur Prüfung der heiligsten Wahrheiten ist also allemahl löblich. Sein Zweifel sogar an sehr vielen kann zwar höchst ungegründet heiſsen, wir können ihn deſswegen nicht allemahl gewissenlos nen-

nen. Sollte aber nicht die Absicht, um welcher willen jemand diese Untersuchung bey sich anstellet, sollte sie nicht, wenn sie eigennützig wäre, sehr viel an der Achtung mindern, die sonst der Stärke des untersuchenden Geistes gebührte? Ich sollte es kaum denken. Eigentlich sollte uns freylich allein die Liebe zur Wahrheit treiben. Aber gesetzt auch, Furcht zum Exempel wäre die Haupttriebfeder des Forschers; gesetzt, er fürchtete sich vor den Höllenstrafen, und eben diese Furcht triebe ihn an, die Lehre darüber recht aus dem Grunde zu untersuchen: ist denn dieses Eigennützige dem menschlichen Herzen so fremde? Verficht nicht mancher ewige Belohnungen und ewige Strafen bloſs darum, weil er sich selbst in dieser Welt nicht für belohnt genug, und seine Feinde (worunter oft alle standen, die im Range vor ihm waren) nicht für gestrafet genug gehalten? Wir wollen also keinen Vorwurf machen, der zurück geschoben werden kann. Man sey gerecht auf beyden Seiten. Nicht das Läugnen einiger allgemein angenommenen Religionssätze, sondern das Untersuchen derselben verschaffet einen Anspruch auf die Stärke des Geistes; ein Untersuchen, das aufrichtig

gegen sich selbst, ohne Rücksicht auf diese oder jene Gesellschaft und in der Stille vorgenommen wird.

Es gibt noch einen andern Titel in dem gegenwärtigen Falle, der nicht verächtlich, und noch wenigeren zugehört. Wenn ein Unglücklicher, der sich zu keiner Gewiſsheit über die Verheiſsungen, seinen künftigen Zustand betreffend, bringen kann: wenn dieser nichts desto weniger auf dem Wege der strengen Tugend nach besten Kräften fortgeht; ihr treuer Anhänger, ob sie ihm gleich niemahls auch nur von Ferne das gelobte Land vorgezeiget; ihr Bekenner und zwar mit Freuden, ob er gleich seinen letzenden Freunden nicht gewiſs sagen kann, ob der Bleibende oder der Scheidende den bessern Theil habe; ihr Märtyrer, ob er gleich so zu reden auf allen Fall noch einen Hahn muſs opfern lassen*): ein sol-

*) Mir hat es immer geschienen, daſs der Befehl des letzenden Sokrates an seine Freunde, dem Äskulap noch einen Hahn zu opfern, daſs dieser Befehl eine Folge von des Philosophen ausdaurendem Grundsatze: οὐδὲν οἶδα gewesen sey. Wie hätte er am Ende seines Lebens so positiv über die Natur der wichtigsten Wahrheiten seyn sollen, als er es wirklich durch die gänzliche Unterlassung dieses Opfers muſste gewesen seyn? In diesem zweifelnden Zustande schied der gute Mann, der Tugend alleine treu.

cher Mann kann allerdings sich einer Stärke in der Seele rühmen. Rühmen? er wird ganz sicher nicht davon sprechen und höchstens, wie Spinosa durch seinen Wirth, der des Miethmannes Leben eine lange Zeit hindurch belauscht hatte, verrathen werden.

Aber zu diesen beyden Titeln, die ich nun angeführet, und die man nicht wohl verwerfen kann, haben nicht das geringste Recht die Mücken, welche durch den Sonnenschein des Hofes und des Glückes erwärmet, sich nur durch ihr Gesumse und ihre Unreinigkeiten merklich machen können; keinen Anspruch die schalen Köpfe, die zu dumm sind, um zu zweifeln, und zu frevelhaft, um sich belehren zu lassen: die sich aus Gott nur defswegen nichts machen, weil sie seinen Einflufs bey Hofe nicht merken, und nur die Bibel defswegen nicht achten, weil sie der Herr nicht wie eine Verordnung hat bekannt machen lassen: deren Empörung gegen die Religion zunimmt, so bald sie des Morgens gut aufgesetzt sind, und deren Gleichgültigkeit wächst, so bald sie sich mit Riechwassern besprenget: in deren Kopfe niemahls mehr als drey Opern-Arien auf einmahl ausgehalten haben, und deren weitestes System,

Kleiderschrank, Sold und Besuche auf einmahl umschlinget.

Wo ist denn ihre Stärke? ihr lautes Gelächter ist der Beweis einer gesunden Lunge: ihr frevelnder Trotz die Anzeige eines heitern Himmels, und ihr Spott die Folge von der Ruhe der Elemente. „Aber vor allen Altären wird „man sie winseln und jedem Heiligen etwas an„geloben hören: wenn das entrüstete Meer sei„ne Wogen empor treibet, wenn in ihren eige„nen Adern ein grausames Feuer lodert, und „auf ihrer Brust zentnerschwere Last liegt: „wann der Körper leidet, das Gemüth zaget, „und der Tod zu seinem Opfer hereinbricht" *).

Ich fasse alles zusammen: diefs ist die beste und vortrefflichste Stärke, dafs wir dich, ewige Wahrheit! auf welche Art du auch zu den armen Sterblichen gesandt seyest, lebendig erkennen! nicht von dir weichen! Es ist aber auch Stärke dich aufsuchen! dir des Nachts auf

*) Quas non ille aras humili formidine tacta
Mente petet? quos non superos in vota vocabit?
Si videat maris iratos insurgere fluctus,
Sentiat aut propriis ardere incendia venis,
Insolitoue vrgeri oppressum pondere pectus,
Aeger, inops animi, atque instantis victima Fati?
Balzac.

den Strafsen nachgehen! jeden fragen: „habt „ihr die nicht gesehen, die meine Seele liebt?" und es nicht achten, wenn man darüber wund geschlagen wird; ja lieber im Finstern nach dir herum fühlen, als einer verdächtigen Leuchte bey diesem Suchen trauen! Und Stärke ist es, sein Herz der Tugend erhalten, wenn schon die Aussicht des Verstandes durch Nebel gehemmet wird! So ohngefähr würde man den treuen Knecht bewundern, der, wenn jedermann schon an der Wiederkunft seines Herrn verzweifelt hätte, doch jeden Tag seine Arbeit unverdrossen thäte: ob er schon nicht mehr hoffen darf, dafs es sein Herr erfahren, und ihm dafür mit Beyfall und Wohlthun lohnen werde.

Glaube und Unglaube haben also ihre starken Geister, wenn anders beyden eine redliche Untersuchung vorher gegangen, und es kann starke Sadducäer geben, wie starke Pharisäer.

Wenn es nervichte Seelen erfordert, um die Wahrheit zu denken: so gehören gewifs Gladiator-Seelen dazu, um die Wahrheit zu sagen. Doch man trifft etwas von ihnen unter der Rubrik der Herzhaftigkeit an. Ich setze nur mit zweyen Worten hinzu, dafs *ingenuitas*,

candor animi, παῤῥησια, Naivität, so viel als das Angeborne von dieser Gattung seyn, welches bey gewissen Gelegenheiten, und durch gewisse Bewegungsgründe bald kann vermehrt, bald vermindert werden.

Ich habe bisher die verschiedene Stücke aus einander gesetzt, die mir alle unter dem Nahmen der Stärke der Seele begriffen zu seyn scheinen. Die Materie hat mich hingerissen; ich bin dem entwickelnden Faden nachgelaufen, ohne doch, wie ich hoffe, den Punct aus den Augen verloren zu haben, wo alles wieder zusammen kehren muſs. Dieser Punct findet sich in den Merkmahlen, die allein diesen Stücken gemeinschaftlich sind, und die endlich die Erklärung geben von der Stärke der Seele. Bey allen findet sichs, „daſs eine Anzahl Vorstellun„gen, über einen erheblichen Vorwurf, vor„züglich vor allen andern den Willen beherr„schen müsse." Die Stärke der Seele besteht also in der Leichtigkeit, diese zum Vortheile wichtiger Ideen nöthige Herrschaft über den Willen zu erhalten. Ich nenne es mit Vorsatze eine Leichtigkeit, und nicht eine Fertigkeit, weil letztere mehr auf etwas Erworbenes als auf etwas Angebornes zeiget, jene aber beydes un-

ter sich begreift. Meine Meinung aber ist diese: weil es vor unsern Augen noch immer ein Geheimniſs bleibt, wie Verstand und Wille mit einander verbunden seyn; und weil also hier noch von beyden Seiten Muthmaſsungen zudringen können: so wage ich es anzunehmen, daſs bey einigen Seelen die Vereinigung zwischen Verstand und Willen stärker sey als bey andern: und daſs die eine Seele ihre Vorstellungen eher als die andere bis zu einer Entschlieſsung erheben könne. So wie der eine Geist zu bildlichen Vorstellungen mehr aufgelegt ist, der andere mehr zu deutlichen Gedanken: eben so mag es einen dritten geben, dem Entschlieſsungen leichter werden. Zwar tragen beyderley Fähigkeiten des Vorstellens sehr vieles bey zur Beschaffenheit des Entschlieſsens: aber weiter scheint doch zwischen ihnen sonst keine Verbindung, als zwischen den Kräften der Seele überhaupt. Diese Anmerkung erklärt freylich nicht, wie die Sache zugehe; aber ich bin doch dreiste genug zu behaupten, daſs sie die Sache eben so klar mache, als diese es durch die Erklärung der so genannten lebendigen Kenntniſs werden kann. „Bringt eure „Kenntniſs, sagt man, so weit, daſs sie auf den

„Willen wirke; und ihr habt ihr das Leben ge-
„geben." Wissen wir nun, wie man sie so weit bringe? und warum der eine sie leichter so weit bringe, als der andre. In diesem Leichtern oder Schwerern liegt eben der Unterschied zwischen den Seelen. So bald andre Menschen über die Stärke einer Seele Richter werden, so schätzen sie dieselbe nach der Wichtigkeit der Entschliessungen: wobey noch zween besondere Umstände zur Bestimmung des Preises das Ihrige beytragen. Der eine ist, daſs diese Wichtigkeit auf eine ganze Gesellschaft sich ausbreite, der andre, daſs die Entschlieſsung sich in Thaten äussere. An und für sich ist nichts erheblicher für irgend einen Menschen, als die Besorgung seiner ewigen Glückseligkeit. Die verlobte Braut ihres Heilandes, welche ihm unter dem Leiden, unter dem Spotte der Welt, unter den Versuchungen getreu bleibt, müſste also auch hier nieden schon mit dem Preise des Vorzuges an Stärke der Seele prangen. Anstatt der römischen Geschichte dürfen wir nur die Geschichte der Nonnenklöster durchlaufen, um die gröſsesten Muster dieser groſsen Eigenschaft zu finden. Warum urtheilt aber die Welt ganz anders? weil ihr jeder für die Besorgung

seiner Angelegenheiten durch die Erwerbung der Glückseligkeit reichlich genug belohnet scheint, und weil sie bey dem innern Kampfe, von der Gröſse des Widerstandes, den man vor dem Siege erlitten hat, nicht urtheilen kann, aber wohl beym äuſsern. Was gar nicht fehlen darf, ist die Bewerkstelligung. Bey dem groſsen Geiste sieht man weniger auf die Ausführung als auf die Entwürfe. Er kann im Cabinette bleiben, niemand erwartet ihn im Felde. Man ist damit zufrieden, ihn, wenn ich so sagen darf, denken zu sehen. Aber bey dem starken Geiste! Um von sich zu zeugen, gilt sein eigenes Zeugniſs nichts. Er muſs auf Thaten weisen können. Ganze Perioden seines Lebens müssen als Zeugen auftreten. Daher kömmt es, daſs glänzende Thaten mehr Bewunderung erregen, als andre, ohne sie allemahl mehr zu verdienen. Daher hat die äuſsere Herzhaftigkeit sich in den groſsen Ruf gesetzt, der sie fast obenan im Range stellet: und daher steht auch hier Achill vor dem Ulysses. Nach den Helden folgen die Männer, welche für ein oft undankbares Volk sorgen, und sich durch Geschrey und Fluchen und Lästerschriften, sogar durch Miſshandlungen, die sie leiden, von ihrem Vorha-

ben nicht abwendig machen lassen. Alle Colberte, die vom Pöbel beschimpft, und in der Geschichte zu grofsen Männern ausgesprochen werden.

Zunächst an ihnen folgt die Stärke im Privatleben.

Der Schriftsteller oder Gelehrte vom Handwerke macht hier keine Classe für sich aus. Wann er sich durch diese Eigenschaft auszeichnet: so steht er entweder unter andern Rubriken, oder er bekömmt das Lob einer Stärke, von der ich am Ende etwas erwähnen will, und die sich zu der bisher abgehandelten verhält, wie der Abdruck eines Riesen in seiner Lagerstätte zu seinem Körper. Es kann seyn, dafs der Riese wirklich da gelegen hat: es kann aber auch seyn, dafs man seine Lagerstätte nur nachgemacht hat. In allen übrigen Fällen betrachtet man, was diese Eigenschaft der Seele betrifft, den Gelehrten, wie einen andern Menschen, und wenn er ein grofses zeitforderndes Werk, woran er sich gewaget, zu Stande bringt: so wird seine Beständigkeit bey der Arbeit nicht viel anders berechnet: als die Beharrlichkeit eines Mannes bey dem Baue eines Hauses, das er etwa aufführen lässet.

Aber, was heiſst denn ein Schriftsteller, der stark schreibt, der starke Gedanken hat? was sind starke Gedanken? Ist wohl ein Geist, der solche Gedanken zeuget, ein starker Geist? Der Schluſs wird oft so gemacht, obgleich meistens sehr unrichtig. Der Herr von Voltaire hat in seinen verschiedenen Trauerspielen die stärksten Gedanken hervor gebracht: aber ich zweifle sehr, daſs ihm jemand Stärke der Seele zutraue. Wenigstens hat er sie bey den wenigen Fällen, wo er etwas weniges davon hätte zeigen können, sehr geheim gehalten. Von Gedanken bis zur That! — welche Kluft! Und eben weil die Zwischenzeit von der Erzeugung eines groſsen Vornehmens bis zu dessen Geburt, voll Schrecken, Angst und Unruhe ist, eben deſswegen berechnet man die Stärke meistens nur nach diesem Zwischenraume. Unterdessen nennt man einen Gedanken stark, weil man ihn als das Modell, als die Forme zu einer starken That ansieht, und man ist so gut, es anzunehmen, daſs weil eine starke That einen starken Gedanken voraus setzet, dieser auch jene nach sich ziehen könnte. Etwas eigenes bleibt ihm doch immer, das ihn von andern Gedanken unterscheidet. Dieses Unterscheidende, däucht

mir, liegt in der Dauer. Ein Gedanke ist stark, wenn er grofse Kräfte in anhaltender Bewegung, und Wirkungen von aufserordentlicher Dauer darstellet. Und dadurch wird auch die Verwechselung des starken Gedankens mit dem grofsen Gedanken vermieden. Dieser hat eine Mannigfaltigkeit und Menge, oder Ausdehnung, welche die gewöhnlichen Mafse ganz übersteiget. Der starke Gedanke setzt eine Dauer voraus, und eine Bewegung, die von dem Mafse der Kräfte und der gewöhnlichen Veränderlichkeit abweicht.

Wenn der heilige Dichter Ps. 104. sagt: „Mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön „und prächtig geschmücket. Licht ist dein Kleid, „das du anhast; du breitest aus den Himmel „wie einen Teppich; du wölbest es oben mit „Wasser, du fährest auf den Wolken, wie auf „einem Wagen, und wandelst auf den Fittigen „des Windes. Mit der Tiefe deckest du das Erd„reich, wie mit einem Kleide, und Wasser ste„hen über den Bergen. Aber vor deinem Schel„ten fliehen sie, und vor deinem Donner fahren „sie dahin:" so erkennet jeder diese Gedanken für das erste Muster des Erhabenen und des Grofsen. Hingegen stark sind folgende Gedan-

ken eben dieses Dichters. „Herr, du erforschest „mich und kennest mich: ich sitze oder stehe „auf, so weiſsest du es, ich gehe oder liege, so „bist du um mich; du schaffest es, was ich vor „oder hernach thue, und hältest deine Hand „über mir. Wo soll ich hingehen vor deinem „Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor deinem „Angesichte? führe ich gen Himmel: so bist du „da; bettete ich mir in die Hölle: so bist du „auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe: „so würde mich doch deine Hand daselbst füh- „ren und deine Rechte mich halten. Spräche „ich: Finsterniſs möge mich decken, so muſs „die Nacht auch Licht um mich seyn. Ps. 139. „Dann auch Finsterniſs ist bey dir nicht finster, „und die Nacht leuchtet wie der Tag: Finsterniſs „ist wie das Licht. Sollte ich deine Gedanken „zählen: so würden ihrer mehr seyn als des „Sandes: wenn ich erwache, bin ich noch bey „dir." Man sieht diesen Unterschied eben so deutlich bey Bildern, deren Umfang nicht so groſs ist als der Umfang der beyden Gemählde, die ich eben angeführt habe. Ich nehme das eine Bild aus den Prophezeyungen des Esaias. „So „spricht der König zu Assur: Es. 4, 13. ich ha- „be es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet

„und durch meine Weisheit; denn ich bin klug. „Ich habe die Länder anders getheilet, und ihr „Einkommen geraubet; und wie ein Mächtiger „die Einwohner zu Boden geworfen. Und mei- „ne Hand hat gefunden die Völker wie ein Vo- „gelnest; ich habe alle Länder zusammen ge- „raffet, wie man Eyer aufraffet, die verlassen „sind, da niemand eine Feder reget, oder den „Schnabel aufsperret oder zischet." Dieses Bild ist grofs. Hier ist das andre dagegen, das stark ist: Jerem. 30, 5. „Wir hören ein Geschrey „des Schreckens, es ist eitel Furcht da, und „kein Friede. Ach, forschet doch und sehet, „ob ein Mannsbild gebären möge? Wie gehts „denn zu, dafs ich alle Männer sehe, ihre „Hände auf ihren Hüften haben, wie Wei- „ber in Kindesnöthen und alle Angesichte so „bleich sind?"

Bey den Metaphern sogar wollte ich eben den Unterschied angeben.

Wie stark ist nicht im Buche der Makkabäer der Gedanke über Alexándern „und der „Erdkreis schwieg in seiner Gegenwart!" *) Wiederum zu den grofsen Gedanken rechne ich, was Shakespeare vom Markus Antonius die

*) Et siluit terra in conspectu eius!

Cleopatra sagen läſst: „Königreiche und Inseln „waren wie Goldstücke, die aus seiner Tasche „fielen!"

Eben so leicht zerfallen die Empfindungen in die beyden Classen der Groſsen und Starken. „Das gröſste Glück nach einem unersetz-„lichen Verluste ist die Vergessenheit!" *) Was für eine starke Empfindung! Kaiser Friedrich III. schrieb sie an die Wand seines Zimmers, als er aus Wien vor seinem Ungarischen Feinde floh. Ich brauche die bekannte Rede der Medea als ein Beyspiel der erhabenen Empfindung hier nicht anzuführen.

„Das Leben soll ihnen eine Qual, und der „Tod ein Trost seyn!" ist auſser allem Streite stark empfunden, so wie das folgende groſs ist; was Hektor heraus sagt: „kein Glückszeichen „ist besser als das, fürs Vaterland fechten!" **)

Überhaupt aber sagt man: ein Schriftsteller habe mit Stärke und Nachdruck geschrieben, wenn seine Bilder und Gründe einen daurenden Eindruck gelassen haben; wenn sie jeden Leser theils zu Entschlieſsungen gebracht, theils

*) Rerum irrecuperandarum summa felicitas; obliuio!

**) Εἷς οἰωνὸς, ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρια. Iliad. XII. 243.

in eine anhaltende Farbe der Gemüthsverfassung gesetzt haben. Daher rechnet man in dieser Absicht alle pathetische Gedanken zu den starken Gedanken.

Mufs ich wegen meines Verweilens um Vergebung bitten? Man verwechselt fast immer das Erhabene mit dem Starken. Helvetius hat es zwar in seiner Schrift unterschieden, allein französisch: das heifst, er hat den Unterschied gemerkt, ohne ihn anzugeben. Ich rede in der Note von dem Urtheile der ältesten Zeiten über die Stärke *).

*) Es ist bekannt, dafs man damahls die Stärke der Seele gleichsam in die Stärke des Körpers eingeschlossen habe. Zwar ist Ulysses eines der gröfsesten Muster von der Festigkeit des Vorsatzes und der Unbeugsamkeit bey dessen Ausführung: aber doch wird eben dieser Ulyfs fast mehr wegen seiner körperlichen Bestandheit bewundert als wegen seiner geistigen. Dahin gehört sein Abenteuer mit dem Schäfer Melanthus. Dieser Melanth, einer der handfestesten Schäfer *s'approche d'Ulysse*, (ich bediene mich der Übersetzung der Madame Dacier) *et en passant il lui donne un grand coup de pied de toute sa force.* Die Übersetzerinn war zu verschämt, oder ihre Sprache war es, um den Ort, wohin der Stofs gerichtet worden, anzuzeigen. Doch aus der Wendung *en passant* kann man es errathen. *Le coup quoique rude n'ebranla point Ulysse, et ne le poussa pas hors du chemin.* Die Frau Dacier hat an dieser Stelle geputzt, und also unstreitig ihre ganze Schönheit und Stärke gefühlt. Aber wie ist es denn gekommen, dafs sie die Stelle ohne Note, darin erst alles recht wäre enthüllet worden, gelassen hat?

So weit geht nur der Beytrag des Geistes zum Verdienste, der Beytrag, der Bewunderung verdienet, ohne Liebe zu erwecken. Was wir bisher gesehen, sind Reichthümer; sie recht auszuspenden — darauf kömmt das meiste an. Vor der Welt gehen diese reiche Männer in Purpur gekleidet, und werden auch köstlich begraben. Nur geheime Nachrichten können uns sagen, wie es mit ihrer fernern Labung stehe. Unterdessen so verschwenderisch auch die Welt im Ertheilen ihres Lobes seyn mag: so soll uns dieſs nicht abhalten, das Wohlwollen oder die Güte des Herzens, als das vornehmste Stück zum Verdienste, zu betrachten. Ich erläutere diesen Vorwurf im folgenden Artikel. Es ist so viel davon geschrieben, daſs eine philosophische Verläugnung dazu gehört, sich darüber heraus zu lassen. Denn man kann in solchen Fällen den Argwohn, andre ausgeschrieben zu haben, nicht leicht vermeiden. Es mag hier aber das innere Zeugniſs gegen die äuſseren Urtheile trösten: Wobey doch die Beobachtung nicht verschwinden darf zur Demüthigung der Eigenliebe, daſs man oft glaubt, etwas selbst gedacht zu haben, was man doch bey andern gelesen hat. Denn unsre Seele stiehlt

Gedanken mit solcher Geschicklichkeit, daſs sie nichts weiter thut, als gleichsam ihr Wapen darauf schlagen, um sie die ihrigen zu nennen.

III. ARTIKEL.

VON DER GÜTE DES HERZENS UND DEM WOHLWOLLEN.

Die Bewunderung der Menschen mag immerhin für die glänzenden Eigenschaften des Geistes, die wir bisher näher betrachtet, aufbehalten bleiben; die Güte des Herzens erlangt noch etwas Besseres zu ihrem Lohne, treuherzige Gegenliebe.

Wenn der groſse Geist in unserer Gegenwart zu seinen gewöhnlichen Höhen sich erhebt; so stehen wir gleichsam von Ferne, und blicken ihm schüchtern nach. Läſst sich die starke Seele in Worte heraus: so sind diese für uns Befehle; wir werden überwältiget, wir folgen demüthig, wohin sie uns gehen heiſst. Aber das gute Herz darf sich nur in einer von den Geberden zeigen, die ihm angeboren sind;

so gehen wir von selbst seinem Besitzer entgegen, um ihn zu umarmen.

Wenn August gegen den Cinna, der sich wider dessen Leben verschworen, in die Worte ausbricht *):

„Laſs uns Freunde seyn, Cinna."

Wenn eine Königinn auf dem Throne sich als eine gelehrige Schülerinn aus der Trübsalsschule bekennet **):

„nicht unversucht im Leiden lerne ich den
„Elenden beyspringen."

Wenn Marianne sogar für einen Herodes, für ihren Gemahl, der sie zu ermorden drohete, und was noch unausstehlicher war, sich einbildete, daſs er sie liebte, wenn sie für ihn in ihrem Herzen noch die Worte finden kann ***):

„dieses Herz würde dich geliebt haben,
„wenn du es gewollt hättest"

dann vergiſst man gerne alles Groſse, alles Wundervolle, vergiſst allen Unterschied der Stände, läuft auf die Beherrscher der Völker zu, als Bein von unserm Gebeine, und Fleisch von unserm Fleische.

*) Soyons Amis, Cinna!

**) Non ignara mali miseris succurrere disco.

***) Ce Coeur vous eût aimé, si vous l'aviez voulu.

In der That, jene grofsen Eigenschaften sprechen, dafs wir Geister sind; das gute Herz beweist, dafs wir Menschen sind. O ihr! denen die Erziehung künftiger Monarchen anvertrauet ist, denket nicht, dafs, um einen Prinzen zu bilden, das mitleidige Herz erst an ihm müsse verhärtet werden. Lafst ihn weinen, dafs eine Thräne die andre treibt, wenn er Unglückliche sieht oder von Elenden hört. Es kann ihm einst Balsam auf seine Wunden werden, wenn er in der Stunde der Angst, am Tage der Flucht bey seinem geliebten Nebenmenschen ein weiches Herz für sich antrifft. Wie ängstlich mufs David seinen wenigen Begleitern ins Antlitz geschauet haben, als Simei ihm fluchte: und welches Labsal mufs es für ihn gewesen seyn, als er in diesen Gesichtern Mitleiden mit ihrem tief gebeugten Könige, und gerechten Unwillen wider den Schänder der Majestät wahrnahm! Eines der schrecklichsten Worte in der ganzen Geschichte ist der Ausruf des um den Tod bettelnden Nero *).

„So hab ich allein denn weder Freund noch „Feind!"

*) Ergo ego solus nec amicum habeo nec inimicum!

Und diefs mufs allemahl die traurige Folge davon seyn, wenn man vorher durch Worte und Thaten kund gethan hat, dafs man sich aus keinem Menschen etwas mache.

Wo das gute Herz ist: da fällt es nicht schwer, das Wohlwollen einzuflöfsen, dessen Wirkungen man eigentlich vernünftige Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht nennen könnte. Und von dem Wohlwollenden gilt es erst, dafs ihm Zufriedenheit und vergnügtes Bewufstseyn von innen lohnen, so wie ihm von aufsen sein Ruhm in jedem Gesichte freundlich lächelt. Kein Tag geht ihm vorüber ungenützet, und das Daseyn wird zum Leben für ihn. Er allein läfst in seinem Hause Gerechtigkeit und Erbarmen wie Schwestern beysammen wohnen. Seine Nachbarn lieben ihn; ihn segnen Fremde, und wer etwan im ersten Augenblicke ihn gelästert hatte, bittet ihn nachher mit Thränen um Verzeihung. Bey der Nachricht von seinem Tode ist die erste Regung jedes Nachgebliebenen eine Regung des Mitleids mit sich selbst, und unmittelbar hernach spricht in jedem Auge eine stille Zähre seine Leichenrede.

Nur selten werden uns die trefflichen Menschen bekannt, bey welchen die erspriefsliche

Vereinigung des guten Herzens mit dem Wohlwollen sich findet; es sey nun, daſs sie wirklich eine seltene Erscheinung auf dieser Erde sey, oder auch, daſs nur Wenige zu der vortheilhaften Stellung gelangen, wo sie die Wirkungen jener Vereinigung recht sichtbar machen können. Dagegen trifft man meistens entweder das gute Herz, oder das Wohlwollen allein an; und das erstere noch öfter als das letztere: wenigstens thut man öfters den Ausspruch für jenes, da sich fast jeder für einen Kenner des guten Herzens will gehalten wissen. Alle schwatzen davon, und eben dieses ausgebreitete Geschwätze möchte den Zweifel erregen, ob man etwas Richtiges dabey sich vorstellete. Dazu kommen noch die vielen und häufigen Gegensätze, welche die Verwirrung eher vermehren als vermindern. Verstand wird dem Herzen, Empfinden dem Denken, Gefühl der Einsicht, das gute Herz dem trefflichen Kopfe, die Angelegenheiten des einen den Geschäften des andern, die Verderbniſs des erstern der Schwächung des letztern, so oft entgegen gesetzet, daſs man zuletzt kaum mehr weiſs, ob sich beym Gefühl des Herzens zugleich auch noch ein Gedanke finde.

So viel glaubt endlich wohl jeder noch zu wissen, daſs auf die feineren Empfindungen gewiesen werde, sobald vom Herzen die Rede ist. Nun ist es ja aber gewiſs, daſs diese Empfindungen uns gewisse Bilder auf eine eigene Art vormahlen; daſs sie eben daher auch in Vorstellungen und Begriffe sich auflösen lassen, und daſs sie also von einerley Kraft der Seele mit den übrigen Gedanken herrühren. Menschen! wenn eure Seele schlecht ist: so prahlt nicht mit dem guten Herzen.

Doch dieses Auflösen der Empfindungen wird für die meisten eben so schwer, als eine richtige Vorstellung des guten Herzens es ist; wie sollen sie es damit anfangen?

Ehe ich weiter gehe, muſs ich erst mit meinen Lesern wegen der Ausdrücke verabreden. Die Franzosen unterscheiden in ihrer Sprache *Sensation* und *Sentiment.* Der Unterschied ist gegründet. Was thun wir Deutsche? die Sache selbst, welche durch *Sentiment* angezeigt wird, ist unserer Natur nicht fremde, aber an einem bequemen Ausdrucke dazu läſst es unsere Sprache fehlen. Wir haben also, durch die Noth gedrungen, dem Worte *Sentiment* selbst das Bürgerrecht zu verschaffen gesucht; allein wie die

französischen Flüchtlinge, behielt es zu merklich seine Landesart, und man konnte es nicht ohne Übelstand in deutsche Gesellschaft bringen. Andere ergriffen ein anderes Mittel. Sie brauchten für beyde französische Worte einerley Ausdruck und suchten durch Beywörter den Unterschied anzuzeigen. Es bleibt aber allemahl schwer, den Unterschied geistiger Begriffe durch Beywörter genau zu treffen; die Unbequemlichkeit in dem Vortrage nicht zu gedenken, die dadurch zu entstehen pfleget. Das beste Mittel wird also seyn, und man hätte vielleicht damit anfangen sollen, für *Sentiment* ein eigenes Wort zu prägen. Die französischen Worte kommen von einerley Stamme und zeigen nur in den Endungen die Verschiedenheit der Begriffe an; und dieſs ist eine treffliche Eigenschaft an diesen Ausdrücken. Wir wollen sie den unsrigen, ohne Verletzung der Grundgesetze der Sprache ebenfalls zu geben trachten. Empfindung mag für *Sensation* gelten, und für *Sentiment* Empfindniſs. Die Kühnheit ein neues Wort zu prägen, kann bloſs durch das groſse Bedürfniſs gerechtfertiget werden: und die folgende Abhandlung wird wohl zeigen, daſs ich dieses Wortes nicht habe entbehren können.

Wir wollen damit anfangen, dafs wir die Gränzen der beyden Begriffe festsetzen, die ohnehin so dichte an einander liegen. — Die Empfindung beziehet lebhaft, aber verworren eine Sache auf uns, vermittelst der Sinne; das Empfindnifs beziehet sie auf ähnliche Art vermittelst der Einbildung. Im erstern Falle beschäftiget uns die Sache wie gegenwärtig; im andern Falle, wenn sie auch gegenwärtig seyn sollte, thut es mehr ihr Bild. Habe ich mich noch nicht deutlich genug erkläret? Dann lies nicht mehr, Leser, sondern sieh! Sieh jene Glücklichen, die nach einer langen Abwesenheit endlich zusammen kommen, sich sehen, umarmen! Jeder Sinn ist aufgebothen, um die äussern Eindrücke aufzunehmen, und getreulich weiter an die freudenathmende Seele abzuliefern. Die Empfindungen kommen scharenweise, und jeder sanfte Druck der Hand; jede neugebildete lächelnde oder scherzende Miene; jeder Accent der vorzüglich gekannten Stimme, gibt solchen Empfindungen zu ganzen Haufen auf einmahl das Leben. Nun aber versenkt sich die Seele plötzlich wie in sich selbst: mit geöffneten Augen sieht sie kaum mehr den Liebling vor sich: kaum fühlet sie seinen umschlun-

genen Arm: nähmlich jetzt mahlet die Phantasey, und ihr Bild ist entzückender, als alles was die Sinne von aufsen empfangen. Nicht die Gestalt allein, jede andre Schönheit, jede Güte, jedes Sanfte des geliebten Gegenstandes wird in diesem Gemählde ausgedrücket. Und was die Arbeit nur allzu wohl belohnt; dieses ganze schöne Gemählde gehört der fühlenden Seele eigen, bezieht sich auf ihr Ich, will zu ihrer Glückseligkeit wirken. Jeder seiner mannigfaltigen Einflüsse stellt sich verworren, aber höchst lebhaft dar: nun weicht die Empfindung dem Empfindnisse: dieses wallt in der Seele auf; überfliefst in ihr, und überströmt sie mit seinen Freuden. Nur den Glücklichsten ist es gegönnet, auf diese Empfindnisse neue Empfindungen folgen zu lassen, deren Eindrücke eine Erinnerung für das ganze Leben bleiben.

Diese Schilderung sollte wohl so viel als ein Beweis gelten können für die Richtigkeit der Erklärung, die ich vom Empfindnisse gegeben. Aber sie scheint mir aufser dem auch durch die folgenden Betrachtungen bestätiget zu werden.

1. Wir sehen, dafs alle Menschen des Empfindnisses fähig sind, weil jeder wenigstens einige Grade der Phantasey besitzt. Freylich scheint

bey sehr vielen die Empfindung mit dem Empfindnisse verworren, weil sehr viele die Kraft nicht haben ihre Phantasey lange zu beschäftigen, wofern sie nicht fast alle Minuten neuen Stoff von den Sinnen erhält. Aber daraus, daſs bey dem groſsen Haufen diese beyde Wege der Sinne und der Phantasey so nahe an einander fortlaufen, daraus folgt noch nicht, daſs Empfindung und Empfindniſs bey ihm gänzlich einerley sey. Der Unterschied erhellet durch nichts besser, als wenn man die Kraft der Einbildung wachsen läſst. Man nehme also den Dichter, den Mann, bey dem eine lebhafte Phantasey die Mitgift der Natur ist. Sagen wir nicht eben deſswegen auch, daſs er reich an Empfindnissen sey? Hatten Homer und Milton noch nöthig, die Morgenröthe zu sehen, nöthig die Sonne, wie einen Bräutigam aus seiner Kammer, hervor treten zu sehen, um in Empfindnissen der Wonne zu zerflieſsen, und der erwachenden Welt Heil zu dem jungen Tage zuzurufen? O gewiſs nicht: ihre Phantasey vertrat die Stelle der Sinne; und eben so lange diese noch beschäftiget sind; wird der Dichter noch nicht Herr über seine Gedanken. Die Empfindnisse kommen bey ihm, wenn er gleichsam

Augen und Ohren verschliefst, um nur noch die Einbildungskraft mahlen zu lassen. Das Zimmer mufs verfinstert seyn, wenn jene Gemählde sollen gesehen werden. Überhaupt darf jemand nur eine lebhafte Phantasey verrathen, fogleich traut man ihm Empfindnisse zu; man hält ihn zur Freundschaft aufgelegt, wenn auch schon vor der Hand noch die andern dazu nöthigen Beweise fehlen.

2. Wir wissen, dafs jedes Empfindnifs etwas Angenehmes hat; gänzlich davon entblösset ist keines: woher dieses? weil das Empfindnifs nur durch die Einbildungskraft läuft. Denn eben dasselbe Bild, das durch diese eingedrücket wird, ist schwächer, als wenn es durch die Sinne wäre eingedrücket worden. Daher entstehet bey uns kein eigentliches Leiden, weil der Grad desselben, indem wir ein Bild der Phantasey bald stärker bald schwächer machen können, einigermafsen von uns abhänget. In meiner Einbildungskraft kann ich die Furien ertragen, die auf der Bühne unausstehlich sind; und wenn das schreckliche Schauspiel von Hippolits unglücklichem Ende vermittelst einer Erzählung meiner Phantasey überbracht wird: so halte ich die Gegenwart des Bildes aus, von wel-

chem, wenn es mir in die Augen gefallen wäre, ich mich würde weggewandt haben. Ja wenn die Einbildungskraft so stark wird, daſs ihre Bilder uns erschüttern; so geht das Empfindniſs in die Empfindung über.

Zeigt einer Mutter ein Gemählde, worauf ein säugendes Kind, das dem ihrigen ähnlich sieht, von einem Unmenschen an einen Felsen zerschmettert wird: ich frage, was wird ihr Gefühl seyn? nicht mehr bloſs ein Empfindniſs des Mitleidens; es wird eine Empfindung des Leidens seyn: ihr wird das Herz weh thun, und sie wird weggehen müssen. Wenn die Sinne uns die Bilder zuführen: so kann es nicht einmahl recht zum Empfindniſs kommen: wir leiden noch zu viel von der Empfindung: um uns jenem recht zu überlassen, muſs das sanftere Spiel der Phantasey erst veranstaltet seyn.

Daher die Künste der Nachahmung! Man hat nur den Begriff der Nachahmung nicht recht gefasset. Er sagt nicht, Sachen, welche die Natur hervor bringet, durch Zeichen von unserer Erfindung nachmachen; sondern die Eindrücke der Sinne durch Eindrücke der Phantasey nachahmen. Jenen wird das Unangenehme durch eine solche Nachahmung benommen,

aus der Ursache, die wir so eben angeführt haben. Auch der Odendichter, der die so genannten Empfindungen seines Herzens ausdrücket, ist in diesem Verstande ein Nachahmer. Denn in dem Augenblicke, darin er dichtet, ist nichts mehr in seinen Sinnen, sondern alles in seiner Phantasey. Er hat von einer Empfindung angefangen; aber mit Empfindnissen ist er fortgefahren *).

*) Es liefse sich also wohl ein allgemeiner Grundsatz für die schönen Künste und Wissenschaften angeben, den man zwar auch den Grundsatz der Nachahmung, aber anders erklärt, nennen könnte; hingegen müfste der Grundsatz selbst durch ein Gesetz oder eine Regel für die Einbildung abgefasset werden. Was die Meinung betrifft, dafs das Wesentliche des Empfindnisses in das Moralische, welches oft dabey vorkommt, zu setzen sey; daher auch solche Empfindnisse von vielen moralische Empfindungen genannt werden: was diese Meinung betrifft; so scheinen mir nachstehende Betrachtungen ihr entgegen zu seyn. 1. Die Thiere besitzen eigentlich keine Freyheit, und doch dürfte es schwer fallen, ihnen mancherley Empfindnisse abzustreiten, die offenbar bey ihnen Folgen ihrer Phantasey sind. 2. Kinder selbst haben Empfindnisse zu einer Zeit, da sie ihre Handlungen noch nicht aus Freyheit verrichten. Rousseau sah einst ein noch zartes Kind, dem seine Wärterinn ungerechter Weise einen Schlag gegeben, darüber bis zur Wuth ergrimmen. Hier that offenbar die Phantasey mehr, als die Sinne gethan hatten, und aus der Empfindung war Empfindnifs, aus diesem Leidenschaft geworden. Hingegen in den ganz ersten Zeiten unsers Lebens, wann wir noch nicht einmahl träumen,

Doch Bilder, durch die Phantasey gemahlt, reichen allein nicht hin, um ein Empfindniſs zu Stande zu bringen. Die reichste Einbildungskraft mag immer Wälder und Deiche und Fluren und schlängelnde Bäche und die ganze lebendige Schöpfung, den Menschen ausgenommen, mit einer so schönen Mannigfaltigkeit zusammen ordnen, daſs endlich ein Arkadien herauskömmt, bleibt alle Beziehung weg, so steht dort das todte Gemählde; läſst uns ohne Bewegung, ist fast eben so gut als nicht vorhanden. Aber laſs uns in dieser Landschaft ein Grabmahl entdecken, und unten an der Urne die Aufschrift: „*auch ich war da!*" Sogleich fährt in alle Bilder ein lebendiger Athem: sie bewegen sich alle auf dich zu, und das Empfindniſs steigt in deiner Seele empor.

Eben dieser Unterschied zeigt sich offenbar in der Vorstellung der Wahrheiten. Denke dir die Betrachtung, welche so wahr ist: „ein all„zu zärtliches Herz macht unglücklich:" denke sie dir deutlich; und du bleibst noch kalt. Denke sie unter Bildern: „bey einem allzu weichen

weil unsere Bilderkammer fast gar noch keinen Vorrath hat; in den Zeiten sind wir auch noch ganz leer an Empfindnissen.

„Herzen werden die Eindrücke bis zum Schmer-„zen tief" noch zweifle ich, daſs du bewegt seyest.

Nun denke sie, wie Quinault sie gesagt hat:

Si j'aimois un jour par malheur,
Je connois bien mon coeur,
Il seroit trop sensible.

Liesest du noch weiter fort? hast nicht schon das Buch aus der Hand gelegt, und die Wahrheit in deinem innersten Marke gefühlt?

Nothwendig muſs also eine Beziehung zum Bilde hinzu kommen: die schwerste Frage ist nun noch übrig, wie nähmlich diese Beziehungen veranlasset werden?

Wenn ich hoffen dürfte, mich sogleich ganz verständlich zu machen: so würde ich mit einemmahle die Frage auflösen, und folgende Antwort hinschreiben:

„Die Beziehungen werden dadurch veran-„lasset, wenn wir allmählig die vorgestell-„ten Sachen als uns angehend, aber von „uns unterschieden ansehen lernen; anstatt, „daſs uns vorher der sinnliche Eindruck, den „wir von diesen Sachen erhalten, mit ihnen „gleichsam zu Eins machte." (identificirte).

Da ist meine Antwort: ich suche sie zu erläutern.

Wenn man sich eine lebendigwerdende Bildsäule denkt, die aber jetzt nur erst einen Sinn hätte, z. E. den Sinn des Geruchs; so kann man dreiste annehmen, daſs der Geruch einer Rose, also die einzige Vorstellung, welche die Bildsäule in dem Augenblicke hat, mit ihrem Ich ganz zusammen schmelze, und daſs sie in diesem Augenblicke gleichsam zum Geruche werde. Kinder, die noch im Mutterleibe sind, scheinen dieses zu bestätigen. Sie haben in diesem Aufenthalte nur den einzigen Sinn des Gefühls: sollten sie nicht deſswegen so stark von einigen Eindrücken der Mutter leiden, weil sie so zu sagen, mit dem Eindrucke ganz einerley werden: und sollte dieſs nicht die Ursache der so genannten Muttermähler seyn *)?

*) Es ist ausgemacht, daſs die Mutter in solchen Fällen einen besonders lebhaften Eindruck gehabt habe. Laſs es zugehen, wie es will, es ist nicht ungereimt, eine Übereinstimmung der Nerven zwischen der Mutter und Frucht anzunehmen. Die Hauptschwierigkeit scheint mir diese zu seyn, warum unter tausend lebhaften Ideen der Mutter nur eine die Eigenschaft habe, sich den Fibern des Kindes mitzutheilen: warum z. E. einige der lebhaftesten Empfindungen, die eine schwangere Frau noch oft genieſst, warum diese bey der Frucht keinen Eindruck zurück lassen, es sey denn, daſs man einen gewissen übertrieben satyrischen Zug für wahr halte. Doch diese Schwierigkeit ist nicht gröſser, als die Schwierigkeit bey den Ahndungen, wo es uns eben so

So bald dagegen mehr Sinne einander zu Hülfe kommen; so nimmt der groſse Grad dieses Einerleywerdens allmählig ab. Man lernt sich selbst von den Vorstellungen anderer Dinge unterscheiden, und es bleiben nur noch stärkere oder geringere Ähnlichkeiten übrig, die nicht mehr veranlassen, daſs man sich mit den Dingen für einerley halte; sondern nur höchstens sich an ihre Stelle setze, oder mit andern Worten, sie auf sich beziehe. Ich will sogleich zeigen, wie diese Ähnlichkeit zuerst wahrgenommen werde: sodann werden wir noch bey diesem Beziehen einige der feinsten Unterschiede bemerken können.

Jeder Sinn, möchte ich wohl sagen, hat seine angewiesene Zahl von Dingen, die er der Seele unter den gehörigen Formen als ähnlich

geheimniſsvoll bleibt, warum unter tausend Vorstellungen des Zustandes anderer mit uns verbundener, eine darunter so lebhaft werde, daſs wir sie mit der Gewiſsheit empfinden, als ob es eine Begebenheit wäre, und daſs sich dann auch die Wahrheit dabey finde. Nochmahls also damit mag es zugehen, wie es will: dieſs aber scheint mir begreiflich zu seyn, wie das Kind den Eindruck könne so stark an seinem Körper einätzen lassen. Da es ihn nähmlich nur durch einen Sinn empfängt; so wird es gleichsam ganz diese Vorstellung, wird völlig mit derselben einerley und alle seine Fibern wirken auf eine Stelle hin.

mit ihr darstellet. Allein, bey dem Menschen scheinen nur drey dieser Sinne ihr Amt gehörig zu verrichten; es sey nun, daſs den andern beyden natürlicher Weise weit weniger Feinheit zukomme, oder auch, daſs die Art unserer Erziehung ihnen diese Feinheit benehme. Das Auge entdecket: was man in engerer Bedeutung die Ähnlichkeit nennet; das Ohr erfährt die Verwandschaft durch die harmonische Erschütterung, die es leidet, und das Gefühl erkundigt sich durch den Druck nach der gleichenden Natur.

„So sucht sich der Vogel mit den unschul-„digen Augen eine gleichgezeichnete Gattinn „aus, und forschet nach verwandten Flecken. „Der Vogel, der ganz Stimme und ganz Liebe „ist, erkennt die Töne seiner Art, und ent-„brennt nur gegen den musikreichen Gatten. „Sogar Minervens Vogel wird nur von Liebe „entzückt für graue Augen und die schmutzige „Weiſse der Flügel *)." Unter diesen dreyen

*) — — — — — — — agmina late
Foeminea explorat cautus, maculasque requirit
Cognatas, paribusque interlita corpora guttis
— — — — — — — — — — —
Hinc merula in nigro se oblectat nigra marito,
Hinc socium lasciua petit philomela canorum,

Sinnen scheint die Verwandschaft, welche durch das Ohr entdeckt wird, unsere Seele am genauesten und sichersten zu treffen. Das Schreyen eines Kindes bringt das andere Kind zum Weinen: aber das Mauen einer Katze, das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hahnes, das Wiehern eines Pferdes, das Blöcken eines Schafes hat keinesweges diese Wirkung auf das Kind. Hingegen lockt jeder dieser Töne einen ähnlichen Ton hervor bey Thieren, welche zu dem Geschlechte, dem er eigen ist, gehören. Mich däucht, man dürfe geradezu sagen, und sich eben nicht schämen, weiter nichts als so viel zu wissen, daſs es anders dabey nicht zugehe, als bey Saiten, die bey einer gewissen Spannung einander zutönen.

Wenn wir mehr gewohnt wären, uns dem Gefühle ohne Beyhülfe des Gesichtes zu überlassen: was für Wunder würden wir nicht durch dasselbe ausgerichtet wahrnehmen? Die meisten meiner Leser kennen aus dem Schwätzer die Geschichte des Blindgebornen, der während seiner Blindheit in ein junges Frauenzimmer sich verliebt hatte, nicht ohne Erwie-

Agnoscitque pares sonitus; hinc noctua tetram
Canitiem alarum et glaucos miratur ocellos.

derung. Die sanfte Stimme, die zarte Hand, der weiche und körnigte Arm des Mädchens hatten, jene durch das Gehör, diese durch das Gefühl mit seinem Herzen gesprochen. „Theuer„ste Lydia", sagt er in der Erzählung von dem Ursprunge seiner Liebe, „sollte ich künftig „durch meine Augen zerstreuet werden, daſs „ich die Stimme meiner Lydia verkennete, „nicht mehr ihren Tritt schon von weitem un„terschiede: so reiſs lieber diese Augen, die du „jetzt zum Lichte aufzubinden Willens bist, „reiſs sie lieber jetzt gleich heraus. Ich will sie „eher als meine Liebe missen; denn diese hat „mich ohne jene glücklich gemacht."

Auch unser Stammvater rief aus: „Sie ist „Fleisch von meinem Fleische" und rief es gewiſs nicht nach dem bloſsen Anblick! Der ehrliche Montagne sagt: „ich könnte, glaube ich, „bloſs von der Nahrung leben, mit gesunden „und fröhlichen Leuten zusammen zu seyn. „Der Anblick von der Beklemmung anderer „Leute beklemmt mich an meinem Körper, und „ich habe mir oft das Gefühl eines Dritten wi„derrechtlich zu eigen gemacht. Ein unaufhör„licher Husten reitzt meine Lunge und meine „Kehle; ein Besuch bey Kranken, an denen mir

„aus Pflicht viel gelegen ist, wird mir weit mehr „zuwider als bey solchen, um die ich mich mit „weniger Achtung bekümmere. Ich ziehe mir „die Krankheit zu, über die ich nachdenke, „und lege sie mir in den Körper *).

Die Organisation des Körpers trägt also unstreitig sehr viel zum Empfindnisse bey. Zur natürlichen Anlage für dasselbe ist sie, nach der Einbildungskraft, das zweyte Stück, und sie wird durch die Grade ihrer Feinheit ein Grund des Unterschiedes in den Empfindnissen verschiedener Menschen. Man denke nur an die erstaunliche Verschiedenheit des Ohres; an die Macht der Musik über einige, und an ihre Ohnmacht bey andern; an die gewaltige Wirkung des Druckes der Luft auf den einen Körper, und an die Unempfindlichkeit eines andern Körpers dagegen, und, um alles zusammen zu fassen, an ganze Familien, worin Kinder den Adel des Empfindnisses zugleich

*) Je vivrois de la seule assistance de persones saines et gayes. La vûe des angoisses d'autruy m'engoisse materiellement, et mon sentiment a souvent usurpé le sentiment d'un tiers! Un tousseur continuel irrite mon poulmon et mon gosier. Je visite plus mal volontiers les malades, ausquels mon devoir m'intéresse, que ceux ausquels je m'attende moins, et que je considêre moins. Je saisis le mal que j'étudie, et le couche en moi.

mit dem Leben vermittelst einer ſeinern Organisation empſangen, und an andre, wo oft in einer Reihe von sechzehn Zeugungen kaum eine ſeinere Empfindung, noch weniger ein Empfindniſs zur Welt gekommen ist*).

So bald nun diese Ähnlichkeiten entdecket sind; so werden sie von der Phantasey überliefert, als der Stoff zu den Empfindnissen. Es müſste daraus aber nothwendig ſolgen, daſs wir immer auſser uns selbst würden geworſen werden, immer uns an die Stelle anderer Dinge setzen würden; und dieſs würde auch geschehen, wofern nicht im Fortgange des menschlichen Lebens eine Hauptveränderung sich mit uns zutrüge. Der Gedanke Ich wird allmählig immer stärker bey uns; wir lernen uns von andern Dingen immer besser unterscheiden, und zu diesem Ich tausend Dinge rechnen, auf die wir einen Anspruch des Vergnügens machen. Nähmlich einige Vorstellungen werden diesem Ich angenehmer als andere; und bey mehrern

*) „Der Mann, sagt Shakespeare, der keine Musik in sich „selbst hat, noch von der Eintracht lieblicher Töne ge„rührt wird, ist zu Verrätherey, Tücken und Gewalt„thaten aufgelegt: die Bewegungen seines Gemüths sind „plump wie die Nacht, und schwarz wie der Erebus. „Trauet keinem solchen Manne!"

Menschen sind es bald diese, bald jene. Die Ursache von dem letztern ist uns meistens verborgen: jene aber mufs in dem Reitze liegen, den der eine Eindruck vor dem andern stärker erregt. Warum reitzt der Genufs eines Apfels den einen Knaben, und den andern Knaben der Anblick eines Geldstückes, und den dritten ein schönes Kleid? die Lust der beyden letztern scheint mir schon nicht mehr so einfach zu seyn als die Lust des ersten. Bey diesen beyden ist sie Folge von der Lust, welche die Knaben an sich selbst haben, indem sie denken, was sie heute Abend, morgen, übermorgen seyn werden. Der Knabe hingegen, welcher von dem Genusse des Apfels am meisten gereitzt wird, denkt nur, was er in dem nächsten Augenblicke seyn werde *).

Wenn einige Vorstellungen vor den andern uns vorzüglich angenehm geworden sind; so wiederhohlen wir sie nicht nur, so oft wir können; sondern wir rechnen sie auch zu unserm Ich, und so wächst dieses nach und nach im-

*) Dieser Unterschied des Denkens, da der eine weiter hinaus in die Zukunft denkt als der andre, beruhet auf der Verschiedenheit der Seelenkräfte: und hier scheint die weitere Anlage zu der nöthigen Verschiedenheit der Neigungen unter den Menschen anzutreffen zu seyn.

mer mehr an. Nun bleiben wenige Ähnlichkeiten, oder doch lange so viel, als zuerst, nicht mehr übrig, mit denen wir die Plätze verwechseln. Man sehe den heran wachsenden Jüngling, dessen Lust nach allen Theilen der Schöpfung greift! wie wenig er sich aus allen übrigen Leuten macht! Stolz, gierig, wild, diefs ist alles, was man von ihm sagen kann. Denn nun bekommen die Lieblingsvorstellungen eine mächtige Herrschaft über seinen Willen, von dar über seinen Körper, kurz sie werden zur Leidenschaft. Die Leidenschaft beziehet in dem Augenblicke, da sie ihre Macht ausübt, alles auf sich, aber wie ein Eigenthum, und nicht mehr wie Ähnlichkeit; und was ihr gar nichts nützt: das wirft sie von sich, und sieht es wie ganz fremde an. Und so hört während der Stärke der Leidenschaft alles Empfindnifs für andere gänzlich auf. Die Phantasey läfst uns nichts als unsern eigenen Zustand, nichts als unser Ich immer obenan denken. Neben diesem Zustande den Zustand eines Andern zu denken, und der Ähnlichkeit wegen, für den Andern und mit ihm zu leiden; diefs kann in solchem Falle nicht Statt finden. Eine einzige Bemerkung scheint zwar diesem zu widersprechen.

Sie scheint es aber nur. Wenn ein Mann von einer Leidenschaft beherrschet wird: so empfindet er immer Mitleid für den Andern, der eben derselben Leidenschaft unterworfen ist*): nur müssen sie sich im Besitze des Gutes nicht einander im Wege stehen. Aber auch dieses Empfindniſs des Mitleides, welches aus der

*) Auf diese wahre Beobachtung bauet der Dichter, um die Leidenschaften, die er schildert, gleichsam an den Mann zu bringen. Wenn nicht die Liebe bey so vielen die herrschende Leidenschaft wäre: würden wohl die vielen Schilderungen davon so viele noch rühren? Ich will hier die eigentliche Wirkung des Dichters auf dem Schauplatze, welche so wenige scheinen recht gefasset zu haben, nach meinen Begriffen aus einander setzen. Diese Wirkung, däucht mich, besteht theils in wahren Empfindungen durch die Sinne. Auf Neulinge, die weder von der Welt noch von der Kunst etwas wissen, wirkt die Vorstellung der Schaubühne eben so, als ob alles, wie eine Begebenheit, in der That so vorginge, und sie erregt alle Eindrücke, die davon abhängen.

Sie besteht ferner in Empfindnissen ohne Leidenschaft, wenn die Phantasey durch den Dichter in Bewegung gesetzt, die Sachen uns vormahlt, welche uns so ähnlich sind, und eben dadurch die wahren Beziehungen erregt. Sie besteht endlich in der Erregung eines Empfindnisses aus der Lieblingsleidenschaft eines jeden. Dieſs macht, daſs, sich der eine für diese Person des Trauerspiels, der andere für jene interessirt. Man hat diese letztere Wirkung mit Unrecht für die einzige gehalten. Übrigens rede ich von der Wirkung des Trauerspiels auf solche, die sich wirklich dadurch täuschen lassen.

Leidenschaft entspringt, hat das Besondere an sich, daſs unser eigener Zustand dabey am meisten gedacht wird. Denn es komme nur irgend ein Umstand dazu, der den Vorwurf der Leidenschaft näher angeht, sogleich hört jenes Empfindniſs auf.

Wir werden also endlich wohl diese Anmerkung fest setzen dürfen

„daſs nur fruchtbare Phantaseyen, bey feinen Organisationen, ohne herrschende Leidenschaft, an Empfindnissen für Andere, einen Überfluſs haben."

Alsdann nur rechnen wir nicht alles zu unserm Ich als ein Eigenthum, sondern fühlen, daſs wir, mit Andern ähnlich, für sie eben so gut zuweilen gehören, als sie für uns.

Wir haben also zweyerley Arten von Empfindnissen: die eine Art geht auf unser Ich vornehmlich, bezieht alles andere auf dasselbe wie ein Eigenthum, und wird meistens zur Leidenschaft: die andere Art geht vornehmlich auf den Zustand Anderer: bezieht ihn auf sich wie etwas Ähnliches, und macht eigentlich das gute Herz aus; welches sich also nur alsdann äuſsert

„wenn eine blühende Phantasey, von einer feinen Organisation begleitet, durch kei-

„ne tyrannische Leidenschaft bezwungen
„wird."

Die Beobachtungen an Kindern und sogar an Leuten, bey denen eine Leidenschaft herrschet, aber auf einige Augenblicke ihnen Ruhe lässet, scheinen mir dieſs zu bestätigen.

Warum finden wir die Güte des Herzens am stärksten und häufigsten bey Kindern? — eben darum, weil sie sich noch kein System einer Leidenschaft gemacht haben. Ich werde den Cyrus des Xenophon nachher in diesem Artikel aufführen: hier mag vorläufig der Zug aus seinem Charakter stehen *). Als Knabe stand er nie einen Augenblick an, für seine Spielgesellen alles, was sie verlangten, von seinem Groſsvater zu erbitten: als Jüngling hielt ihn schon die Scham von diesem Vorsprecheramte zurück. Cyrus wuſste selbst nicht recht, daſs sein Ich sich allmählig ausbreitete, und daſs

*) Er sagt ausdrücklich: *ἀλλὰ μὰ τὴν Ηραν, ἐγὼ μὲν οὐκ οἶδ' ὅϛις ἄνθρωπος γεγένημαι. οὐδὲ γὰρ λέγειν οἷ ός τ' εἰμί, οὐδ' ἀναβλέπειν πρὸς τὸν πάππον ἐκ τοῦ ἴσου ἔτι δύναμαι. ἢν δὲ τοσοῦτον ἐπιδιδῶ, δέδοικα μὴ παντάπασι βλάξ τις καὶ ἠλίθιος γένωμαι. Παιδάριον δὲ ὢν, δεινότατον λαλεῖν ἐδόκουν εἶναι.* Hätte Politik ihn schweigen gelernt: so hätte er die Ursache von seiner Blödigkeit anzugeben gewuſst.

Leidenschaften ihn auf sich selbst zurück würfen. Mit den Kindern stehn hier in gleicher Classe, die ehrlichen Tanten, welche, mit guten Herzen, wie man es nennet, geboren, durch ihre Jahre über die Leidenschaft der Liebe Meister, von ehrgeitzigen oder geldgeitzigen Absichten nicht gemartert, sich endlich dem Wohl einer ganzen Familie in ihrem weitesten Umfange gutherzig aufopfern, jeden Kranken pflegen, jede Betrübte trösten: mit jedem Traurigen weinen, mit jedem Kinde spielen, jede Braut putzen, jede Wöchnerinn säubern u. s. f. Weil man an diesen Personen empfindliche Herzen wahrnimmt: so vermuthet man immer, dafs sie in ihrer Jugend starker Leidenschaften fähig gewesen: sie lassen es auch gutwillig von sich glauben, und dazu haben sie ihre wichtigen Gründe; ich wollte aber fast immer das Gegentheil schliefsen.

Der Selbstpeiniger des Terenz hat Augenblicke, darin er seine mürrische Leidenschaft nicht so stark fühlet, dann kann er auch für Andre empfinden. Das beste Herz kann neben der stärksten Leidenschaft seyn; nur zugleich zeigen sie sich nicht; eins ums andre; und oft verschlingt die letztere das erstere,

ohne für den Besitzer dadurch brauchbarer zu werden.

Man könnte also wohl sagen: bey denen vom Himmel geformeten guten Herzen, ist diefs eine seiner Gaben, dafs entweder einige Leidenschaften ganz von ihnen entfernet bleiben, oder wenigstens nicht zu einer gewissen Stärke anwachsen. Mich däucht, dafs diefs das Geheimnifs des angebornen guten Herzens sey, Ich verzweifle, es erklären zu können: aber ich würde mich damit vollkommen begnügen, wenn ich so glücklich gewesen wäre, das Geheimnifs bis auf diesen Schrein zu verfolgen, und dreiste sagen zu können: Hier liegt es! Die Empfindnisse für Andre, oder das gute Herz belohnen sich auf der Stelle durch das Vergnügen, das sie mit sich führen, und dieses Vergnügen kann sogar ein Reitz zu ihrer Wiederhohlung werden; kann fast eine Leidenschaft werden. Es wäre aber sehr hart, daraus zu folgern, dafs sie also eigennützig wären. Überhaupt entspringet aus dieser Feinheit und Leichtigkeit des Überganges bey diesen Beziehungen, da man die äufseren Dinge bald als Ähnlichkeit, bald als Eigenthum sich zurechnet, aus diesem leichten Übergange einer Art

in die andre, entstehet die Schwierigkeit das Herz des Menschen zu beurtheilen: der Betrug auf der einen Seite, und die Unbilligkeit auf der andern. Die Gleifsnerey, wodurch man sich zuletzt gar selbst hintergehet, und die harte Auslegungskunst, wodurch jedes Herz verdächtig gemacht wird. Dein also bleibt es, o! Herzen- und Nierenkündiger, nicht nur die Gränzen zwischen diesen Arten der Beziehungen genau zu kennen, sondern auch zu bestimmen, wie weit es etwa hier deinen schwachen Geschöpfen neben auszuweichen erlaubt sey, ohne den Lohn der Tugend zu verscherzen!

Das Herz ist mehr für das Herz geschaffen, als für den Verstand, und ich besorge, dafs es meine Leser müde geworden, der Zergliederung davon zuzusehen. Um also ihre Augen durch einen gefälligen Gegenstand wieder zu erquicken, will ich sie zu dem guten Herzen, so wie es nun schon zusammen gefügt, und in seiner vollen Geschäftigkeit ist, hinweisen. Dem Charakter, an welchem das gute Herz der Hauptzug ist, bleibt diefs eigen: er übersättiget nie, so lange man ihn auch auf der Bühne läfst, und er gibt dem Zuschauer oder dem Leser das reineste und volleste Vergnügen, weil dieser mit

einem Menschen bekannt gemacht wird, aus dem er einen Freund schaffen kann. Was Montagne vom wirklichen Leben sagt: „ich hake mich „an die Leute an, die nach meinem Geschma„cke sind, dränge mich vor, und gehe dabey so „gierig zu Werke, daſs es mir nicht leicht fehl „schlägt, mich an sie zu hängen, aber auch auf sie „Eindruck zu machen," eben dieſs gilt auch von den Charakteren, die uns geschildert werden.

Ich schlage Xenophons Cyropädie auf. Das erste, was mir vom Cyrus in die Augen fällt, ist die Redlichkeit und Gutherzigkeit des Jungen, die ihm angeboren war. Durch sie belebt, umfängt er seinen Groſsvater, bey dem er mit seiner Mutter so eben zum Besuch ankömmt, und den er jetzt zum erstenmahl sieht, doch eben so treuherzig und warm, als ob sie alte Bekannte wären (S. 17. nach der neuesten Leipziger Ausgabe). Gleich darauf zeigt sich das gute Herz des Knaben gegen alle die, welche ihm und denen, die er liebte, die geringste Gefälligkeit erwiesen hatten. Die erste Sache, mit welcher er schalten kann, nähmlich Wildbret, womit ihm sein Groſsvater ein Geschenk gemacht, dieſs verschenkt er wieder an die Hofbedienten, „dir, sagte er zu dem einen,

„gebe ich es, weil du mir mit gutem Willen das „Reiten lehrest, und dir, weil du mir ein Stück „zu meinem Anzuge gegeben. Denn siehst du „wohl, diefs kann ich nun geben; dir auch et„was, weil du meinen Grofsvater gut bedienest „und dir, weil du für meine Mutter Achtung „zeigst (S. 20.) Und so fuhr er fort, bis alles „Wildbret, was er empfangen hatte, verschenkt „war." Wenn er merkt, dafs die Mutter, oder der Grofsvater nach etwas sich umsehen; schaffet er es geschwinder herbey, als es sogar die Hofbedienten und Hofleute, die dazu bestellet sind, thun können. Mit den Knaben seines Alters, in deren Gesellschaft er erzogen wird, vermischt er sich in kurzer Zeit dergestalt, dafs sie vertraute Cameraden zusammen werden. Sogar die Väter der jungen Leute sucht er für sich zu gewinnen und gewinnt sie, weil sie ihre Söhne so herzlich von ihm geliebt sahen. Hatten sie zuletzt etwas vom Könige zu erbitten: so sagten sie es ihren Söhnen, diese dem Cyrus und dieser ward Vorsprecher. Während der Krankheit seines Grofsvaters verläfst er ihn keinen Augenblick (S. 29.), und die Augen werden ihm gar niemahls trocken. — Geschwätzig ist er zwar und etwas mehr vielleicht, als er es

seyn sollte: aber theils seine Erziehung, darin er angehalten worden von allem seinen Thun Rechenschaft zu geben, theils seine Wiſsbegierde verursachten dieſs: und dann leuchtete aus dieser Geschwätzigkeit kein prahlerisches, sondern ein einfältiges gutherziges Wesen hervor. — Als er auf der Jagd sich einmahl allzu sehr gewagt hatte, schmälte sein Oheim, der dazu kam, mit ihm: aber noch während dem Schmählen, hat es der Junge im Herzen, seinen Oheim um etwas zu bitten, daſs er nähmlich das erlegte Wild mit sich an seinen Groſsvater zum Geschenke möchte nehmen dürfen.— Diese ganze erste Zeit seines Lebens bis zum sechzehnten Jahre bringt er so zu (S. 34.) daſs er allen entweder zu ihrem Vergnügen, oder zu ihrem Wohl etwas mit beyträgt, niemand zu seinem Schaden. — Als er endlich wieder zurück nach Persien gehen und seinen Groſsvater und seine medische Cameraden und Bekannte verlassen muſs, weint er seine bittre Thränen (S. 146.). — Bey reifern Jahren setzt sich das Gutherzige seines Charakters ins Wohlwollen feste: mitten unter seinen Kriegeszügen, erlangt er den Titel des Wohlthäters und des guten Mannes. Und zuletzt beschlieſst er dieses glor-

reiche und gute Leben mit dem erhöheten Beweis seiner Liebe und Neigung für alles, was nur mit ihm, so zu sagen, von gleichem Stoffe ist: mit der Überzeugung und mit dem Befehl, der aus jener fliefst, nähmlich auch den Rest von ihm, seinen Körper, andern nützlich werden zu lassen. „Meinen Körper aber, o meine „Kinder, wenn ich nun werde geendigt haben, „verschliefst weder in einem goldenen, noch „silbernen, noch einem andern Sarge, sondern „übergebt ihn auf schleunigste der Erde. Denn „was ist wohl seliger, als mit der Erde vermengt „werden, mit ihr, die alles Schöne, alles Gute „erzeuget und ernähret? Ich bin sonst ein Men„schenfreund gewesen, und auch jetzt schei„ne ich mir mit Wollust in Gemeinschaft zu „treten mit der Wohlthäterinn der Menschen." Wenn ich alle diese verschiedenen Züge wahrnehme, und dann zusammenlege; wie warm werde ich nicht für diesen Mann! Wie emsig, mich mit ihm zu verbinden, mit ihm Freund zu werden! wie angehäftet an den Verfolg seiner Geschichte! wie vergesse ich den Monarchen über dem Menschen, den Eroberer über dem Wohlthäter! Die Kindheit des Cyrus ist mir so wichtig, wie das reife Alter eines

andern grofsen Mannes; er ist mir wie jemand von meinen Anverwandten, anstatt dafs ich die andern wie Wesen von einer höhern Gattung, als ich bin, betrachte. — Jeder lieset zu wiederhohltenmahlen und immer mit Wollust den bekannten Charakter im Terenz! „So war sein „ganzes Leben: alle Leute gerne ertragen und „dulden; solchen, mit denen er umgehen mufs-„te, sich überlassen, und gegen sie dienstfer-„tig seyn; niemand zuwider leben; niemahls „vor andern Vorzug begehren." Und dieser Charakter ist, wenn ich so sagen darf, die Klugheit des guten Herzens, eine Klugheit, zu der dieses die Lehrmeisterinn ist, und die allein ihren Zweck allezeit erreicht. Unter den Neuern ist es niemand, däucht mir, so gut, wie Fieldingen *) gelungen, das gute Herz in einem erdichteten Charakter, und in der Reihe der natürlichsten Handlungen zu zeigen. Seinen Thomas Jones gewinnt jeder Leser so lieb, dafs er ihn nicht enterben noch verlassen kann; der Junge mag sich so oft vergessen, als er fast nur

*) Ich würde Addisonen Unrecht thun, wenn ich hier nicht an den Charakter des Sir Roger de Coverley dächte, der eine der schönsten Erfindungen des Zuschauers ist. Aber man kann nicht alles Bekannte anführen.

will. Wenn man seine Geschichte mit dem Auszuge aus dem jugendlichen Leben des Cyrus zusammen hält: so wird man offenbar sehen, daſs die Porträte von einander abgezeichnet sind, nur mit dem Unterschiede, daſs an dem einen Gemählde der Humor und die Vorfälle eines niedrigern Standes noch lebhaftere Farben hervor bringen, als das andere hat.

Grandisons Charakter hingegen hat mehr das Wohlwollen zum Grunde, als das gute Herz; daher ist auch etwas Ernsthaftes daran, welches die Leser zurück hält und ihnen das Herz nicht so sehr öffnet als gegen den erstern. Es scheint überhaupt dem Richardson der Charakter des guten Herzens nicht gelungen zu seyn. An der Mutter der Clarissa ist es Schwäche und Furchtsamkeit: an der Clarissa selbst scheint er allzu gekünstelt. In der Geschichte Grandisons ist der weinerliche Orme, wenn ich so sagen darf, die unreife Geburt eines weichen Herzens. Die so genannte Lady L* ist nur im Gegensatze ihrer Schwester, welche Grenadiersitten hat, gutherzig: der einzige Oheim Salby würde uns vielleicht diesem Charakter am nächsten zu kommen scheinen, wenn wir ihn öfters mit Fremden, und nicht immer

nur mit seinem nächsten Verwandten, nach denen ihm eigenen Grillen im Umgange sähen.

Ich führe aus unsern neuesten und berühmtesten Romanen mit Vorsatze diese Charaktere an, weil viele sie für das halten, was sie nicht sind, und nachher sogar in der Anwendung dieser Stücke auf das tägliche Leben sich irren.

In der Geschichte sind die Proben eines guten Herzens an den Grofsen der Erde, wie Perlen, die man mit desto mehr Sorgfalt auflieset, je seltener sie vorkommen. Welche Freude für den empfindlichen Leser, wenn er in einem der finstersten Jahrhunderte von Roberten, Herzogen der Normandie, lieset, dafs er seinem Bruder Heinrich, den er in einer Belagerung schon bis zu dem äufsersten Mangel an Wasser gebracht hatte, dafs er ihm Wasser und auch etwas Wein für seine Tafel in die Festung hinein schickt. Denn was? sagte er zu seinem andern Bruder Wilhelm von England*), der ihm einer so unzeitigen Güte wegen, wie er sie nannte, Vorwürfe machte, „was? soll ich mei-„nen Bruder vor Durst umkommen lassen? „wenn er dahin ist, wo nehmen wir einen an-„dern her?"

*) Alle drey Söhne Wilhelms des Eroberers.

Wer hat es sich wohl nicht schon in ein besonderes Buch eingetragen, dafs Epaminondas die gröfseste Zufriedenheit über seinen Sieg bey Leuctra aus dem Vergnügen geschöpfet, welches er dadurch seinen Ältern verursachet hatte? Ich überlasse es dem Erinnern eines jeden Lesers, die Beyspiele, welche ihm bekannt sind, hier zuzusetzen. Heinrich IV. von Frankreich! Warum liebt ihn der Deutsche fast eben so sehr als der Franzose? Heinrichs gutes Herz nähmlich ist so zu sagen mit allen Nationen gleich stark verbunden. Doch, wie gesagt, es mufs angenehmer seyn, an dieser Stelle das Buch aus der Hand zu legen und zu denken, als weiter zu lesen.

Die Leidenschaft der Liebe, welche in ihrer Beschaffenheit etwas Eigenes und von den andern Leidenschaften Verschiedenes hat, erregt auch besondere Empfindnisse, welche von ihr Folgen sind. Man könnte den Umfang und Inbegriff derselben das verliebte Herz nennen. Sie müssen nicht verwechselt werden mit den Empfindnissen, woraus die Leidenschaft der Liebe erwächset. Denn wie gesagt, wo sie einmahl ist: da entstehen wieder neue Empfindnisse von einer besondern Wärme.

O! Pätus, ruft Arria aus, nachdem sie selbst den Dolch, in ihre Brust gestofsen, und heraus gezogen, ihm darbeuth, „die Wunde schmerzt „nicht; aber deine Wunde wird mir wehe „thun" *). Diefs ist der gröfseste und reineste Platzwechsel, den jemahls die Liebe hervor gebracht, sie, die in ihrer reinesten und schönsten Gluth es für vorzüglicher hielt, im Tode vereiniget als im Leben getrennet zu werden **).

Doch, wie gesagt, da diese Empfindnisse aus der besondern Natur der so genannten Leidenschaft entspringen: das sie ihre eigenthümliche und herrliche Belohnung hat, vornehmlich, wenn die Liebe in der Reinigkeit und Erhabenheit wächset: so wende ich gegenwärtig meine Betrachtung davon weg.

Man wird jetzt vielleicht mit einigem Wohlgefallen die verschiedenen Aussprüche über das Herz, die von den gröfsesten Schriftstellern, wie Räthsel, dargelegt worden, gegen die obigen deutlichen Begriffen halten, und die Räth-

*) Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides; vulnus, quod feci, non dolet, inquit,
Sed quod tu facies, id mihi, Paete, dolet.

**) Vbi idem et maximus et honestissimus amor est, praestat morte jungi, quam vita distrahi.

Vel. Pat.

sel, wie ich hoffe, in die Deutlichkeit aufzulösen im Stande seyn.

„Man wird geselliger und fähiger zum Um-„gange durch die Eigenschaften des Herzens, „als durch die Eigenschaften des Verstandes."

„Es gibt gewisse grofse Empfindnisse, ge-„wisse edle und erhabene Handlungen, wozu „uns nicht so wohl die Stärke des Geistes, als „die Güte unserer Gemüthsart verhilft."

„Geist, Laune, Leidenschaft, Geschmack „und Empfindnifs richten sich, däucht mir, „nach den Orten, wo man lebt."

„Nicht alle, die ihren Verstand kennen, ken-„nen ihr Herz. Der Verstand spielt nicht lange „die Rolle des Herzens. Das gute Herz, das so „empfindlich seyn will, läfst sich oft durch den „geringsten Eigennutz ersticken."

Alles dieses haben la Bruyere und la Rochefoucault vom Herzen gesagt: und ich denke, dafs sich jedes unserer angegebenen Merkmahle, Einbildungskraft, Organisation, Mangel der Leidenschaft, an jedem dieser Aussprüche ganz rein abspiegeln.

Nach diesen tiefsehenden Kennern des Herzens will ich es nun auch wieder wagen, meinen Mund, nicht zu einer Sentenz, sondern zu

einer Beobachtung in dieser Materie zu öffnen. Ich habe nähmlich bemerkt, daſs man an dem guten Herzen zween Grade annimmt, die gar ungemein weit von einander abstehen, und, was noch sonderbarer ist, sehr oft einer für den andern gelten sollen. Jeder weiſs, daſs ein Empfindniſs auf unsern Willen kräftig werden, und den Entschluſs bey uns hervor bringen kann, das Leiden Anderer durch unsre Kräfte wegzuschaffen. Denn wer sucht nicht von seinem eigenen Leiden sich zu befreyen?

Ist also das Empfindniſs lebhaft genug, so werden wir für Andre mit gleichem Eifer, wie für uns selbst beseelet. Unterdessen, da tausend Bemühungen, zu unserm eigenen Vortheil entweder ganz unmöglich oder doch fruchtlos sind: da wir oft, nur allzu oft, den Elenden gleichen, die in Wassersgefahr zwar ihre letzten Kräfte zu ihrer Rettung anwenden, aber durch das ermüdende und immer wieder anwallende Wasser überwältiget, erst die Arme sinken lassen, und dann ganz sinken: so wird uns das nähmliche auch bey unserm Vornehmen zu Andrer ihrem Besten aufstoſsen: unser Vermögen wird gehemmet, wir empfinden ihr Leiden, ein Wunsch, eine Thräne, ein Gebeth ist alles,

was wir geben können. In beyden Fällen, die Hülfe mag in unserer Kraft, oder über dieselbe hinweg seyn, wird das gute Herz erkannt; noch mehr, es ist gleich grofs. Aber aus Trägheit und Schwachheit finden sich hier allmählig die Unterschiede ein. Weil ein Wunsch, eine Thräne, ein Gebeth, oft alles ist, was wir geben können: so wird es noch öfters alles was wir geben wollen. Wir lassen uns gar leicht von dem erstern überreden, dafs es wahr sey, wenn es schon irrig ist: und dann sind wir von dem andern nicht abzubringen. Weinen ist leichter, als Hand anlegen, und wünschen leichter als helfen. Ohne selbst ärmer zu werden, können wir Thränen verschenken, aber nicht Geld; die Seufzer für Anderer Noth kommen nicht leicht den Seufzern für unsere eigene in die Quere, wohl aber kann dieses bey thätigen Hülfsleistungen geschehen. Daher begnügen sich so viele, ihr gutes Herz durch nasse Augen lieber anzuzeigen, als durch müde Füfse; begnügen sich, alle ihre Nebenmenschen, wie abgeschiedene Seelen zu betrachten, bey denen man, wie auf einem Gottesacker, mit einem herzlichen guten Gedanken abkömmt. Hier sind nun die beyden Grade, die ich genannt habe. Leute,

von denen man offenbar zeigen kann, daſs sie niemanden Dienste oder Gefälligkeit erwiesen, werden uns doch immer für gute Gemüther aufgedrungen; und warum denn endlich? weil man sie etwa einmahl weinen gesehen hat; weil sie sich durch eine Miene Anderer Noth zu Herzen genommen, und wohl gar bis zu dem Vorsatze sich erhoben, den Bedrängten zu helfen, wenn — sie könnten. Aber über dem Nachdenken — ob sie können, — verstrich die Zeit des Helfens, und ihr gutes Herz stand für den nächsten Elenden bereit, dem sie gewiſs wieder zu helfen willens wären, wenn — sie könnten. Sollen wir wohl solchen Leuten ein gutes Herz zueignen. Einen Grad wenigstens sagt man uns: meinetwegen, ich bin es zufrieden; wenn man nur nicht solchen, welche ihren guten Willen in Geschäftigkeit zeigen, bloſs einen Grad weiter beymiſst, und also zwischen beyden nur einen einzigen Grad Unterschied läſst. Und jenen ersten Grad kann man ihnen freylich nicht absprechen: Ihr Betragen, wenn es nicht bloſs gleiſsnerisch ist, (das Gegentheil aber nehme ich an), zeigt eine Leichtigkeit an, sich Bilder zu mahlen, und eine feine und glückliche Organisation, mit der sie das Ver-

wandte daran erkennen: auch ihre Leidenschaften stürmen nicht immer, und hindern sie nicht Andrer Noth zu bemerken. Allein, dieſs ist auch alles. So bald die Leidenschaft sich wieder erhebt, oder die Trägheit, welche in menschlichen Dingen zu mehr Wirkungen die Ursache ist, als man gemeiniglich glaubt, so bald diese Trägheit zu drücken anfängt: so bleibt alles an der Schwelle des Einganges vom Verstande in den Willen liegen.

Dieser erste Grad des guten Herzens macht das weiche Herz aus: eine Eigenschaft, worauf sich einige Leute so viel zu gute thun, und woraus sich andre allzu wenig machen.

Montagne war so weich, daſs er kein Huhn ohne Widerwillen konnte abschlachten sehen: aber an einem andern Orte gesteht er, daſs er seinen Freunden nichts, was Mühe kostete, zu Gefallen thun könnte. Hier sind die Grade, von denen ich rede, in dem Beyspiele dieses aufrichtigen Mannes genau angegeben. Man wird sich also folgendes daraus nehmen. Das gute Herz ist allemahl weich; aber nicht jedes weiche Herz ist gut in allen Graden. Auch das weiche Herz ist unterschieden; und eben deſswegen, um alle Verwirrung zu vermei-

den, will ich noch ein Paar Worte darüber hinzufügen.

„Der gute Mann ist auch gut gegen sein „Vieh." Wer will die Gränzen dieser Güte, dieser Weichheit bestimmen? Sollen wir nur Gemüse und Wurzeln essen, oder dürfen wir auch das Geschlachtete genieſsen? Dürfen wir jedes Ungeziefer, jeden Frosch tödten, aber gröſsre Thiere nicht einmahl martern? Dürfen wir ein Pferd todt reiten, und ist es grausam, einem Hunde oder einer Katze den Schwanz abzuhauen? Ist es barbarisch, einer Taube den Hals umzudrehen? gehört es nur für die feinsten und zärtesten Magen sie zu essen? Muſs jeder rauhe harte Ton, jede unsanfte Vorstellung von einer Wöchnerinn von einem Kranken entfernet werden? und ist ihnen Hühnerbrühe willkommen? Macht es unserm weichen Herzen Ehre, nicht einmahl den Anblick eines spritzenden Blutes ertragen zu können, und eben so viel Ehre unserm feinen Geschmacke Fische auftragen zu lassen, die man lebendig in den Kessel geworfen? Man könnte viele von diesen theils wahren, theils anscheinenden Widersprüchen noch anhäufen. Allein, wir werden eher unsern Zweck erreichen, wenn wir, anstatt mit dem Verstande

zu spielen, uns zu unterrichten suchen. Natur, Gewohnheit und Nothwendigkeit entscheiden hier alles. Die Natur muſs jeden gut organisirten Menschen für die Zuckungen eines sterbenden Thieres empfindlich machen, und es entstehet allemahl auch ein Empfindniſs, weil das Nervensystem die Ähnlichkeit uns nur allzu deutlich, wenn ich so sagen darf, zuzittert. Dadurch geschiehet der Platzwechsel und je mehr dieses Nervengebäude an einem Thiere sichtbar ist, je mehr es sich also dem unsrigen zu nähern scheint; desto eher kömmt das Empfindniſs zu Stande. Der Lehrsatz der cartesianischen Philosophie, wodurch die Thiere zu blossen Maschienen ohne Bewuſstseyn gemacht werden, zerstört diese ganze Natur, wie ich sie hier genannt habe, und ist eben deſswegen abscheulich; sie tödtet auf einmahl in uns, als ob der Wunsch des Caligula in Erfüllung ging, jedes Empfindniſs für die übrige Schöpfung auſser dem Menschen; jedes Thier ist nun für mich eine Blume; sein Schmeicheln ist die Bewegung eines Laubes vom Winde; nichts in der Natur antwortet mir: und ich bin verdammt von dem betriegerischen Eccho gemartert zu werden. Kein Mensch, der Empfindnisse noch lieb hat,

kann dieser Meinung beytreten, und Engel vom Himmel würden mich nicht bereden, daſs ich an dem Hunde, der mich jetzt, wie einen Freund liebkoset, eben so mit dem Messer schnitzeln und tändeln könnte, wie an meiner Feder, von der ich ein Stück nach dem andern abschneide. Ach! die Natur hat mir die Saite des Schmerzens allzu gut in der Seele aufgezogen, als daſs ich eine solche Saite, wenn sie an einem andern Geschöpfe gerührt wird, nicht sollte sogleich an meiner eigenen zittern und tönen hören. Warum sollte mich die Natur äffen. Und ist dieses Zeichen betrüglich? o wehe mir dann! wo will ich Hülfe finden, wenn ich leide! Denn ich selbst kann ja nichts anders als winseln, und mich krümmen, und stöhnen, wenn mein Leben in Qual ist, und meine Seele in Jammer. Diese Weichheit, welche wir von der Natur für das Leiden der Thiere, für ihre letzten Todeszuckungen haben, ist ein echtes Wahrzeichen empfindungsvoller Herzen, oder vielmehr, damit ich niemand Unrecht thue: wer sich bewuſst ist, daſs sie ihm von Natur gefehlt hat: der kann sicher glauben, daſs ihm die Natur die Anlage zum guten Herzen sparsamer als andern ertheilt habe; aber freylich kann unsre Gewohn-

heit, das heiſst unsre Erziehung sehr vieles an dieser Natur ändern.

Man zeigt uns von Jugend auf, oder sogar, man hält uns dazu an, daſs wir den Thieren Schmerzen erregen und darüber lachen sollen. Noch mehr, daſs wir sie, wenn sie in ihren Schmerzen schreyen, dafür züchtigen können, so daſs die ganze Natur bey dem armen gemarterten Thiere im Kampfe steht, und den gegenwärtigen Schmerz durch die Furcht vor einem noch gröſsern wenigstens vom Ausbruche des Winselns zurück hält. Hat die Natur einigen Thieren vollends klagende Stimmen versagt: so achten wir noch weniger auf ihren Zustand; niemand lehrt uns auf ihr Gesicht merken und darin die verwandten Kennzeichen der gemeinschaftlichen Thierheit wahrnehmen. Gott Lob! hierin werden noch gröſstentheils die bürgerlichen Kinder besser erzogen, als die adelichen, nicht allemahl aus Grundsätzen, sondern oft nur aus Mangel der Gelegenheit. Der Junker, so bald er nur groſs und stark genug ist, ein Geschöpfe zu martern, bekömmt einen von den Hunden des Hauses, und gemeiniglich einen der ältesten zum Eigenthum:

deuotum caput!

Je grausamer er damit umgeht; desto lieber ist es allen Personen *) im Hause, theils aus natürlicher Grausamkeit, theils aus der klugen Betrachtung, daſs sie jetzt wenigstens von dem kleinen Junker Ruhe haben, so lange er mit dem Hunde zu thun hat. Dieſs ist das A B C des Plagens für den jungen hoffnungsvollen Herrn; wächst er heran: so kriegt er anstatt des Hundes einen armen Bauerjungen, oder, wohnt er in der Stadt, ein armes Kind aus der Nachbarschaft, mit dem er noch ein Biſsgen schlimmer umgehen darf, als mit seinem Hunde: auf den Jungen folgt ein Bedienter, auf den Bedienten ein Hofmeister; auf diesen oder mit diesem zugleich die Fräulein Schwester oder gnädige Mama, und endlich alle Menschen, worüber er einige Gewalt bekömmt; so, daſs die erste Anleitung zur Grausamkeit gegen ein

*) C'est passetems aux mères de voir un enfant tordre le col à un poulet et s'esbattre à blesser un chien et un chat. Et tel père est si sôt, de prendre à bon augure d'une âme martiale, quand il voit son fils gourmer injurieusement un paysan ou un laquay qui ne se defend point, et à gentillesse, quand il le voit affiner son compagnon par quelque malicieuse desloyauté et tromperie. Ce sont pourtant les vrayes semences et râcines de la cruauté, de la tyrannie et de la trahison.

de Montagne.

Thier wirklich die Grundlage zu seiner Härte für das ganze Leben hindurch wird.

Wenn man uns anhielte, nicht bloſs auf die Stimmen, sondern auf die Mienen und Geberden der Thiere Acht zu geben; in ihren Bildungen zu lesen, und ihren Zustand genau aus ihren Bewegungen zu verstehen: so würde die nöthige Weichheit niemahls in uns verloren gehn: die Nothwendigkeit würde sie zwar mit einer Rinde überziehen; aber das innere Mark würde doch weich bleiben.

Die Nothwendigkeit ist gedoppelt. Entweder zu unserer Vertheidigung gegen Thiere, die uns schädlich sind; oder zu unserer Nahrung; und zu den übrigen Anstalten des Lebens, so fern diese uns jetzt unentbehrlich geworden. Jene macht es, daſs die weichesten und besten Herzen ihrer Güte unbeschadet die Jagd lieben: weil ihr edler Muth durch die Hindernisse und den Widerstand, welche er antrifft, erhitzet, und eben dadurch auch wegen seines Sieges bey der Gutheit entschuldiget wird.

Daher rührt es auch, daſs wir das Ungeziefer ohne alles Mitleiden tödten, da es entweder uns, oder Dingen, die wir schätzen, nachtheilig

wird. Die andre Nothwendigkeit erstreckt sich so weit, als die Tyranney der Meinungen unter den Menschen. Es ist hier nicht die Frage, ob wir ohne das Fleisch der Thiere leben können? Sie ist entschieden durch den eingeführten Gebrauch. Alles, was uns zu thun übrig bleibt, ist dieses — nicht, ihnen das Leben zu lassen, sondern ihnen einen leichten und sanften Tod zu verschaffen, und zu ihrer Glückseligkeit, „den „Tod nicht vorher zu sehen," auch noch diese „hinzuzufügen, „ihn nicht lange zu empfinden." Mensch! bedenke, dafs du auch ein Thier bist!

Wenn wir die Thiere auch aufser der Nahrung zu andern Bequemlichkeiten und Zwecken nöthig haben: so pflegen immer die so genannten höhern Absichten, (meistens Leidenschaft), die Weichheit gegen diese arme Geschöpfe zu vertreiben. Wie Thon in der Sonnengluth, so wird das Gemüth durch das Feuer der Leidenschaften gehärtet. Auf der andern Seite kann es die wahre Gutheit, oder das vernünftige Wohlleben sehr oft erfordern, dafs wir das eine zur Erhaltung des andern aufopfern. Da es nun einmahl so ist, dafs wir eine Welt haben, darin nicht alle Dinge neben einander bestehen können, sondern darin die Auflösung des einen

vorher geht, um die Zusammensetzung des andern zu befördern: so ist es Klugheit, sich ein unzeitiges Mitleiden, ein schädliches Weichseyn ersparen, und manchmahl das Seufzen der Creatur überhören, um der Noth der Geister desto eher zu begegnen.

Ich bin nun auf die Betrachtung des Wohlwollens geleitet, welches allein dem guten Herzen seinen wahren und beständigen Werth gibt.

Es berichtigt die Beziehungen, hebt die unnöthigen auf, verstärkt die wahren und vortrefflichen, sieht, anstatt zu fühlen, geht auf das Entfernte, wie auf das Nahe, erstreckt sich auf die Zukunft, wie auf das Gegenwärtige, wird nicht bloſs durch den Schmerz gerührt, sondern auch durch das Unglück, und, um alles mit einemmahle zu sagen, wirkt in uns als eine Nachahmung der Gottheit, und nicht bloſs als eine Folge der Menschheit.

Daſs es sich bis zu dieser Nachahmung hinauf schwingen kann, hat es der beflügelnden Kraft der Deutlichkeit zu verdanken. Von dem besten Herzen hat man es gesagt, daſs zuweilen der Verstand sich seiner schämen müsse. Denn es sieht die Verhältnisse zwischen uns und andern Dingen, zwischen uns und un-

serer Wohlfahrt, zwischen andern Dingen und deren wahrem Wohle nur ganz verworren. Jeder Eindruck, wenn er nur nahe ist, thut seine Wirkung, und es geht dieser Güte in allen Fällen, wie in dem besondern bekannten Falle mit den Bettlern. Die gesundesten und stärkesten, wenn sie nur zuerst sich darstellen, erhalten durch eine klägliche und demüthige Geberde das Almosen. Weiter hinaus auf dem Spaziergange kommen Krüppel und Elende: das Herz ist noch immer weich, aber man hat schon alles weggegeben, und ein hülfloses „ein andersmahl" ist alles, was man noch zu vergeben hat. — Ein junger Mensch von Stande heirathet eine unbekannte Person, ohne Nahmen, ohne Vermögen, von unbefleckter Tugend und zweydeutigem Rufe. Der Vater hört es, fährt auf, droht mit Gefängnifs, Trennung, Enterbung — ein glücklicher Augenblick erscheint. An einem Durchgange versperrt ihm die neue, aber noch nicht anerkannte Tochter den Weg, umfasset seine Kniee; sie auf den Knieen, die Röthe der vermischten Schuld und Unschuld auf den Wangen; Augen, welche gestehen, dafs der Sohn ganz glücklich sey, ein Mund, der sich zum Sprechen öffnet und nur

erst die Blicke will ausreden lassen; eine glühende Stirne voll Erwartung, und vollends eine Brust, die mit jedem Athem eine neue Rechtfertigung hauchet: Was kann der gutherzige Alte thun? was anders, als mitweinen, die Schwiegertochter von der Erde aufheben, sie erkennen, beyden verzeihen, beyde ins Haus nehmen und alle glücklich machen? Der Dichter läſst denn, damit das gute Herz nicht zu Schanden werde, eine unerwartete Glücksveränderung darauf folgen. Die Unbekannte, Arme, Verachtete, wird durch eine zur schicklichsten Zeit gemachte Entdeckung, reich, edel, geehrt, und allen wird offenbar, daſs man sich nur den Eindrücken des guten Herzens überlassen dürfe, um auch äuſserlich eben so glücklich zu werden, als es nur die feinste Weltklugheit hätte aussinnen können. Dieſs geht nun wohl auf der Bühne an, aber nicht immer in der Welt. Der weichherzige Alte wird durch seine Gelindigkeit sehr oft die Ursache von dem Verderben des geliebten Kindes, und das Wohlwollen würde in den meisten Fällen von dieser Art ganz anders gehandelt haben.

Da, wo die Verwandlung des guten Herzens in das Wohlwollen vorgehen soll, muſs erst die

Raupenhaut gänzlich abgestreift seyn. Wir dürfen nicht mehr langsam von einem Nebengeschöpfe zum andern kriechen: wir müssen auffliegen können, um alles, was unter den Erschaffenen lebt, webt und ist, besonders aber unsern Erdkreis zu übersehen, und mit gleicher Neigung zu umfassen. Und wie ist diefs möglich? dadurch, dafs wir deutlich erkennen, wir gehören alle einem und dem nähmlichen Herrn an, seyen alle zum Frieden als Nebenunterthanen erschaffen, durch tausend Bande vereiniget, durch jedes stärker angezogene Band glücklicher, durch jede Wohlthat vollkommener, gegen alle Dinge aufser uns zur Dankbarkeit verpflichtet, weil auch sie uns beständig vollkommener machen. Wenn sich alle diese Gedanken vereinigen, in einander schlingen, und sich einer dem andern feste anhängen; so entstehet daraus ein Vorsatz, dieser Erkenntnifs gemäfs zu wollen, eine Richtung des Willens zum friedlich seyn, zum Hülfe leisten, zum Wohlthun, eine Spannung aller Kräfte mit einer beständigen Rücksicht auf den Vortheil anderer Dinge aufser uns: eine Freude über den Beytrag, den man ihnen leistet; ein Eifer, ihn richtig abzutragen, eine Klugheit ihn gehörig

und verhältnißmäßsig auszutheilen, kurz das Wohlwollen. Es ist eben nicht nöthig, daſs die Kenntnisse, welche das Wohlwollen erzeugen, beständig in einem gleichen Grade der Deutlichkeit erhalten werden. Wenn es nur erst vorhanden ist: so mögen die Kenntnisse, auf welches es sich gründet, hernach die schimmernden Farben der Klarheit annehmen. Immerhin; nur muſs man es in seiner Gewalt haben, jeden Augenblick, darin es nöthig scheint, die Farben zu entfernen, um auf den Grund schauen zu können. Es kann sich, als Folge des Nachdenkens, eine solche Gemüthsart bey uns festsetzen, wodurch ein freundschaftlicher Trieb gegen alle Menschen immer in uns rege bleibet, und das Bestreben ihnen zu dienen gleichsam in jeder Miene an uns sichtbar wird. Beydes findet sich zuletzt ein, wie eine Gewohnheit, wie ein dunkler verworrener Naturtrieb: es vereinigt sich auch mit dem Empfindnisse, und wird deſswegen sehr oft bloſs für das gute Herz ohne irgend einen Zusatz gehalten. Allein irrig: denn wo das Wohlwollen ist, ob es sich gleich vorher ganz unbestimmt wie eine durchgängige Gutheit und wie eine allgemeine Bereitwilligkeit zu willfahren

geäuſsert hat: da wird doch jeder einzelne Fall, wenn er vorkömmt, genau geprüfet, der ihm zukommende Grad der Gutheit abgemessen, die Ausnahme abgewogen, und das gemeine Beste liegt allein, in der einen Schale der Wage so mit Gewichten beschwert, daſs es allemahl gegen Privatnutzen den Ausschlag geben muſs. Daher steigt auch das Wohlwollen, im Gegensatze mit dem guten Herzen vom Allgemeinen zum Besondern herunter. Es fängt mit der allgemeinen Menschenliebe an: denn höher können wir es, ohne den Anschein einer Grille, nicht wohl treiben; fällt darauf auf die Liebe der Nation, der Mitbürger, der Miteinwohner, der Bekannten, Freunde und Verwandten. In den letzten Abtheilungen trifft es meistens schon die ganze Wärme des Empfindnisses, und der Leidenschaften an, aber dann zeigt es sich auch recht als das Wohlwollen: es läſst sich nähmlich durch diese Wärme nicht aus seiner Gleichmäſsigkeit setzen, mit der es die verschiedene anscheinende und wahre Wohlfahrten gegen einander hält. Sein Blick bleibt stät: sein Auge entzündet sich nicht: Weil es allen wohlwill: so will es eben deſswegen nicht alles, was im Besondern gut scheinet. Es schlingt nicht

seine Arme um einen allein zusammen, sondern breitet sie für viele aus, und hat nicht nur, durch Geruch und Geschmack bezaubert, für den zuerst kommenden einen Segen, sondern auch für alle nachfolgende. Das Wohlwollen kömmt selten bis zu einer gewissen Heftigkeit: man findet niemahls an demselben das Hastige eines aufgebrachten Menschen, sondern nur das Angespannte und Nervichte eines gesunden Mannes, und sein Gang ist nicht übereilt, sondern gesetzt und regelmäſsig. Wie könnte es auch anders seyn, da das Wohlwollen immer mit der Aussicht auf mehrere Dinge zugleich handeln muſs?

Und seine Gröſse hängt allerdings von mehrern Stücken zugleich ab: von der Menge der Menschen, welche es umfasset; von den Gütern, die es ihnen zu verschaffen sucht; von der Neigung, womit dieſs geschiehet.

„Wenn der Geist der Menschenliebe uns „treibet; so sind wir Weise." Dieſs ist einer der vornehmsten Sprüche aus der neuern Weltweisheit: wiederhohlt bis zum Ekel — nicht bis zur Überzeugung; gemiſsbraucht, nicht genug gebraucht: verdreht, um die Philosophen lächerlich zu machen, und nach Willkür ausgelegt, um

daraus ein Kennzeichen der Feindschaft gegen die Offenbarung zu erzwingen. Rousseau selbst, der nicht mehr Philosoph heissen will, weil schon zu viele nicht blofs diesen Nahmen führen, sondern was schlimmer ist, sich unter demselben berühmt gemacht haben, Rousseau selbst spottet dieser Menschenfreunde. „Mancher liebt „die Hottentotten, sagt er, damit er es überho- „ben seyn möge, seinen Nachbar zu lieben."

Lafst uns aufrichtig zu Werke gehen. Es mag bey manchen zutreffen, dafs er wohlfeiler bey der Hottentottenliebe wegzukommen glaubt, als bey der Nachbarliebe. Aber weifs man denn auch wohl recht auf der andern Seite, was man eigentlich von denen haben wollte, die diese allgemeine Menschenliebe von sich ausgeben? „wir möchten sie gerne sehen" — nichts billiger als diese Forderung! und auf was für Art denn? „in Werken; thätig, nicht ge- „schwätzig"— auch darin hat man vollkommen Recht; nur wage ich es noch, die Frage aufzuwerfen, in welchen Werken? — „Je nu, in „solchen, darin sich die Liebe äufsert."— vermuthlich also, dafs man jedem Nothleidenden beyspringe; jedem Kranken Pflege, jedem Verwundeten Erleichterung, jedem Betrübten

Trost, jedem Unbelehrten Unterricht, jedem Verlegenen Rath verschaffe, und zwar durch alle vier Welttheile hindurch, oder in einer beständigen Wanderschaft begriffen. — „Die Forderung wäre widersinnig; dergleichen Thätlichkeiten der Liebe sind nur gegen solche möglich, die uns nach jedesmahliger Stellung nahe genug sind." — Also wäre es fast besser jene gar nicht zu lieben. — „Übereilt geschlossen!" — Warum? die Äufserung der Liebe in Thaten fällt ja weg — „so bleiben noch Worte „und guter Wille übrig" — also vermuthlich, dafs man seine Neigung gegen alle Menschen in Grundsätze verwandle, und diese Andern beyzubringen suche, damit nach und nach alle durch gleiche und einerley Grundsätze beseelt, jedem Menschen, den sie antreffen, und wo sie ihn antreffen, nach diesen Grundsätzen begegnen, und wirklich ein Geist über alles Fleisch ausgegossen werde, der, nicht prophezeyen, sondern jeden, den andern wie einen Bruder lieben, lehre. — „Unstreitig!" – Ein solches Bilden der Grundsätze zur Menschenliebe, und die Ausbreitung derselben, ist also der einzige mögliche Weg, die allgemeine Menschenliebe an den Tag zu legen. — „So scheint es!" O dann

lafst uns aufhören zu schmähen und zu verleumden, und blofs, damit wir verachten können, Dinge zu fordern, die uns bey reiferm Nachsinnen selbst als widersinnig vorkommen.

Man mag das Gegentheil einer solchen menschenfreundlichen Gesinnung, die man auf Grundsätze zu bauen trachtet, ja nicht für etwas Gleichgültiges und Unschädliches halten. Die Menschenfeindschaft begreift eben nicht den Hafs gegen alle Menschen; sie finden sich selten in diesem Grade; sondern den Hafs und Kaltsinn gegen alle, die nicht zu unsern Verwandten, nicht zu unsern Landsleuten, nicht zu unsern Glaubensgenossen, nicht zu unserm Welttheil, nicht zu unserer Gesichtsfarbe, gehören. Es ist wahr, Tausende finden ihr ganzes Leben hindurch, niemahls Gelegenheit diesen Hafs auszuüben, ihm schädliche Folgen in Absicht auf dessen eigentliche Gegenstände zu geben. Aber man betriege sich nicht: jeder Hafs ist eine Säure im Gemüthe. Sie frifst um sich, greift die engern Neigungen an, und ein Mensch, der einen Türken hasset, weil er ein Türk ist, wird finden, dafs er allmählig alles hasse, was ihm nicht durch einen besondern Eigennutz verbunden ist. Die Grundsätze der allgemei-

nen Menschenliebe sind also nicht blofs defswegen so vortrefflich, weil sie bey vorfallenden Gelegenheiten so treffliche Wirkungen thun, sondern, weil sie auch rückwärts, wenn ich so sagen darf, wirken, und in Absicht auf die besondere Liebe als kräftige Verwahrungsmittel erspriefsliche Dienste thun.

Zwar kostet es nicht viel, seine Liebe blofs in Grundsätzen darzulegen. Allein, könnte man nicht sagen: warum siehst du schel dazu, dafs es deinem Bruder so leicht wird zu lieben? Und wer kann es denn wissen, wie lange der Philosoph vorher an sich gearbeitet; wie viele Vorurtheile er überwunden; durch wie viele Hindernisse er durchgebrochen habe, ehe sein Herz so erweitert worden, dafs es die Grundsätze der Philantropie nicht nur angenommen, sondern auch an sich zum Glanz für Andre gebracht habe. Ist es denn auch jedem gegeben, dergleichen Grundsätze in Schriften bekannt zu machen? Gehört denn gar keine Bemühung dazu, sie mit der Klarheit, Fafslichkeit und Lebhaftigkeit niederzuschreiben, die ihnen Eingang verschaffen? Und endlich: wenn diese Menschenliebe dem Philosophen nicht gar grofsen Aufwand verursachet, so kann man eben auch

nicht sagen, daſs er allzu viele Gegenliebe dafür einernte. Die geringste Familiengefälligkeit wird mehr angepriesen, erhält einen herzlichern Dank und eine brünstigere Zuneigung, als die Liebe und das Wohlwollen für das ganze menschliche Geschlecht.

Ich lese die Schriften des redlichen Las Casas! dieses Menschenfreundes! dieses eifrigen Sachwalters der Amerikaner! „Vielleicht liebt „er sie nur, um seinen Nachbar nicht lieben „zu dürfen!" Ich wollte wohl, daſs in diesem Augenblicke mir dieſs jemand sagte. Ich wollte, daſs es jemand zu Rousseau ſagte? mit welcher Heftigkeit würde Rousseau auffahren, hervor brechen, oder den Menschen gar stehen lassen! Und wenn dieser Las Casas nicht geschrieben, nicht geeifert, erzählt, wiederhohlt, wieder geschrieben hätte; nicht hätte drucken lassen, nicht immer vorgestellt hätte, die Amerikaner wären auch Menschen: würden wohl die lindernden Befehle aus Spanien ergangen seyn, die freylich den armen Indianern gegen diese unmenschlichen Wütheriche, die niederträchtigsten, elendesten unter allen Menschen, die damahls lebenden Spanier, wenig Hülfe verschaffet; die aber doch diesen Unthaten die

äufsere Frechheit und frohlockende Unverschämtheit benommen haben.

Er hat also mit Nutzen geschrieben, dieser redliche Mann. Er hat auch noch Menschen über seine Nachbarschaft hinaus lieben können; er hat Amerikaner geliebt! Seine Liebe flofs in Worten, in gedruckten Worten! welchen andern Canal konnte er ihr wohl verschaffen? Lafs andre erst eben so viel thun, und dann spotten!

In wie viele herrliche Früchte sind nicht diese ausgesäeten Grundsätze der Menschenliebe aufgeschossen! Wie manches Leben, wie manche Ehre, wie manches Vermögen haben sie gegen Grausamkeit, Ungezämtheit und Raubsucht gerettet! Wie oft, wenn Bitten unmöglich waren, weil sie wegen Verschiedenheit der Sprachen nicht verstanden wurden; wenn Flehen seine Kraft verloren hatte, weil den ganzen Tag über kein anderer Ton gehört wurde; wenn Thränen unbemerkt blieben, weil sie wie Wasser unaufhörlich flossen: wie oft haben Grundsätze alsdann zu einer allgemeinen Hülfleistung erwecket! Denn das Herz verliert zuweilen von seiner Fühlbarkeit durch allzu starke Anstrengung. Wenn es ohne Unterlafs ge-

reitzt, von allen Seiten her gedrängt, und von einem Elende nach dem andern unter dem Drucke gehalten wird: so vergehet allmählig seine Reitzbarkeit, und es wird gegen alle neue Eindrücke wie abgehärtet und stumpf. Wie gesagt: alsdann können nur noch die Grundsätze des Wohlwollens zum Handeln aufmuntern, ob man sie schon gemeiniglich in solchen Fällen verkennt und bloſs für das gute Herz hält, da sie doch offenbar mehr sind. Diese Grundsätze haben uns unstreitig nicht nur das schöne Betragen des Duc d'Armentieres in dem letztern Kriege, sondern auch seinen vortrefflichen Brief an den Herrn Prediger Roques nach Zelle zuwege gebracht. „Sie haben mir," sagt der Herzog zu dem Prediger; „Sie haben mir allzu viele Gelegenheiten verschafft, „ihren Mitbürgern zu dienen, als daſs ich Ihnen nicht meine gerechte Erkenntlichkeit dafür bezeugen sollte" *).

Die guten Folgen dieser Grundsätze werden nicht immer so bekannt, nicht immer so

*) Diese Erkenntlichkeit bestand in dem Geschenke, das der Herzog mit dem *Dictionnaire encyclopédique* dem Herrn Roques machte. Die göttingischen gelehrten Anzeigen haben diese vortreffliche Anekdote angeführt: ich glaube, daſs sie nicht allzu oft kann abgedruckt werden.

sichtbar: aber von Rechts wegen müssen sie den Lehrern derselben eben so wie gute Werke, obgleich in der Stille, nachfolgen. Wenn sich das Wohlwollen in einem engern Kreise, auf die Glückseligkeit eines einzigen, obgleich ganzen Volkes, einschränket; so kann es sich alsdann auch in Thaten, in ersprieſslichen Anstalten weisen. Aber wie viele Menschen befinden sich wohl auf den dazu nöthigen Plätzen? Wenige! denn wenige steigen zu der Würde hinan, im Kleinen, und unter dem Beystande Gottes, wie Gott zu handeln, und ihre Sonne über Gerechte und Ungerechte in gemeinschaftlichen Wohlthaten und Versorgungen scheinen zu lassen. Ein Friedensschluſs gibt dreyen Welttheilen Heil, ein Handlungsbündniſs an Millionen Brot; eine widerrufne Auflage hundert tausend Familien Wonne; eine Gesetzordnung ganzen Provinzen Ruhe; eine Liebesanstalt einer ganzen Schar Gebrechlicher und Armer ihre Pflege! Allein, wer macht den Frieden, wer schlieſst Bündnisse, widerruft Auflagen, schreibt Gesetze, stiftet Anstalten? Mächtige und Reiche, dieſs ist euer Vorzug! der einzige, um den man euch beneiden kann. Dieser Besitz eines Ackers, auf dem sie die Ernte

ihres Wohlwollens aufschiefsen sehen, macht sie reich, und hebt sie über andre, denen kein solches Stück zu Theil geworden, empor. Dadurch werden sie die Edlen, Angefehenen, neben denen die übrigen weniger, weit weniger geachtet sind.

Nach dem Wohlwollen, das auf ganze Reiche und Völkerschaften geht, folgt unmittelbar dasjenige, welches sich auf Provinzen, kleinere Staaten, einzelne Städte verbreitet, und sich auch für diese in wichtigen Dienstleistungen an den Tag legt. Gesegnet ist der Mann, den seine Provinz, seine Stadt, in ihren Angelegenheiten versendet! seine Freundschaft für die Landsleute, sein Bestreben nützlich zu werden, ist wie eine Pflanze, die in ein fruchtbares Erdreich umgesetzt wird. Sie schiefst auf einmahl in die Höhe und wird zum Genusse reif. Jeder Schritt, den er thut, jedes Wort, das er redet, wird ein Beweis seiner guten Gesinnungen. Gesegnet ist der Mann, welcher über die Ausübung der Gesetze in seiner Stadt wachet! ihm ist es vergönnet, mit jedem Morgen seine Sorge für die Ruhe seiner Mitbürger neu werden zu lassen, und sein Wohlwollen an jedem Abende als nicht ungenützt in das

Rechnungsbuch seines Lebens einzutragen. Gesegnet ist der Mann, dem seine Stadt ihr Einkommen anvertrauet! Sein Wohlwollen kann geschäftig seyn wie der Fleifs eines Hausvaters, und seine redliche Meinung wird sichtbar, wie die Treue einer Hausfrau!

Ich spreche nicht ins besondere von dem Wohlwollen, das sich gegen eine ganze Familie beweiset. Das gute Herz, die Empfindnisse können hier schon allein die Dienste des Wohlwollens verrichten: wenigstens thut dieses selten mehr in solchen Fällen als jenes: nur dafs es seine Dienste mit mehr Einsicht anwendet. Diese Einsicht, von der ich nachher noch etwas zu sagen habe, ist dem Wohlwollen an seinem äufsern guten Rufe hinderlich. Sie hat den Spruch des la Rochefoucault veranlasset *): „Es „ist schwer, die ausgebreitete Güte, welche auf „jeden sich erstrecket, von der grofsen Klug„heit zu unterscheiden." Und freylich sind wir nur allzu oft dem Schauspieler Polus in dergleichen Fällen ähnlich. Als dieser auf der Bühne den Schmerz der Elektra, die über der Urne ihres Bruders in Thränen zerfliefst, ausdrucken

*) Il est bien malaisé de distinguer la bonté générale et repandue sur tout le monde, de la grande habileté.

sollte, und es auf eine Art that, die nicht mehr Nachahmung, sondern Natur selbst zu seyn schien: so bewunderte jeder Zuschauer den höchsten Grad der Schauspielerkunst an ihm. Allein, der Spieler hatte anstatt einer fremden Urne, die ihn persönlich nichts anging, die Urne mit der Asche seines kurz vorher verstorbenen Sohnes in den Armen, und die Thränen, welche darüber hinrollten, lockte sein eigener Schmerz heraus. So wird uns oft eine Handlung als die Folge des Wohlwollens angepriesen, die nichts als Eigennutz ist, und man fordert dem ohnerachtet die Dankbarkeit des Volkes für alle dergleichen angeblich patriotische Thaten, im Übermaſse. Allein, auf der andern Seite, wird auch das Wohlwollen bey groſsen herrlichen Thaten muthwillig verkannt.

Die meisten solcher Thaten werden auf Posten verrichtet, die schon für sich glänzend und einträglich sind. Der Staatsmann wird also nicht leicht einen nützlichen Entwurf ausführen, ohne sich selbst dadurch entweder mehr zu bereichern oder zu verherrlichen. Daraus kömmt das Strahlende, welches den Augen der Untenstehenden wehe thut. — *Vrit fulgore sui* — Hier und da reibt sich einer die Augen, sieht finster

aus, und denkt: „für so viel Geld, — wenns „noch edel ist — für so viel Ansehen und Ruhm „wollte ich so etwas wohl auch thun." Gut, das wuſsten wir längstens; aber warum schliessest du: „also hat es der Mann auch um das „Geld, um den Ruhm, um das Ansehen gethan." Doch deine Schlüsse dienen dir immer dazu, dich von der Dankbarkeit los zu winden. Immerhin: nur wisse, daſs du den Menschenfreund um nichts durch die Verweigerung deines Dankes ärmer machst. Um nichts — gar um nichts: denn eine Stimme ruft ihm inwendig zu: „Ich „bin dein sehr groſser Lohn!" Eine Anweisung, die sicher genug ist!

Wir haben das Wohlwollen mit der Anzahl seiner Gegenstände steigen und fallen gesehen. Dieses Steigen und Fallen wird sich eben so nach den Gütern richten, welche das Wohlwollen verschaffet. Je mehr ein Gut werth ist, nach der Schätzung des ganzen Publicums; für desto gröſser wird das Wohlwollen gehalten. Denn man muſs nie vergessen, daſs wir dem Wohlwollen richtige Einsichten beylegen. Wenn diese Einsichten mit den Urtheilen des erleuchteten Publicums übereinstimmen; so hat das Wohlwollen alle Grade erreichet. Und wer

stellt wohl das erleuchtete Publicum vor? Alle Menschen; aber mit der zwoten Reihe ihrer Gedanken. Das heifst, wenn sie erst gedacht und gesagt haben, was jedem für sich das liebste Gut wäre, dann wird dasjenige, welches sie den übrigen einem wie dem andern wünschen, dieses letztere wird das oberste Gut, und darnach lassen sich die übrigen abmessen.

Leben und Sicherheit in jedem Umfange! das Leben! es andern erhalten; nicht nur selbst nicht nehmen, sondern verhindern, dafs andre es ihnen nehmen! Es mag tausend herrliche Beyspiele für diesen Fall geben. Ich mufs hier eines anführen, das mich immer gerührt hat, so wohl durch seinen Inhalt, als durch die Mahlerey einer Meisterhand.

Otho der Nachfolger des Galba, endigt sein Leben, damit er den Bürgerkrieg zwischen seinen Anhängern und zwischen dem Anhange des Vitellius endigen möge!

Ich sehe hier nur auf den Bewegungsgrund, nicht auf das Mittel ihn auszuführen. Ich will auch jetzt über das letztere nicht zu viel nachdenken, damit ich mir meine Freude über die herrliche That, wie sie durch den Bewegungsgrund veredelt wird, nicht stören möge. Des

Otho Truppen hatten von den Vitellianern einen starken Verlust erlitten. Otho selbst war nicht bey dem geschlagenen Haufen, sondern weiter zurück mit einem andern, „erwartete er „die Nachricht von dem Treffen, mit nichten „zaghaft, und schon rathsschlüssig. Zuerst läuft „ein trauriges Gerüchte: dann thun es die aus „der Schlacht Entflohenen kund, dafs es schlimm „abgelaufen. Der Eifer der Soldaten harrete „nicht auf die Anrede des Feldherrn. Er sollte „gutes Muthes seyn, sagten sie, es sey noch „frische Macht übrig; sie selbst würden das Äus„serste erdulden, unternehmen. Auch war es „keine Schmeicheley, ins Treffen zu gehen, „und das Glück ihrer Partey wach zu ma„chen, darnach brannten sie mit einer Art von „Wuth. Die in der Ferne standen, reichten „ihm die Hände zu, die nächsten an ihm um„fasseten seine Knie. Plotius Firmus drang „sich am meisten vor. Er war Oberster über „die Leibwache, und bath ihn einmahl ums „andre; er möchte das getreueste Heer, die „bestverdienten Soldaten nicht verlassen: Un„fälle ertragen, zeige einen höhern Geist, als „davon weichen. Tapfere und thätige Männer „verharren auch, dem Glücke entgegen, in der

„Hoffnung; furchtsame und lässige eilen aus „Zaghaftigkeit der Verzweiflung zu. So wie „Otho unter diesen Reden in Geberden er„weicht oder gesteifet schien: hörte man Zu„ruf oder Seufzer. Und nicht die Prätorianer „allein; auch, was aus Mösien schon voraus „da war, sagten es aus, daſs eben der feste Sinn „auch bey der ankommenden Armee sey; die „Legionen seyn schon in Aquileja eingerückt. „So daſs niemand zweifelt, es hätte ein schreck„licher, leichenvoller und für Besiegte und Sie„ger zweifelhafter Krieg von frischem wieder „können angefangen werden."

„Otho, vom Sinne auf den Krieg abgekom„men, sprach zu ihnen: ich halte es für einen „zu hohen Preis meines Lebens, solche Gesin„nungen, eine Tapferkeit, wie die eurige, den „Gefahren weiter auszusetzen. Je mehr ihr mir „Hoffnung zeiget, wenn es mir länger zu leben gefiele, desto schöner wird mein Tod seyn."

„Wir haben einander geprüfet, ich und „das Glück. Und rechnet nicht nach der Zeit: „es ist schwerer sich in einer Glückseligkeit „mäſsigen, die man nicht lange zu genieſsen „vermuthet. Der Bürgerkrieg hat vom Vitel„lius her begonnen, und daſs wir um die Ober-

„stelle fechten, hat dort den Anfang genom-„men; von mir soll das Exempel kommen, daſs „wir nicht mehr als einmahl darum fechten. „Hiernach soll den Otho die Nachwelt schätzen. „Vitellius erfreue sich seines Bruders, seiner „Gattinn, seiner Kinder: für mich bedarf ich „weder der Rache noch solcher Tröstungen. „Andre mögen die Regierung länger behalten „haben, niemand soll so herzhaft davon ab-„gegangen seyn. Soll ich eine so zahlreiche „römische Jugend, so treffliche Heere aber-„mahls dem Tode überliefern, und der Re-„publik entreiſsen lassen? Es mag mich dieser „Gedanke begleiten, als ob ihr das Leben für „mich dran setzen gewollt. Aber überlebet „mich. Und so laſst uns nicht lange zaudern, „ich zum Nachtheile eurer Rettung, ihr zum „Nachtheile meines festen Vorsatzes. Mehr von „den letzten Dingen sprechen ist schon eine „Art von Trägheit dazu. Habt den vornehm-„sten Beweis meines Vorsatzes daran, daſs ich „mich über niemand beklage. Denn, Götter „oder Menschen beschuldigen thut der nur, der „leben wollte." Nachdem der groſse Mann dieſs gesprochen, und viele ins besondere, jeden nach Alter und Stande freundlich angeredet, sein

Ansehen bey den Jungen, sein Bitten bey den Alten angewandt, um sie zu den vorgeschlagenen Maſsregeln zu bewegen, seinen Neffen aufgerichtet, ermahnet, getröstet, alle von sich gelassen, für alle gesorget, in der einsamen Ruhe die letzten Sorgen erwogen, durch einen Auflauf in diesem Nachdenken gestört, auch diesen erst wieder gestillet, und darauf eine nicht schlaflose Nacht zugebracht: so endigte er mit Anbruche des Tages durch eine Wunde sein Leben. Den Leichnam trugen die prätorischen Haufen zum Holzstoſs, priesen ihn, weinten über ihn, küſsten ihm die Wunde und die Hände. Beym Holzstoſse nahmen sich einige Soldaten gar das Leben, aus Nacheiferung eines so rühmlichen Todes und herzlicher Liebe gegen ihren Prinzen.

Ich wollte erst auſser dem Beyspiele des Otho vom Wohlwollen für vieler Leben kein anders anführen. Aber ich darf von ihm, der das Ergetzen des menschlichen Geschlechts gewesen ist, die zwey Worte des Suetonius nicht verschweigen, daſs er nähmlich um die Würde eines Pontifex Maximus zu übernehmen, nur einen Bewegungsgrund gehabt, diesen nähmlich, damit er unbesudelte Hände behiel-

te, und daſs er auch Wort gehalten. Denn von der Zeit an, sagt sein Geschichtschreiber, nahm er an keiner Verurtheilung auch nur dem Wissen nach Theil, ob es ihm gleich nicht an Ursachen, seine Rache auszuüben mangelte. Er schwur, daſs er lieber zu Grunde gehen, als zu Grunde richten wolle.

Weil man Gemählde allemahl mit mehrerm Tiefsinne betrachtet, wenn Gegentheile einander erläutern: so stehe dem angeführten gegen über der römische Rath und Sylla als Herr in demselben. Nicht allzu weit davon vier römische von römischen Soldaten umzingelte Legionen, die auf des Sylla Befehl, allen Versprechungen entgegen, niedergehauen werden. Das gräſsliche Geschrey dieser Menge von Sterbenden dringt ins Rathhaus, bestürzt jeden Anwesenden; Unruhe, Zerstreuung, Zittern, Angst, Wehmuth durchaus! Sylla allein sagt mit kaltem Blute und gesetzter Stimme: *hoc agamus, patres conscripti, pauculi seditiosi iussu meo puniuntur.* „Merken Sie hierher, meine Herren, „es sind nur wenige Aufrührer, die auf meinen „Befehl gestraft werden."

Wollte man noch eines, um auf beyden Seiten zwey zu haben: so dürfte man nur den grie-

chischen Kaiser Mauritius mahlen; vor ihm den Sachwalter so vieler Gefangenen aus seinen Unterthanen, die der persische Monarch nicht anders als gegen eine gewisse Summe Lösegeldes frey geben will. Mauritius hört diefs und bindet seine Geldsäcke zu, die er vor sich liegen hat. In der Ferne stehn die elenden Gefangenen, die nun alle auf die Verweigerung des geforderten Lösegeldes grausam niedergemacht werden.

Über die Sicherheit mag das Wort genug seyn: „dafs jeder Fürst vornehmlich aus die„sem Grunde der Vater seines Volkes heisse, „weil er für dasselbe wachet." Nach der Erhaltung des Lebens der Unterthanen, (und damit ich nicht zu weitläuftig werde, will ich auch ihre Gesundheit und jede Vorsorge dafür darunter verstanden wissen), nach der Erhaltung ihres Lebens also folgt die Freyheit: oder überhaupt die Erhaltung einer guten Regierungsform, einer guten Staatsverfassung. Retter, Vertheidiger, Erwerber der Freyheit! eure Bildsäulen: Ich sehe sie alle: jeder römische, jeder griechische Geschichtschreiber ist für mich durchaus mit Kupfern gezieret, ich finde allenthalben die Aufschriften: *Statori*, *Vindici Liber-*

tatis! Wo soll ich meine Aufmerksamkeit zuerst anhäften! ich fürchte gegen einen oder den andern unbillig zu seyn. Und doch können sie nicht alle hier stehen. So mag es denn aus der grossen Menge das Beyspiel seyn, an dem das Wohlwollen ganz rein, als der Bewegungsgrund zur Verschaffung der Freyheit, hervor leuchtet.

Timoleon aus Korinth hätte mit seinem Bruder die Herrschaft über seine Mitbürger, aber eine angemaſsete Herrschaft, theilen können. Er weigert sich und mit dem Eifer der Freyheit beseelet, dazu uns die Ideen heut zu Tage mangeln, bewilligt er und veranstaltet zum Theil den Tod des Eigenmächtigen, ohne doch seine Hände an ihn zu legen. Plutarch sagt, daſs er ein wenig abstehend mit verhülltem Haupte den Bruder beweint habe, der jetzt auf sein Gutheiſsen als Tyrann fiel. Die That war sogar für seine Zeitgenossen zu ungewöhnlich: seine Mutter sah ihn niemahls von ferne; (denn ins Haus zu ihr durfte er nicht kommen), ohne ihn zu verabscheuen, und mit ihren Verwünschungen zu verfolgen. Eines Lebens müde, welches Andre für befleckt hielten, er nur für rühmlich halten konnte, war er fast entschlossen, sich davon los zu machen. Zum

Glück findet sich noch eine Gelegenheit, die stärkere und seine stärkste Neigung zu befriedigen. Man trägt ihm auf, die Truppen, welche Korinth denen von Syrakus gegen den Dionys zu Hülfe schickte, zu befehligen. Allenthalben siegreich, verjagt er nicht nur die Tyrannen und deren Hülfsvölker, sondern schaffet auch nach der verheerten und verödeten Insel Leute, welche der Freyheit geniefsen können. Mächtig und beliebt auf der Insel, wer konnte ihm die oberste Stelle nehmen? Niemand als er selbst; denn er wollte lieber als Privatmann leben, lieber geliebt als gefürchtet werden. Diese allgemeine Liebe und Hochachtung fehlte ihm auch nicht. Als ihn eines Tages ein Unverschämter zu einer gerichtlichen Bürgschaft mit Ungestüm aufforderte, und schon Leute herbey eilten; diese Unverschämtheit zu züchtigen: bath er alle, davon abzulassen. Denn eben defswegen habe er ja, sagte er, „keine Gefahr, keine Arbeit gescheuet, damit „jedem ein solches Verfahren frey stünde."

Bey einer andern Gelegenheit sprach ein Redner öffentlich von des Timoleon Thaten verkleinerlich und überhaupt gegen ihn unglimpflich. Der rechtschaffene und gute Mann

hörte es und rief: „Endlich haben die unsterb-„lichen Götter mir meine Wünsche gewähret: „denn dieſs habe ich von ihnen immer gebe-„then, den Syrakusern zu einer solchen Frey-„heit wieder zu verhelfen, vermöge der jeder „ungestraft, wovon er wollte, sprechen könn-„te." Wenn dagegen seine Thaten gepriesen wurden, so sagte er nur dieſs: „Er danke den „Göttern von Herzen dafür, daſs, nachdem sie „dem armen Sicilien wieder aufzuhelfen be-„schlossen, sie ihn alsdann vorzüglich zum An-„führer ersehen hätten."

Ich glaube, daſs ich wohl zunächst auf die Freyheit der Nation ihr Vermögen im Anschlage des Werthes der Güter dürfe folgen lassen. Man wird vielleicht denken, der Ruhm der Nation gehe noch vor. Allein es ist mit dem Vermögen einer Nation anders beschaffen, als mit dem Vermögen einer Privatperson. Bey jener wird es die Grundlage, worauf alles andere erst aufgeführt wird; bey dieser kann Ruhm und Ehre sehr wohl ohne Vermögen bestehen. nur muſs die Summe dieses Vermögens einer Nation nicht auf diese oder jene Zahl berechnet werden. Daher ist es überhaupt gröſser das Vermögen der Nation erhalten, als es vermehren;

und der Abgeordnete einer Stadt, der ihr bey dem Feinde eine Minderung der Kriegssteuern auswirkt, thut mehr als der Erfinder einer neuen Manufactur.

Doch damit man sich eher zufrieden gebe, will ich sogleich zum neuen Artikel des Ruhms und der Ehre einer ganzen Nation übergehen. Alcibiades ist zum zweytenmahle aus seinem Vaterlande verbannet: allein er wird kaum die Stellung der atheniensischen Flotte gegen die spartanische gewahr; als er alles erlittene Unrecht vergifst, sich erbiethet die Spartaner, wider ihren Vortheil, zu einem Treffen, welches sie vermieden, zu bringen, und da der Neid des damahligen Befehlshabers seine Vorschläge verwarf, auch noch im Weggehen, ihn vor einem vermuthlichen Überfalle warnet. Jedermann weifs, wie viel Epaminondas sich daraus gemacht, Theben und Beotien zum obersten Ansehen in Griechenland erhoben zu haben! In dem letzten Treffen; das er liefert, wird er tödtlich verwundet. Zieht er den Pfeil heraus, so folgt Linderung; aber auch ein schleuniger Tod, der immer unvermeidlich ist. Und so sollt er davon gehen, ohne zu wissen, wohin der Sieg ausgefallen? — Die Thebaner siegen —

nun zieht er den Pfeil heraus — und stirbt. Der Mann, dessen Leben ein chronologischer Fehler schien, und der eigentlich in die alten Jahrhunderte der römischen Tugend gehörte, der Marschall von Vauban erboth sich oft unter seinem Grade und Charakter zu dienen; nur damit der Ruhm der Nation, besonders bey Einnahme der Festungen, durch seine Abwesenheit nicht leiden möchte.

Ich spreche vom Kriegsruhme, aber nicht allein von diesem; denn die Nation wird durch den Ruhm der guten Sitten, Wissenschaften und Künste eben so glänzend als durch den erstern. Doch hier ist eben die gefährlichste Stelle des Wohlwollens. Der Ruhm einer Nation bestehet eigentlich in dem Ruhme einiger ihrer einzelnen Männer, vertheilt in die Masse des Genies und der Gesinnung aller Landeseingebornen. Es kann ihn also niemand erwerben, ohne sich für seinen Theil weit mehr davon verschaffet zu haben, als jedem andern seiner Mitbürger in der Austheilung davon zufällt. Daher schreyen alle: „Er hat für sich gearbei-„tet und nicht für uns. Denn, seht! hat er nicht „weit mehr, als wir alle?" Unstreitig! So ist aber auch die Sonne die Quelle des Lichtes,

und was ist ein einziger, oder was sind wenige Strahlen, die mir zu Theil werden, gegen dieses Meer? So mache denn eine genauere Eintheilung, gib ihr weniger Licht, und du sitzest wie in der Mitternacht beym Scheine der Sterne.

Die Bequemlichkeiten und Vergnügungen einer Nation beschliefsen die Reihe der Güter. „Auch diese wären darunter zu rechnen?" Warum minder? Wer wollte nicht die Erhohlung von den Sorgen und Widerwärtigkeiten des Lebens, die Abglättung der rauhen Wege, die wir gehen müssen, wer wollte sie nicht unter die Güter rechnen? Nur eine mürrische, unholde Sinnesart tadelt den angebornen Trieb nach unschuldigen Ergetzlichkeiten. Wenn eure Nothdurft versorgt ist, Menschenkinder! so öffnet eure Brust auch den Annehmlichkeiten dieses Lebens. Geniefset der Vergnügungen mit weiser Mäfsigung, und erkennet das Wohlwollen der Menschenfreunde, die ihr Genie oder ihr Vermögen anwenden, ihre Nebenmenschen vergnügt zu sehen. Und also gibt es auch ein Wohlwollen für dieses Gut? Seht ihn an, an dem es gleichsam veredelt ist, seht meinen Titus! Seinem Volke verschafft er nicht nur Lustbarkeiten, Schauspiele mit einem Aufwande,

dagegen wir uns mit unserem kleinen Flitterstaate der neuern Reiche schämen müssen: sogar nach ihrem Gefallen richtet er die Lustbarkeiten ein, damit sie ja sehen mögen, daſs sie ihrentwegen und nicht seinetwegen angestellet seyn *). Dadurch wird nun auch jede schöne Wissenschaft, jede angenehme Kunst zum Wohlwollen zurück geführt und von da in den dritten Canal des Verdienstes eingeleitet.

Ich habe die Reihe der Güter geschlossen, gleichsam um eine neue anzufangen. Doch es soll keine Reihe werden. Ich habe nur eines von diesen Gütern zurück gesetzt, weil ich seinen Werth nicht genau gegen den übrigen abmessen konnte. Er ist groſs, und mag also lieber allein stehen; er wird unendlich, wenn wir den Horizont ändern, innerhalb welchem die vorher genannten Güter aufgestellet sind. Dieses Gut ist der Unterricht eines Volkes in

*) Amphitheatro dedicato thermisque iuxta celeriter exstructis munus edidit apparatissimum largissimumque. Dedit et nauale praelium in veteri naumachia, ibidem et gladiatores, atque uno die quinque millia omne genus, ferarum. ---- Populum inprimis uniuersum tanta per omnes occasiones comitate tractauit, vt proposito gladiatorio munere non ad suum, sed ad spectantium arbitrium editurum se professus sit, et plane ita fecit.
Suetonius.

Weisheit und Tugend, für dieses Leben sowohl, als für ein künftiges. Wer in Europa den Preis dieses Gutes nicht kennen gelernet, der gehe nach China und höre dort vom Confucius sprechen!

Man wird sich erinnern, daſs wir oben die Gröſse des Wohlwollens nach dreyen Stücken bestimmet haben. Sein Umfang und die Güter, die es verschaffet, sind beyde entwickelt; die Natur der Neigung selbst verdient noch eine Anmerkung. Ich glaube, daſs das Erleuchtete und das Standhafte derselben sie so wohl vom guten Herzen als von sich selbst in verschiedenen Fällen unterscheiden.

Einige deutliche Erkenntniſs muſs immer dabey zum Grunde liegen; sonst verschwände das Wohlwollen gänzlich. Aber diese deutliche Erkenntniſs hat Grade. Je mehr die Bemühung Gutes zu thun nach der Empfänglichkeit des Vorwurfes, dem das Gute zufällt, eingerichtet ist: desto gröſser ist das Wohlwollen. So gab Solon seinem Athen die Gesetze, die es vertragen konnte. So ertheilte der gröſseste und beste Meister unter den Menschen, nur den Unterricht an seine Jünger, den sie jedes Mahl nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit fassen konn-

ten. Also wird das wahre und grofse Wohlwollen nicht blofs im Cabinette und in der Capelle, sondern mitten unter den Menschen erzeuget. Denn nur im Gedränge des dickesten Haufens lernt man ihre Bedürfnisse und Fehler und Gebrechen und Krankheiten kennen.

Willst du dem Dürftigen helfen? denke nicht, wie du ihn reich und angesehen und mächtig machen könnest; sondern gib ihm eine Gabe auf der Stelle nach seinem Stande: Sie vortheilet ihm mehr, als jene weit aussehenden Anschläge; schickt sich besser für ihn, als grofse Glücksgüter. Wem ein Kleidungsstück fehlt, dem gib keinen Titel, und wen hungert, den bekleide nicht mit Purpur. Auch Krankheiten sind zuweilen besser als Arzeneyen, und Hunger, nach dem Urtheile des Atticus, besser als Kolikschmerzen. Erkundige dich also vollständig, ehe du an Hülfe denkst, und sey versichert, dafs oft das stärkste Wohlwollen im Stillesitzen und Gehenlassen sich zeige.

Das beste Herz wird zuweilen entweder durch die Menge der Eindrücke, wie ich schon angemerket, überwältiget, oder auch erschlaffet; durch den Undank. Denn, so wie es seine Liebe und sein Mitleid gerne mittheilet: so

fordert es auch eine ernährende Gegenliebe; eine ruhige Begegnung, eine ungestörte Ausübung. Fehlt ihm eines dieser dreyen Stücke; so verlöschet sein Licht, und seine Wärme verschwindet. Das Wohlwollen hingegen — gründet sich auf ihn, der uns nie seine Gegenliebe für die seinen Geschöpfen erwiesenen Wohlthaten entziehet; gründet sich auf das gemeinschaftliche Daseyn zum wechselsweisen Nutzen und Frommen, das immer das nähmliche bleibt; gründet sich auf die Verbindung gegen das Ganze, welche durch das beleidigende Betragen eines einzigen Theiles niemahls kann aufgehoben werden. Wo sich das Wohlwollen erst einmahl festgesetzt hat: da kann es weder durch den Frost der Jahre noch durch das Ungeziefer der Schmeichler ausgerottet werden. Für jedes Jahr bringt die Pflanze hervor, was man von ihr erwartet, und man hat von der Strenge der Jahrszeiten nichts zu besorgen.

Ich kann dieser Materie mit einer Betrachtung, die vielleicht nicht jedem aufstößet, ihre Vollendung geben.

Alle gesellschaftliche Verbindungen verändern gleichsam das Wohlwollen, welches sie erfordern, in das gute Herz für die Gesell-

schaft. Dadurch, dafs sich alle Glieder unter einerley Nahmen kennen, sich einerley Eigenschaften zulegen, meistens unter einerley Umständen sich befinden, dadurch entstehen neue Ähnlichkeiten, neue Platzwechsel, neue Beziehungen, neue Empfindnisse, ein neues Herz eines gegen den andern. Wenn eine solche Gesellschaft noch in ihrem ersten Anfange ist, die Glieder noch nicht allzu zahlreich sind, und vornehmlich die neuen Beziehungen von jedem freywillig gemacht und nicht mit ihm geboren werden; so empfindet man für die selbst gemachte Ähnlichkeit fast alles, ja manchmahl alles, was man nur für eine natürliche empfinden kann. Daher herrschet die Bruderliebe unter allen neuen Secten, daher wächst die Treue und Freundschaft der Leidenden, daher hat überhaupt der Nahme einer Partey so viel Gewalt, und es ist immer ein Meisterstreich, erst nur einen solchen Nahmen ausfindig und beliebt zu machen.

Eine Gesellschaft: eine Religion, ist daher vortrefflich und wahr, welche die Beziehungen, die uns von der Natur gegeben sind, nicht aufhebt, nicht einschränket, sondern sie vielmehr bestärket, sie unter neue Nahmen und Bande

bringet. Sie befördert das Wohlwollen und verherrlichet den Vater alles Guten, den Liebhaber aller seiner Geschöpfe. Ich weiſs nicht, ob wir unserer Religion nicht Unrecht thun, indem wir uns nur die neue Beziehung der Christen dadurch geben, und also, wenigstens der Benennung nach, eine eingeschränktere und engere Beziehung, als die der Nahme Menschen mit sich führet, anzunehmen scheinen. Viele Seelen werden dadurch verenget: es entstehet der irrige Wahn, als ob die Philosophie dasjenige erst wieder erweitern müsse, was die Religion zusammen gezogen. Wäre diese Beschuldigung wahr: so würde sie wichtig seyn. Denn die wahre Religion muſs die Menschenliebe bestätigen, muſs das Wohlwollen zum Vergnügen, und das Wohlthun zur Freude machen. Setzt hingegen eine Religion diesem Wohlwollen Grenzen, verwandelt sie es gar in das Gegentheil in Absicht auf solche, die nicht in die neu abgesteckte Hürde gehören: so trägt sie allemahl verdächtige Merkmahle besonderer menschlichen Absichten an sich. Allein, wie erhebt sich hier über allen Vorwurf hinaus, die Religion, welche wir bekennen! Auſser der Beziehung Menschen gibt sie uns

die neue Beziehung Erlösete! Diese Beziehung ist nicht nur aus dem wahren Geiste unserer Religion hergenommen: sie trifft auch den Geist der Philosophie! Nicht alle Menschen sind Christen, aber alle sind Erlösete *). Ich kann sie also unter dieser neuen Beziehung lieben! die Beziehung legt eine rührende Ähnlichkeit zum Grunde. Wenn Gefangene aus Algier losgekauft werden, und nun, mit der Freyheit wieder beseliget, ihre Reise antreten; sehen sie sich wohl nach den Landsmannschaften um? Jene Beziehung, daſs sie erst arme Sclaven gewesen, und nun Befreyete sind, ist ihnen werther als jede andre: und so helfen sie sich wechselsweise mit einer Art von Bruderliebe.

Nach dieser Beziehung wird jeder Mensch, den ich schon vorher als Menschen liebte, für mich ein Reisegefährte zur Freyheit!

Elend und Trost, Kummer und Errettung, Ketten und Freyheit, alles ist unter uns gleich.

*) Um eines heuchlerischen Geschlechtes, und nicht um der vernünftigen Leser willen, soll es in dieser Note ausdrücklich stehen, daſs meine Beobachtung nicht gegen die Benennung der Christen gehe, sondern gegen die Denkungsart solcher, welchen, indem sie den Nahmen Christen führen, es niemahls einfällt, daſs alle Menschen Erlösete seyn, und daſs dieser Charakter den wahren Geist unserer Religion ausmache.

Ich denke an ihn, den Menschen, und ich denke mich; ich denke an ihn den Erlöseten, und ich denke mich. Dadurch fallen alle Parteybenennungen, fällt aller Haſs weg, der daraus entstehet, wenigstens alles Kalte, das sich immer so nachtheilig am Herzen zeiget. Die Religion kömmt auch in das rechte Verhältniſs mit der Philosophie. Diese erzeugt aus dem guten Herzen das Wohlwollen. Jene nimmt dieses Wohlwollen in seinem Umfange, und macht es wieder zum guten Herzen.

Dieſs sey ein Gedanke, von einem Layen auf den Altar gelegt, damit er in den Händen der Priester geheiliget und gereiniget werde.

Wenn mir meine Leser durch die drey ausgeführten Artikel gefolget sind: so darf ich mich auf ihre eigene Einsicht berufen, ob wir uns nicht jetzt im Stande sehen das Verdienst ziemlich genau abzumessen, und jedem Candidaten desselben sein gehöriges Maſs zu bestimmen. Was von den Kräften des Geistes ihrer Grösse und Stärke nach, was vom guten Herzen, was vom Wohlwollen nach allen seinen Graden, an verschiedenen Handlungen sich zeiget: dessen Mischung macht das Verdienstvolle daran. Wir werden nun sehen, wie sich die

Zahlen gleichsam nach dem Werthe ihrer Einheiten bestimmen: und was die Benennungen, oder die Umstände des täglichen Lebens daran fest setzen.

III. HAUPTSTÜCK.

VOM MASSE DES VERDIENSTES.

Durch das Versprechen, ein Maſs des Verdienstes anzugeben, habe ich mich eben nicht anheischig gemacht, eine genau bestimmte Einheit dazu fest zu setzen, und nach ihr alles daran abzuzählen. Bey Sachen, an denen die Ausdehnung mangelt, läſst sich dieses, meinem Wissen nach, jetzt wenigstens noch nicht bewerkstelligen. Hingegen gibt es ein Augenmaſs, das heiſst, einen Überschlag nach gewissen Classen oder Haufen, und ein solcher Überschlag kann sehr oft die Stelle einer genauen Abzählung vertreten. Und so hoffe ich, soll jede billige Forderung an mich befriediget seyn, wenn ich meine Leser werde in den Stand gesetzt haben, das Verdienst nach solchen Classen zu ordnen, an jeder das unterscheidende Merkmahl zu kennen, und die Gröſse des darin befindlichen Verdienstes leicht und faſslich zu übersehen.

Ich mache den Anfang mit dem gröſsesten endlichen Verdienste. Denn das Unendliche! — Engel können es nicht überschauen. Das Verdienst eines göttlichen Erlösers. Seine unbegränzte Liebe! seine unermeſsliche Geisteskraft! Unter dem Bestreben zu messen verlieret sich das Nachdenken in Anbethung. Wenn Cherubim ihr Antlitz bedecket haben, und einer dem andern zuruft: heilig! heilig! so antwortet ein ander Chor: machet die Thore weit dem Könige der Ehren! die Überschwellen erbeben von der Stimme ihres Rufens: die Kronen erklingen vor dem Stuhle: der Himmel ist angefüllet mit der Herrlichkeit des Herrn, und Preis und Ehre wird alleine dem, der auf dem Stuhle sitzet.

Hingegen lassen sich endliche Verdienste überdenken, aussprechen, und mit andern vergleichen. Ich sondere sie in vier Classen ab, und mache noch für jede Classe einige Ordnungen, so daſs unter den letztern immer die nachfolgende kleiner ist als die vorhergehende, ohne doch ganz aus ihrer Classe heraus zu fallen. Was nicht zu einer von diesen vier Classen kann gerechnet werden, bekömmt nicht mehr den Nahmen des Verdienstes, obgleich, aufs

feinste genommen, das Verdienst nirgends ganz verschwindet. Aber es nimmt ab, wie eine unendlich kleine Gröſse, die ohne zur Ziffer zu werden, dieser gleich geachtet wird. Der Sprachgebrauch legt meinen Classen folgende Nahmen bey:

Hohe Verdienste,
groſse Verdienste,
schöne Verdienste,
Verdienste.

Um aber nicht genöthiget zu seyn, bey der folgenden Bestimmung der Maſse meine Arbeit alle Augenblicke durch Erläuterungen zu unterbrechen, will ich die nöthigsten Anmerkungen voraus schicken.

1) Es kann jemand hohe Verdienste um eine kleine Republik haben, und eben diese Verdienste sind vielleicht sehr wenig erheblich in Absicht auf Europa, in Absicht auf das ganze menschliche Geschlecht. Dieſs heiſst mit andern Worten: man muſs einen Gesichtspunct bestimmen, woraus man die Verdienste ansieht. Unterläſst man dieses: so werden alle Maſse unrichtig. Dieſs aber ist auch wahr. Verdienste um eine einzelne Person (sie müſste denn von gleicher Erheblichkeit mit dem ganzen Staate

seyn) Verdienste um wenige, welche noch kein gemeines Wesen bilden, heiſsen nicht mehr hohe Verdienste. Der Gesichtspunct für sie kann zwar bald da, bald dort seyn, aber innerhalb dem Horizonte eines gemeinen Wesens, eines Staates, einer Nation, muſs er angetroffen werden.

2) Das Wohlwollen allein, wenn es ausnehmend rein ist, kann ein Verdienst, das, den übrigen Umständen nach, nur für ganz mittelmäſsig würde zu schätzen seyn, auſserordentlich erhöhen. Dadurch ist schon oft die irdische Weisheit beschämt worden, wenn eine göttliche Vorsehung, um groſse Wohlthaten dem menschlichen Geschlechte oder einem Volke angedeihen zu lassen, nicht nach vorzüglichen Geistesgaben, sondern nach guten redlichen Gesinnungen geforschet, und dem Manne, der die letztere besaſs, die Ausführung davon anvertrauet hat. So wurde der General Monck zum Wiederhersteller der königlichen Stuartischen Familie auserlesen.

3) Die Dankbarkeit, welche ein Mensch seinem Wohlthäter, das heiſst dem, der Verdienste um ihn besitzet, für sich schuldig ist, darf sich nicht nach diesen hier anzugebenden Mas-

sen des Verdienstes richten. Nur die Dankbarkeit des ganzen Publicum wird nach ihnen bestimmet. Wenn du deine Erziehung von einem Privatmanne genossen hast; ihm alles, was du bist, nächst Gott zu verdanken hast: so mag es wohl seyn, daſs der ganze Staat, welcher die Dienste des ehrlichen Bürgers in öffentlichen Angelegenheiten nie gebraucht hat, oder nie hat brauchen können, daſs der ganze Staat dieses Verdienstes um deine Erziehung niemahls erwähnet, dafür keine besondere Dankbarkeit äuſsert. Aber du, bist du deinem Wohlthäter deſswegen weniger verpflichtet? bist du berechtiget, von deiner eifrigsten Dankbarkeit ihm, weil er keine Ehrensäulen bekommt, etwas abzudingen? Gut! dinge immer ab. So viel du an Dankbarkeit für das Verdienst um dich wegnimmst: so groſs wird der Flecken an deinen eigenen Verdiensten künftig seyn, wenn du anders noch einige zu erwerben fähig seyn möchtest.

Ich will nun mit den hohen Verdiensten anfangen, und sie in ihre Ordnungen setzen.

1) Vieler, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern; ihr Leben und Wandel durch Vorschriften so einrichten, daſs

sie immer glückseliger, immer vollkommener werden; die Veranstaltung treffen, dafs ihnen dergleichen Regeln eben so geläufig als beliebt seyn; solche Lagen aussinnen, darin sie sich, aller Widerspänstigkeit ohnerachtet, zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen; dazu denn alle Verwickelungen, die meisten möglichen Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken; sich an die Arbeit machen, wenn noch niemand sie nur als möglich ansieht; Jahre lang arbeiten manchmahl ohne Frucht; sich trösten, aufrichten, selbst anspornen müssen; keine Widerwärtigkeit, keine Gefahr achten, keine innere Abneigung oder Laulichkeit überhand nehmen lassen; und diefs alles blofs darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenschen gehört; ihrer, die nach einerley Bilde mit uns geschaffen sind: O! wo ist der Mensch, der diefs thut? wenn er nicht mehr ist, wo ist seine Bildsäule? wo ist sein marmornes Bruststück? sagt mirs, auf dafs ich hingehe, den kalten Stein in die Arme schliefse, und des Urbildes eingedenk, mit heifsen Thränen der Dankbarkeit das Bild benetze.

2) Solche Empfindungen, welche zur Ent-

wickelung des menschlichen Geistes, und zu seiner Vervollkommnung in der bürgerlichen Gesellschaft das Meiste beytragen, solche Erfindungen unter den Menschen verbreiten; auf ihre Spur durch das Leuchten eines göttlichen Genies gerathen seyn; derselben nachgegangen seyn mit Beständigkeit, mit Aufopferung aller anderer Vergnügungen; den Undank der Menschen nicht geachtet, und in der Dunkelheit, manchmahl in der Armuth, der schwersten Probe für die Herzhaftigkeit, ausgehalten haben, mit vergnügtem Geiste ausgehalten haben, weil man andern Geistern einen dauernden Liebesdienst dadurch erwiesen hat. Laſs denn Rousseauen immerhin betrüglich vernünfteln: O! mein Schöpfer, mein Herr! du hast deine Menschen nicht gemacht, um bloſs wie das Vieh zu leben: sonst hättest du ihnen nur Seelen des Viehes gegeben! menschliche Seelen sind einer weitern Ausbildung fähig! Aber, damit sie dieselbe erreichen mögen, werden auſserordentliche Fingerzeige, ungemeine Antriebe erfordert; so wie etwa die Erfindung des Schreibens, die Erfindung des Ackerbaues! Die Urheber solcher Erfindungen sind die wohlthätigen Lehrer der Sterblichen. Es kann im übri-

gen gleich viel seyn, wie weit wir darüber hinaus gekommen sind; so wie überhaupt die Frage nicht ist, ob das gut sey, was wir wissen; sondern ob es gut sey, daſs wir etwas wissen.

3) Vielen Menschen feste Sitze und Wohnplätze verschaffen; sie darin einrichten, gegen auswärtige und innere Feinde vertheidigen; zu den ersten Unternehmungen die Entwürfe hergeben; Gut und Blut, wenn es nöthig ist, daran setzen, unter dem belohnenden Bewuſstseyn, daſs alles aus wahrer Neigung für Andere geschehe.

4) Seinen Nebenbürgern zu einer bürgerlichen Freyheit, die des Menschen Natur gemäſs ist, verhelfen; oder diese Freyheit, wenn sie schon wohl hergebracht worden, erhalten; auf jeden Eingriff in dieselbe genau Acht haben; wäre sie aber schon unterdrücket, die rechte Zeit zur Befreyung mit Geduld abwarten; die Mittel dazu ausdenken, und dann bey der Ausführung Leib und Leben daran wagen: den Nachkommen zu lieb, um diesen ein Gut, das man selbst nicht einmahl genossen, zu verschaffen.

5) In besonderen Nöthen des gemeinen Wesens mit Rath und That ihm beyspringen, aus

herzlichem Wohlwollen; bey herrschenden Krankheiten, in Theurungen, sein letztes zur Hülfe und Erleichterung der Nothleidenden daran setzen, keine Kosten scheuen, um allenfalls auch von Andern die Mittel und Wege, wodurch man der Arzt und der Ernährer eines ganzen Volkes werde, zu erlernen: so dafs man sich ohne Scham als einen Schüler öffentlich bekenne, wenn man nur dadurch Gelegenheit bekömmt, ein gutherziges Wohlwollen zu zeigen.

Diefs sind, nach meinem Bedünken, die fünf Ordnungen, welche zur Classe der hohen Verdienste gehören. Das herzliche Wohlwollen für eine zahlreiche Gesellschaft; und die Beschaffenheit der zu erwerbenden oder erworbenen Güter, die niemahls zu den entbehrlichen herunter sinken dürfen; diese beyde Stücke machen das Charakteristische der Classe aus, welches durch alle Ordnungen in einer beständigen Abnahme, ohne gänzlich zu verschwinden, durchläuft.

Die grofsen Verdienste gränzen hier zunächst an.

Zu ihrer ersten Ordnung gehören grofse Thaten, kluge Anstalten, wodurch die Sicher-

heit eines Volkes, oder der Friede unter demselben erhalten wird; die Bewegungsgründe dazu mögen auch gewesen seyn, was sie wollen.

Die zwote Ordnung enthält groſse Entwürfe und standhafte Unternehmungen, um den Ruhm einer Nation, in so fern auf demselben ihr Ansehen, und auf diesem sehr oft ihre Sicherheit beruhet, auszubreiten.

In der dritten Ordnung stehen die Bemühungen, wodurch der schon vorgefundene Flor eines Staates, durch stäte Anwendung vorzüglicher Geisteskräfte, mitten unter Hindernissen und Verfolgungen im Bestande und Fortgange erhalten wird.

Für die vierte Ordnung rechne ich patriotische Thaten, wodurch der Glanz und Reichthum einer Nation merklich befördert werden, aus unverfälschtem Wohlwollen.

Ich weiſs wohl, daſs es Republiken gegeben hat, welche den Reichthum für eine Chimäre geachtet. Was folgt daraus? daſs in diesen Republiken eine gewisse Ordnung des Verdienstes nicht Statt gefunden habe. Aber fällt sie deſswegen auch bey andern Staaten weg? Wir müssen unsre Länder nach ihrer jetzigen Beschaffenheit ansehen. So wie wir gegenwärtig

liegen, so wird durch die Vermehrung des Handels und aller Stücke, die dazu gehören, der Wohlstand eines Volkes vermehrt, was verlangt man weiter? Die Einwohner auf der Insel Martinique hatten das Kaffegewächse öfters dahin kommen lassen, aber es nie zum Gedeihen gebracht, weil es, wie sie glaubten, die Holländer, von denen sie es bekamen, vorsetzlich immer vorher verderbten. Endlich wurde dem Herrn Declieux diese kostbare Pflanze aus dem königlichen Garten zu Paris übergeben, um einmahl ein echtes unverdorbenes Gewächse nach Martinique zu bringen. Unter Weges riſs ein Mangel an frischem Wasser auf dem Schiffe ein, und es wurde der Reisegesellschaft nur sehr sparsam zugemessen. Herr Declieux entschloſs sich sogleich; er theilte seinen täglichen Mundvorrath der ihm anvertrauten Pflanze mit, nur damit er sie unverdorret überbringen möchte; und es gelang ihm. Wo ist der, welcher nicht lieber das Verdienst dieses patriotischen Franzosen als das Verdienst mancher gewonnenen Schlacht sich wünschte?

In die fünfte Ordnung bringe ich die Arbeiten der Studierstube, wodurch unter An-

wendung des Genies, unter der stärksten Beharrlichkeit auch bey tausend mifslungenen Versuchen, zur Aufnahme derer Künste, welche ein Volk blühend machen, ein erheblicher Beytrag geschieht. Hier steht alles, was zum Ackerbaue und zu den Manufacturen, zur Nutzung der Landesproducte in Salz- und Bergwesen, zur Verbesserung der Schifffahrt durch Uhren, Mondsberechnungen, chymische Versuche, an Erfindungen geliefert wird; hier stehn die Huyghens, Halleys, Clairauts, Mayer, Harrisons, Poissonniers u. s. w. und nachdem sie sich versammelt, gehen sie hin, um das Verdienst derer Staatsminister zu verehren, die den Erfindern Schutz und Unterstützung gewähren, oder wohl gar selbst unter ihrer Zahl sich befinden.

Ehe ich mich von dieser Classe zu der folgenden wende, mufs ich noch eine Anmerkung beyfügen. Ein Mann kann in der Kunst oder in der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, in Vergleichung mit seinen Mitarbeitern ein grofses Verdienst besitzen; es wird aber nicht alsobald ein grofses Verdienst in Absicht auf das Publicum. Wenn es nähmlich Künste oder Wissenschaften sind, welche nur

entbehrliche Vortheile verschaffen; so kömmt das gröſseste Verdienst darin höchstens nur in die dritte Classe.

Um zu den groſsen Verdiensten zu gehören, muſs immer zum wenigsten eines derer Stücke, welche das Verdienst ausmachen, in einem hohen Grade vorhanden seyn. Hingegen können die andern Stücke und besonders das Wohlwollen mangelhaft, oder doch zweifelhaft seyn, wofern uns das Gute, das bewirket wird, eine ganze Gesellschaft nahe angehet.

Ich komme nun zur Angabe der schönen Verdienste nach ihren Gattungen; und sage erst noch ein Wort über ihren Nahmen. Mir scheint er ihre Natur recht gut auszudrücken. Sie haben nichts Groſses mehr, das zum Erstaunen hinreisset; aber immer das Hervorstechende, welches vergnügt. Das Vergnügen ist aber die Wirkung der Schönheit, so wie das Mittel zwischen dem ungemein groſsen, und dem ungemein kleinen, ihr zugehöriges Maſs ist. Bey den folgenden Artikeln wird man beydes antreffen.

1) Mit seinen Talenten bloſs zur Verschönerung, weiterer Gemeinmachung schon erfundener Wahrheiten für das Publicum brauch-

bar werden, und dabey Undank und andere Mühseligkeiten ertragen.

2) Die Ergetzungen, welche man in einem anmuthigern Leben dem Geiste zu verschaffen sucht, durch Genie oder Talente verfeinern, und zu einem höhern Grade der Vollkommenheit bringen. Je höher dieser Grad steiget; desto schicklicher wird die Ergetzung für einen Geist: je gröſser also der Virtuose, desto ungezweifelter ist sein Beruf für Geister zu arbeiten und sie zu vergnügen. Und so wollen wir denn, trotz Gleiſsnerey und Einfalt, das Genie, welches für die Schaubühne arbeitet, und durch die Zauberkraft gefälliger Gedanken, die in Töne, Farben oder Worte eingehüllt worden, das Gemüth erquicket; jedes Genie, welches durch eine lachende und wohlgeordnete Einbildungskraft für andere Seelen heitere Stunden erschaffet; jedes derselben in diese Classe aufnehmen.

3) In dem Stande, dem man sich gewidmet, auch ohne den Genuſs der sonst damit verknüpften Vortheile mit Treue und Eifer und Beständigkeit sein Amt verrichten.

4) In einem solchen der Republik einverleibten Stande zur Vervollkommnung dessel-

ben aus besten Kräften und mit Erfolge arbeiten.

Aber hier gilt es besonders: „nichts ist schön, als das Wahre." Kein Verdienst um einen besondern Stand, laſs es so glänzend seyn, als nur möglich, ist schön, wofern es nicht wahr ist; wofern es nicht in der wahren Unterordnung aller Stände zum Besten des Ganzen auch noch ein Verdienst heiſsen kann. O! allzu feine Gesellschafter eines Meisters, der ſeinen Jüngern Taubeneinfalt empfohl, dieſs hat man in unsern Tagen gegen eure Verdienste zu erinnern für nöthig erachtet! Die Mühe, welche ihr auf die Erziehung der Jugend wandtet, schien ein Verdienst; aber es sollte nur zur Vergröſserung eures Ordens dienen, und man glaubte, daſs diese Vergröſserung dem Staate gefährlich werde. Denn man verabscheuet jede besondere Verfassung, die sich wie eine Schlange in den Busen eines Staates schleichet. Dieſs ist der berüchtigte, und so oft übel verstandene Status in Statu. Nicht die Entziehung gewisser Ansprüche aus der Sphäre der willkürlichen Gewalt des Prinzen oder Landesherren; nicht die Einschränkung seines Ansehens in Absicht gewisser Gegenstände,

macht sogleich, daſs dieses gefürchtete Ungeheuer zum Vorschein komme. Es zeigt sich erst alsdann, wenn zweyerley Verdienste, die einander gerade entgegen sind, in einem Staate zugelassen werden. Ach! es zeigt sich alsdann, wenn es Verdienste um die Landesverfassung gibt, und wenn es Verdienste um die Neigung des Landesherrn geben kann, welche den erstern entgegen sind: es zeigt sich alsdann, wenn es Verdienste um die Unabhängigkeit einer Krone gibt, und Verdienste um eine auswärtige Gewalt, welche diese Krone von sich abhängig zu machen sucht.

Die bischöflichen Verdienste des Thomas a Becket, und nachmahls heilig erklärten Thomas von Canterbury hoben auf diese Art seine vorher erlangten Kanzlerverdienste auf. Jetzt segnete ihn zwar seine Clerisey; ihn segnete jetzt der Papst, für dessen ungeheure Forderungen der Prälat muthig kämpfte; die ganze Kirche rief ihm Lob und Beyfall zu. Denn, in der That, wandte er die Talente eines auſserordentlichen Mannes zum Vortheile der Geistlichkeit an; sein Muth war ungemein; denn er wagte es, hierin einem der gröſsesten und weisesten Prinzen zu widerstehen; vielleicht

war der Kampf, den es ihn kostete, um sich zur Widersetzlichkeit gegen seinen Wohlthäter zu bereden, heftig gewesen: Ansprüche genug auf Verdienste um seinen Stand! Aber was sind sie in den Augen eines billigen Geschichtschreibers? — nicht mehr Verdienste, weil ihnen die Wahrheit fehlt; weil sie nicht mehr in der richtigen Unterordnung mit der gesetzgeberischen Gewalt eines Staates, die von keinem fremden Vortheile abhängen darf, gestanden sind.

Was also Verdienst um eine kleinere Gesellschaft ist, wird oft ein Mifsdienst um die gröfsere, darin jene steckt. Diese Anmerkung läfst sich leicht machen. Auch Helvetius *) macht sie. Aber was ist denn nun die Tugend? fragt er; gerade als ob er schon gewonnen hätte. Was sie sey, Helvetius? Sie ist nur einzig, durchaus die eine und eben dieselbe. Was thut diefs, dafs sie zuweilen einen Gegenschein hat? Auch die Sonne hat ihn, und daraus entstehen Aftersonnen. Wollen wir defswegen behaupten, dafs in unserm Sonnensysteme mehrere Sonnen seyn? Nicht der Schein, nicht die Figur macht das Unterscheidende der wahren

*) In seinem Buche de l'Esprit.

Sonne aus, sondern ihr Ort, den sie im Weltgebäude einnimmt, und die Dauer ihrer Erscheinung. Eben so gehet es mit den Aftertugenden. Die wahre einzige Tugend unterscheidet sich von ihnen durch ihren wahren Platz. Sie ist eine anhaltende Beschäftigung, nach der richtigsten Unterordnung der Zwecke die gesetzmäſsigen Mittel, um sie zu erreichen, hervor zu bringen. In dieser richtigen Unterordnung liegt ihr Platz. Weicht sie davon ab: so ist sie nicht mehr die wahre Tugend, sondern eine Aftertugend, deren Werth ohnedem auch nur eine Zeit lang dauert.

Wir sind, scheint es, seit einiger Zeit mit dem Worte Tugend ganz verwirrt gemacht worden. Einige Franzosen haben dessen Bedeutung aus einem andern Gesichtspuncte angegeben, als wir in Deutschland zu thun gewohnt sind. Die ersteren betrachten nähmlich die Tugend in den Handlungen selbst, die zum Besten einer gewissen Gesellschaft vorgenommen werden. Haben diese Handlungen das Beste der bürgerlichen Societät zum Augenmerke: so heiſsen sie politische Tugenden: zwecken sie auf die Ordnung der ganzen Schöpfung: so heiſsen sie moralische Tugenden.

Zielen sie endlich auf die Befestigung der neuen Verhältnisse, darein der Mensch als Christ getreten ist; so sind es christliche Tugenden. Aus diesem Gesichtspuncte angesehen, müssen die erste und dritte Art der zwoten untergeordnet seyn, um nicht Aftertugenden zu werden.

Hingegen betrachten wir in Deutschland die Tugenden eher nach den Kräften, womit sie ausgeübt werden. Diese Betrachtung lenket die Philosophie schon mehr in die Theologie ein. Man kann sogleich damit die Lehre von dem Verderbnisse der natürlichen Kräfte verbinden. Augustins Ausspruch über die Tugenden der Heiden läſst sich nach Voraussetzung jener Lehre rechtfertigen und beweisen: und es erhellet auch sogleich, daſs es nur eine Tugend, nähmlich die christliche gebe. Nach dem verschiedenen Gebrauche, welchen man von diesen Erklärungen der Tugend zu machen denkt, kann bald die eine, bald die andere, vorgezogen werden. Die erstere scheint manchmahl fruchtbarer zu seyn; und es bleibt uns allemahl erlaubt zu hoffen, daſs der Gott der Ordnung künftig, wenn er die Welt richten wird, eher auf den Beytrag sehen werde, welchen alle Menschen zu seiner Ordnung nach ihren besten Einsich-

ten geliefert, als auf die Kräfte, womit dieses geschehen.

Ich habe mit Vorbedacht diese Ausschweifung gemacht, um, wo möglich, ein Misſsverständniſs über die Bedeutung eines der erheblichsten Worte zu endigen, dessen Fortdauer bey beyden Parteyen weiter nichts als eine herzliche Verachtung gegen einander erzeuget. Wenn mir meine Absicht auch nur an einigen gelungen ist, so wird das Gesagte nicht ganz unnütze scheinen: nun lenke ich wieder ein.

Die letzte Classe ist uns zur Anordnung noch übrig.

Ich treffe in ihr den groſsen Haufen brauchbarer Leute an, von denen Verwandte, Freunde, Nachbarn, Untergebene, zu sagen pflegen, „ein trefflicher Mann! Der Mann hat Verdien„ste! eine unvergleichliche Frau! ihre Verdien„ste sind ausnehmend!" dieſs Lob erschallet im Hause, in der Straſse, manchmahl wohl in einer ganzen kleinen Stadt. Man muſs in der Stadt, in dem Hause wohnen, allenfalls den Brunnen mit ihnen getrunken, ein Kränzchen mit ihnen gehalten haben, um von ihren Verdiensten was zu hören. Der gesunde Menschenverstand anstatt des Genies: eine durch lange

Erfahrung erlernte Geduld anstatt des Muthes; ein gutes Herz anstatt des Wohlwollens reichen zum Erwerbe dessen hin, was man schlechthin ohne weitern Zusatz Verdienst nennet.

Denken, sprechen wir denn verächtlich davon? Das sey ferne. O meine Mitbrüder, mit denen ich ohngefähr die Ehre habe in einer Classe zu stehen, dieses Verdienst ist vielleicht das höchste, wozu wir gelangen können. Und laſst uns deſswegen nicht niedergeschlagen werden. Ein solches Verdienst ist hinreichend, um jeden von uns zum treuen Knechte zu machen. Die Vorsicht braucht nur wenige zu Werkzeugen ihrer Regierung auf Erden; noch wenigere zur Ausführung der groſsen Veränderungen, welche die Perioden einer Nation ausmachen, und nur einen oder den andern zu einer gänzlichen Umwälzung menschlicher Dinge. Für die mehrere Zahl ist es immer „groſs genug, „nie was anders gewesen zu seyn, als was sie „seyn sollte!" *)

Wir werden nun auch hier die verschiedenen Ordnungen eine nach der andern angeben,

*) Qu'il est grand de n'avoir jamais été que ce qu'on doit être.

damit man nicht etwa auf die Gedanken gerathe, als ob es sich kaum der Mühe verlohnte, noch etwas daran auszulesen. In diese Classe gehört also

1) Die gutwillige Ausspendung des Rathes und Mittheilung der Klugheit an Mitbürger, die deren benöthiget sind. Dieſs geschieht bey Vormundschaften unter Privatleuten, Vorsteherschaften, in Zünften und Collegien.

2) Versorgung der Seinigen nach vorhergegangener rechtschaffener Erziehung, in der Absicht dem Staate nützliche Bürger nachzulassen. Wir sind gegenwärtig mit der Erziehung der Kinder, bey allem Überflusse an Anweisungen dazu, so weit gekommen, daſs es fast unter die schönen Verdienste muſs gerechnet werden, Kinder gut erzogen zu haben.

3) Die Verfertigung solcher Schriften, die mit mäſsigen Geistesgaben von vielen gleich gut gemacht werden, wodurch doch aber immer einiges Gutes gestiftet, Kenntnisse unter mehrern ausgebreitet, und die Sitten, wo möglich im Stillstande, damit sie nicht weiter sinken, erhalten werden. Ein unbekannter Mensch, erzählt Helvetius, macht dem Staatsminister eine Aufwartung. — „Womit beschäftigen sie

„sich, mein Herr? — mit Bücherschreiben. —
„Aber ich erinnere mich nicht, von ihren Schriften etwas gesehen oder ihren Nahmen jemahls „gehört zu haben. — Kein Wunder; ich arbeite nur für unsre Colonien, die ganze Auflage „wird sogleich eingeschiffet." Wenn auch dieser Schriftsteller keine einzige neue Wahrheit gesagt, mit keiner einzigen neuen Wendung etwas Altes gesagt; sondern nur das in Europa bekannte Nützliche auch in Amerika verbreitet hat: besitzt er nicht dem ohnerachtet Verdienste? Vielleicht waren Thales und Pythagoras, welche aus Ägypten ihre Kenntnisse herhohlten, in nichts ihm vorzuziehen, aufser in dem Muthe und der Geduld, die damahls zur Unternehmung der Reisen und zum Aufenthalt in fremden Ländern gehörten.

4) Die patriotische Gesinnung, der public spirit der Engländer, jede andere dem gemeinen Wesen vortheilhafte Art zu denken, in wie weit ein Privatmann sie an den Tag legen, in andern erwecken, ernähren, und auf die Nachkommen durch Vermächtnisse fortpflanzen kann; es sey nun vermittelst heilsamer Ermahnungen, oder vermittelst reicher Stiftungen. Verschiedene unserer deutschen Landes-

väter haben ihrer Nachfolger Liebden in sehr weislich abgefaſsten Testamenten zu allen vernünftigen und christlichen Regententugenden auf das schönste und ernstlichste ermahnt, und einige haben dadurch auf ihrem Todbette noch einiger Maſsen an Verdiensten nachgeholt, was sie bey Lebzeiten davon einzusammeln versäumt hatten. Auch Frankreich hat die Ermahnung seines sterbenden groſsen Ludwigs an den jetzt regierenden König, daſs er sich des Friedens bestreben möchte, aufzuweisen, und kann sich damit, wenn es will, wegen des schrecklichen durch unnöthige Kriege erlittenen Elendes trösten. — Aber milde Stiftungen, bey denen das Wohlwollen sehr rein ist, geben allerdings Verdienste einer höheren Classe; wenn die Bedingung des Wohlwollens dabey ist, die freylich allein der Herzenskündiger wissen kann; uns Menschen bleibt nur übrig ihren Werth nach der Nützlichkeit der Anstalt, und nach der etwa daran gewandten Summe zu bestimmen. Wenn man vollends vermuthen und glauben muſs, ja ausdrücklich wissen kann, daſs bloſs die Furcht vor verdienten Strafen dergleichen so genannte gottselige Vermächtnisse erzwungen habe, und das Mitleiden mit

sich selbst, anstatt des Wohlwollens für Andere der Bewegungsgrund dazu gewesen sey; so dächte ich, wäre es gar genug, ihnen in dieser Classe einen Platz angewiesen zu haben. Vielleicht verlieret in den Augen des Philosophen eine gewisse Religionspartey eben defswegen auch sehr viel, weil sie die Furcht vor den Strafen, zur Triebfeder solcher guter Werke macht, und dadurch die Quelle des Wohlwollens, das sich durch Vermächtnisse äufsern konnte, verunreiniget. Überhaupt mufs man gestehen, dafs bey milden Stiftungen sehr oft verfälschte Absichten vorwalten. Und am Ende, was thut denn wohl der Stifter einer milden Gabe besonderes? die ganze Anstrengung seines Geistes besteht darin, dafs er denkt und sagt: „ich vermache;" und die Stärke seiner Seele, dafs er Geld weggibt, welches ihm nun zu nichts mehr nützet. Ausnahmen gibt es, und es kann noch mehrere geben. Der Plan zu einer nützlichen Stiftung könnte mit grofsem Verstande ausgedacht und zusammen gesetzt seyn; jemand könnte sich ein Vermögen ehrlich und sauer gesammelt haben, blofs um eine solche Stiftung zu errichten, er könnte sie noch bey seinem Leben veranstalten, besorgen, pfle-

gen, vermehren. — Der unsterbliche Stifter des Hallischen Waisenhauses! — Solche Verdienste werden grofs, erhöhet; aber ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich jede Ordnung nach allen an ihr möglichen Arten aufs neue wieder abändern wollte.

5) Die redliche Verwaltung eines öffentlichen Amtes, wozu freylich nur gewöhnliche Gaben des Geistes, aber doch anhaltender Fleifs und Ausdauern gegen den Überdrufs gehören. Diese Art der Verdienste kömmt auch unter der Benennung treuer Dienste vor.

Sonst freylich kann das, was man gemeinhin und besonders heut zu Tage Dienste nennt, gar nicht einmahl in die vierte Classe der Verdienste gebracht werden. Dienste heifsen, nach dem eingeführten Style, solche Mühwaltungen, für die man bezahlt wird; wobey sich einer nicht zu Tode, auch nicht in Schweifs arbeitet; die man so ungern verrichtet, als möglich, ob man sie gleich halb im Schlafe verrichten kann; und wo sich noch nebenher was machen läfst, ohne dafs einem jemahls der Gedanke einfallen dürfte, für andere Leute oder für ein gemeines Bestes arbeiten zu wollen.

An einigen Orten heifsen die Redensarten:

„einen Dienst suchen; einen Dienst erhalten," so viel, als mit Vorwissen und unter Begünstigung der hohen Obrigkeit, zu seinem und der Seinigen Leibesnahrung und Pflege das gemeine Wesen bestehlen wollen und bestehlen dürfen. Es ist unmöglich für diese Dienste eine Classe des Verdienstes ausfindig zu machen.

Aber wohin wollen wir die jungen Leute von Verdiensten bringen, wovon uns einige Franzosen so viel vorschwatzen? „Ein junger „Herr von vielem Verdienste! ein junges Frauen„zimmer von ganz besondern Verdiensten." Man stellt in einer Gesellschaft, wo ich mich befinde, einen Fremden unter dem angeführten trefflichen Charakter vor. — Meine Augen trügen mich doch nicht? Zum Überflusse will ich mich noch bey dem, der neben mir sitzt, erkundigen. — Der Fremde ist wirklich ein junger Herr erst von achtzehn bis zwanzig Jahren. Mit welcher Ehrfurcht betrachte ich ihn! So gibt es denn noch Scipionen, noch Condés, die schon vor ihrem vier und zwanzigsten Jahre ein ganzes Reich vom Verderben gerettet, noch Neutone, die in diesem Alter schon die Kenntnisse ihrer und der vergangenen Zeiten über die bisherigen Gränzen erweitert haben? Er-

zählet mir doch, meine Herren, was der junge Mensch, den ich jetzt zu sehen das Glück habe, was er schon Grofses gethan hat? unter welchem Nahmen er es gethan hat? denn ich erinnere mich eben nicht, seinen Nahmen bey berühmten Vorfällen gelesen oder gehört zu haben. Aber vielleicht hat er sich aus Bescheidenheit verborgen. — Was für eine Antwort! so rechnet ihr denn seine Verdienste nicht nach dem, was er schon gethan hat, sondern nach dem, was er etwa thun könnte; wozu er allenfalls Hoffnung von sich gibt? — Unsere Nachbarn rechnen so, und besonders diejenigen unter ihren Frauen, welche Jahre und Erfahrung haben, schreiben einem jungen Menschen, der das Glück hat, ihnen zu gefallen, ohne Anstand solche Verdienste zu. — So war es unter unsern alten Deutschen nicht: so soll es auch nicht unter uns seyn. Lafs die Weiber der Franken urtheilen wie sie wollen; lafs sie Anderer Urtheile nach den ihrigen erzwingen: uns sollen sie keine falsche Bedeutung des Wortes Verdienst aufbürden. Was sind blofse Fähigkeiten, was blofser guter Wille; was die Mühe des Knaben, um etwas zu lernen? Verdienste? nein: Anlagen dazu, der Same dazu. Hoffnungsvoller

Jüngling, wer du auch seyn magst: hat dich der Himmel mit herrlichen Gaben ausgerüstet, fühlst du in dir die sich anfachende Gluth eines edlen Diensteifers; harre! laſs dir nicht einbilden, daſs dieſs schon Verdienste seyn. Warte der Zeit! Noch ist es erst um die Saat zu thun; Jahre gehen darüber hin, ehe die Ernte heranrückt: erlebst du das Ende vom Sommer deines Lebens: dann sammle; freue dich des vergönnten Segens, und singe zum Erntelied: „ich „habe gethan, was ich zu thun schuldig war."

Es gibt Scipionen, und auch in unsern Zeiten Prinzen, die ihnen gleichen. Ich habe es schon angeführt; dieſs sind Ausnahmen, welche keine Regel machen können. Meistens ist es wahr, daſs der Jugend die Gelegenheiten zur Anschaffung der Verdienste noch nicht vergönnet werden. Aber auch hier müssen wir, einiger jungen Leute wegen, eine eigene Bemerkung machen. Sie hat der Himmel so glücklich oder unglücklich lassen geboren werden, daſs sie gleich von den Jahren an, darin der Körper nur einiger Maſsen zu Kräften kömmt, ihre Ältern in der Dürftigkeit haben ernähren, in Krankheiten und Gebrechen warten und pflegen, in Noth und Anliegen trösten und

stärken können. Dieſs wird sehr oft das selige Los junger Personen des andern Geschlechts. Mit dem weichesten Herzen geboren, mit Geduld, Stärke, sogar Dauerhaftigkeit zu solchen beschwerlichen, manchmahl gar ekelhaften Verrichtungen ausgerüstet, entledigen sie sich derselben mit Muth, Freudigkeit und Eifer. Und sie sollten keine Verdienste besitzen? Wären sie noch so jung: so verehret sie, wie verdienstvolle Personen.

Eben so kann jemand in einer gewissen Stelle, worein er eben getreten ist, noch an Verdiensten leer seyn, aber er hat sich sonst schon einige in dem Platze, den er jetzt verläſst, erworben. Als Privatmann hat er jedes häusliche Verdienst in hohem Grade besessen. Zieht ihn hervor zu öffentlichen Bedienungen: darin hat er sich, weil er noch ganz neu ist, freylich noch nicht gezeigt: was soll man von ihm sagen? Man kann ihn dreist einen Mann von Verdiensten nennen. Seine vorhergehenden Handlungen, obgleich in einer niedrigern Classe, in einer eingeschränktern Sphäre verrichtet; die Geisteskräfte, welche er dazu gebraucht; der Muth, den er dabey bewiesen, und das Wohlwollen, das er dabey geäuſsert,

lassen noch gröſsere Grade aller dieser Stücke vermuthen. Sie haben nur einen gröſsern Raum, als bisher, um sich thätig zu zeigen, erwartet.

Zuweilen gefällt es der Vorsehung, solche Männer, die sie sich schon im Mutterleibe ausgezeichnet hat, erst in niedrigere Stände, oder wenigstens in den Privatstand, zu setzen, um ihnen darin den Erwerb des kleinern Verdienstes vorher schwer zu machen. Patriotische Gesinnungen, Privattugenden, treue wichtige Dienste, dem Vaterlande geleistet, bald in Thaten, bald in Worten; dieſs ist es, was der redliche Mann bisher mit saurer Mühe hat erringen können. Seine groſsen Fähigkeiten bleiben eingeschlossen, weil ihm keine Gelegenheit verschaffet wird, sie zu zeigen. Plötzlich läſst sich die Vorsehung sichtbarlich unter die Menschen herab, um eine Beförderung vorzunehmen. Sie versammelt eine Nation; heiſst den zu ihrem Werkzeuge bestimmten aus der Mitte hervor treten; heiſst ihn Vorsteher seines Volkes werden. Der groſse Mann findet, nachdem er die Krone abgenommen hat, an sich weiter keine Veränderung, auſser, daſs er nun das königlich thun kann, was er vorher nur kö-

niglich dachte. So werden im höhern Geisterreiche Schutzengel einzelner Personen, nachdem sie in ihrer Pflege glücklich und treu gewesen, zu Schutzengeln über einen ganzen Erdball gesetzet.

Der Versuch einer Classification des Verdienstes, wie ich ihn bisher ausgeführt, wird hoffentlich zureichen, um in jedem vorkommenden Falle, das Verdienst auf eine leichte und sichere Art zu schätzen, und zuversichtlich abzuwägen. Es müſste höchst ekelhaft werden, wenn ich jeden besondern Stand des menschlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaften besonders durchgehen; und das Verdienst des Richters, des Advocaten, des Arztes, des Stadtsyndicus, kurz, die ganze Folge der Bedienten eines Fürstenthums oder Königreiches nach Anleitung eines Adreſskalenders besonders abhandeln wollte. Nicht nur Wiederhohlungen einzelner Stücke müſsten dabey vorkommen; die Artikel selbst würden sich fast ganz gleichen. Auf der andern Seite ist es doch nöthig von meinen allgemein angegebenen Maſsen die Anwendung zu zeigen, und gleichsam Exempel nach den allgemeinern Formeln zu rechnen. Ich habe in den folgenden

Artikeln, wo ich dieses zu leisten denke, solche Stände dazu gewählt, an denen sich aufser dem allgemeinen, noch viel besonders anmerken läfst; vielleicht sind sie auch so ausgesucht, dafs sie die Neugier des Lesers reitzen: da ich die Stände und Charaktere, über deren Werth man höchst uneinig ist, einer genauern Prüfung unterwerfe. Die Ordnung, nach der sie hier auf einander folgen werden, soll eben nicht ihren Rang anzeigen. Sie hat keinen andern Grund, als die Folge meiner Gedanken, wie sich beym Überdenken der ganzen Materie einer nach dem andern lebhafter und zudrängender mir dargestellt hat.

I. ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE DES EROBERERS, DES SOLDATEN UND DES HEILIGEN.

Quels traits me présentent vos fastes,
 Impitoyables Conquérans?
Des voeux outrés; des projets vastes,
 Des Rois vaincus par des Tyrans:
Des murs que la flamme ravage:
Des vainqueurs fumans de carnage;
 Un peuple au fer abandonné:
Des mères pâles et sanglantes,
Arrachant leurs filles tremblantes
 Des bras du Soldat effréné.

Rousseau.

So spricht der Dichter vom Eroberer! Was sagt der Geschichtschreiber von ihm? Wenn Guicciardini die wichtigste Eroberung neuerer Zeiten zu beschreiben anfängt, die wichtigste in Absicht ihrer Folgen, da sie unserm Welttheile eine andere Gestalt, unserer Staatskunst

einen andern Schwung, unserer Geschichte eine allgemeine Verknüpfung gegeben hat; wenn er den Verlauf dieser Eroberung des Königreichs Neapel, welche Carl VIII. in Frankreich übernommen und ausgeführt hat, erzählen soll: so stehen dem klugen und weitsehenden Manne gleichsam die Thränen in den Augen.

„Carl hielt zu Asti seinen Einzug am 9. Sep-
„tember des Jahres 1494, und brachte nach
„Italien mit sich den Samen zu unzähligen
„Drangsalen und zu den schrecklichsten Vor-
„fällen. Fast alles bekam daher eine andere
„Gestalt. Denn eben dieser Zug nach Italien
„ward der Grund und Anfang, daſs ganze Staa-
„ten verändert, ganze Königreiche umgestür-
„zet, Länder verwüstet, Städte geschleifet und
„grausame Blutbäder angerichtet wurden. So-
„gar neue Kleidungsweisen, neue Gebräuche,
„neue und blutige Arten Krieg zu führen,
„neue, bisher unbekannt gewesene Krankhei-
„ten, leiteten von dorther ihren Ursprung;
„und die Instrumente der Ruhe und Einigkeit
„in Italien wurden so verstimmet, daſs sie nie
„wieder haben können zurecht gebracht wer-
„den. Dadurch ward es eben auswärtigen Völ-

„kern und ihren Heeren so leicht, das arme „Italien jämmerlich zu zerrütten und zu ver- „öden. Und um unser Unglück noch gröſser „zu machen: so sollte nicht einmahl durch die „erhabenen Eigenschaften des Überwinders un- „sere Schande verringert werden. Denn Er, „dessen Ankunft so groſse Übel verursachte, „war fast aller Gaben der Natur und des Gei- „stes beraubt: ob ihn gleich das Glück mit sei- „nen Gütern so reichlich beschenkt hatte. — „Er war nicht nur leer von allen schönen „Kenntnissen, denn er kannte kaum die Buch- „staben, sein Gemüth war nach Herrschsucht „gierig, aber sein Geist war zu nichts weniger „aufgelegt, als zum Herrschen: denn immer „umringet von seinen Lieblingen verlor er bey „ihnen Majestät und Ansehen; er war abge- „neigt von allem, was Bemühung und Geschäf- „te hieſs, und wo er sich noch einem Geschäf- „te unterzog, zeigte er sich armselig an Klug- „heit und Beurtheilungskraft: auch das, was „an ihm noch lobenswürdig schien, gränzte, „genauer betrachtet, näher an Laster als an „Tugend: er besaſs eine Begierde nach Ruhm, „aber mehr heftig als überlegt: Freygebigkeit, „aber unbedachtsam ohne Maſs noch Wahl:

„manchmahl Unbeweglichkeit in den Berath-„schlagungen; es war aber öfters Halsstar-„rigkeit als Standhaftigkeit zu nennen: und „was viele an ihm Güte hieſsen, verdiente „schicklicher Erschlaffung und Sorglosigkeit „zu heiſsen" *).

Was rühmen wohl von dem Eroberer die Tausende, die er unnöthiger Weise auf die Schlachtbank geführt, und die Zehntausende, die er dem Elend wie einem starken Gewapneten überliefert hat? Sie wiederhohlen noch immer, was sie vor dem Tage ihres Todes und ihrer Noth ihm fürchterlich zugerufen:

„Morgen werden wir deine Seele schwer „drücken!" **)

Keiner ist unter den Männern, die Eroberer heiſsen, keiner, in dessen Lebenslaufe es nicht etlichemahl vorkommen sollte: „er durch-„streifte und verheerte eine Provinz; er zog „vor dem Feinde her, und verderbte alle Le-„bensmittel, die er nicht wegnehmen konnte. „Er that einen Einfall in das feindliche Ge-„bieth, ohne dem Feinde anders als durch die

*) Historia d'Italia L. I.

**) We shall sit heavy on thy Soul to morrow.
Shakespear in Eduard. III.

„Verwüstung seines Landes Abbruch thun zu „können." In der neuern Geschichte kömmt nicht leicht ein Prinz vor, bey dessen Charakter sich die Geschichtschreiber mit solchem Vergnügen verweilen, wie Eduard, zugenannt der schwarze Prinz. „An ihm glänzte jede vor„zügliche Tugend, ohne daſs von seiner frühe„sten Jugend an, bis auf seine letzte Lebens„stunde, jemahls ein Flecken diesen Glanz ge„mindert hätte. Groſsmuth, Menschenliebe, „Gesprächigkeit und Mäſsigung, erwarben ihm „durchgehends aller Zuneigung." So schildert ihn Hume, und doch hat er dergleichen Umstände, wie ich kurz vorher angeführt, von seinem Prinzen melden müssen. Nun wo ist aber die Einbildungskraft, die eine Zergliederung der Worte „er verwüstete das Land" aushalten könnte? die sich recht lebhaft allen Jammer, alle Angst, alle Verzweiflung der bedrängten, gepeinigten, gefolterten Einwohner vorstellen dürfte? die sich Greise, Mütter, Säuglinge, auf der Flucht, ohne Brot, ohne Hülfe, jedes Stöhnen der Trostlosigkeit, jedes Röcheln des Hungers, jedes Keichen der Entkräftung, jedes Geschrey des Schmerzens, jeden Fluch der sterbenden Entrüstung sich daran denken dürfte?

„Morgen werden wir deine Seele schwer „drücken!" Diefs scheint dem Eroberer wenig Verdienst zu lassen, und sein Urtheil pflegt gemeiniglich darnach ausgesprochen zu werden: ach! oft der einzige schwache Trost für Schriftsteller, deren Grofsältern von dem Eroberer an den Bettelstab gebracht sind! Doch, es gezie-met sich, behuthsamer und überlegter zu verfahren. Wir wissen es auch aus der Geschichte, dafs sich manchmahl wirklich grofse Leute bis zu Eroberungen herunter gelassen haben. Nothwendigkeit, unvermeidliche Nothwendigkeit, hat zuweilen die besten Menschenfreunde gezwungen, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, Plagen vor sich her zu senden und Elend um sich herum zu verbreiten. Dieses sind betrübte Folgen, für deren Verantwortung sie nicht stehen dürfen; die zwar ihre Hände mit Blut besudeln, aber ihr Herz unbefleckt lassen.

„Their Hands are guilty, but their Heart
„is free."

Was sollen wir nun thun? nichts bessers, um uns aus der Schwierigkeit zu helfen, als einen Unterschied machen. Kommen die Eroberungen nur als Mittel vor, zur Ausführung eines

grofsen Planes: so hat der Eroberer einen herrschenden Charakter; er bekömmt einen andern Nahmen; wir werden ihn unten mit andern grofsen Männern vergleichen.

Ist aber der Eroberer nichts als Eroberer, das heifst, nichts als ein Mann, der nach anderer Staaten Mitglieder und rechtmäfsigen Unterthanen gierig ist, um ihre Person und ihr Vermögen in seiner Gewalt zu haben; ohne dafs diese Begierde mit irgend einem grofsen Plane sich fügte: o! dann soll die Wiederhohlung der längst gegen ihn gefällten Aussprüche auch hier Platz finden. — Man wird gar leicht dreyerley Arten unterscheiden.

Die erste Art hat weiter nichts als habsüchtige Wünsche. Die Anschläge, um sie auszuführen, die Klugheit, die List, die Tapferkeit, das Glück, womit sie ausgeführt werden, sind das Werk und das Los ihrer Diener, welche sich zu solchen Absichten als Werkzeuge brauchen lassen.

Da der Ritter von Linné die Löwen unter das Katzengeschlecht, mehrerer Ordnung halber, hat bringen dürfen: so kann es niemand wundern, dafs wir auch, um des Aufräumens willen, diese erste Art von Eroberern un-

ter das Diebsgeschlecht bringen, und damit die ganze Frage von ihren Verdiensten entscheiden.

Die zwote Art nährt eben diese habsüchtige Wünsche; entwirft aber selbst die Mittel zu deren Ausführung im Cabinette, und mittlerweile, dafs Andere die Gefahren im Felde über sich nehmen, lauschet sie in Sicherheit, und lenkt nur die Arme der Krieger. Hier kann Gröfse des Geistes in Anordnung des Eroberungsplanes; ein gewisser Muth beym Anfange, eine gewisse Stätigkeit im Verfolge Statt finden. Keine Tapferkeit hingegen, kein zusammenhängender Plan mit andern Planen; Wohlwollen gar nicht. Das ganze Verdienst wird von dem Unglücke, das die Eroberung nach sich zieht, weit überwogen.

Die dritte Art stellt sich an die Spitze der Krieger, theilt mit ihnen alle Gefahren, erwirbt sich, und schmückt mit eigener Hand die Triumphe, wird Held; ein glänzender Charakter, der fast immer die Urtheile über das Verdienst wankend gemacht hat. Man mufs sich beständig erinnern, dafs ich von dem blossen Eroberer rede. Also sehe ich auch bey diesem Helden nichts als Unerschrockenheit und

Verachtung der Gefahren; keine besondere Gröſse des Geistes: denn man hat längstens angemerkt, daſs sich der Plan der Eroberungen nach den sich ereignenden Umständen erweitere oder einziehe. Das Wohlwollen ist auch hier wie ein lebendiger Quell in der Wüste — nirgends. Und so dürfte Pope *) wohl Recht haben, der es als eine ausgemachte Sache ansieht, „daſs Helden einander meist ähnlich „seyn, von Macedoniens Tollkopfe an bis auf „den Schweden herunter; daſs der ganze aben-„teuerliche Zweck ihres Lebens dahin gehe, „an dem ganzen Menschengeschlechte einen „Feind zu finden, oder es dazu zu machen; „daſs nicht einer hinter sich schaue, daſs sie „vorwärts nur immer gehen, und doch nicht „weiter hinaus, als die Nase reicht, blicken." „Und was thun denn wohl diese theure Männer," fragt Milton, „als rauben und plündern, sen-„gen und metzeln, und friedfertige Nationen, „sie seyen benachbart oder entlegen, in Scla-„verey setzen? Diese haben denn wohl ihre „Freyheit verloren, aber sie waren ihrer wür-„diger als es ihre Bezwinger sind, die nichts „als Verderben, wohin sie nur schwärmen,

*) Essay on Man. B. IV.

„hinter sich lassen, und jedes Werk, das im „Frieden aufgeblühet war, zerstören. Dann „brüsten sie sich und müssen gar Götter heis„sen, bis der Bezwinger Tod kund macht, dafs „sie kaum Menschen waren; in viehischen „Lastern sich wälzend, und scheufslich, de„ren verdienter Lohn ein gewaltsamer oder „schimpflicher Tod ist" *).

Nichts kann gegen diese Beschuldigungen, Vorwürfe und Drohungen vorgebracht werden, wenn der Held, nichts als Held, ist: aber wenn er noch andere Ansprüche auf Verdienst vorzuweisen hat, als Belagerungen und Schlachten, „und die Thaten, die so viel Geprassel ma„chen; nähmlich Tugenden, die wohl noch „mehr Mühe kosten; Unglückliche, die er mit „Wohlthaten überhäufet, und die ihn jetzt in „ihren Freystätten segnen; Biedermänner, die „er am Hofe in Schutz genommen, und Wai„sen, denen er zum Recht gegen ihre Vormün„der verholfen **): wenn er solche Ansprüche

*) Paradise regain'd.

**) Non seulement des sièges, des combats,
Et ces exploits qui font tant de fracas,
Mais des vertus encore plus difficiles,
Des malheureux de ses bienfaits chargés,
Le benissant au sein de leurs aziles,

vorzubringen hat: so wollen wir ihn wegen der Folgen seines Heldenthums bedauern, und wegen seiner ſriedlichen Tugenden lieben und bewundern. Seine Tugenden sind wie die Strahlen der Sonne. Werden sie durch den Zwischenstand eines Feindes concentriret: so zerstören sie alles, was dahinter ist, den übrigen Gegenständen theilen sie Kraſt und Wärme mit.

Da der bloſse Eroberer und bloſse Held sich es haben müssen gefallen lassen, von denen, die eben diesen Titel, aber neben höhern Titeln, führen, sich abzusondern: so darf sich der bloſse Soldat nicht weigern, dem Soldaten, der zugleich Liebhaber und Sohn des Vaterlandes ist, gegen über zu stehen. Daſs wir aber den bloſsen Soldaten nicht gleich unter dem bloſsen Helden mit begriffen, ist einigen Freygeistern zu Liebe geschehen, die noch nicht glauben wollen, daſs jeder Soldat ein Held sey.

Ein Mann, der, ohne einen Gedanken an das Vaterland oder an das gemeine Beste; ohne Funken von Liebe für dasselbe, oder für den

Des gens de bien à la cour protégés,
Des orphelins de leurs tuteurs vengés.
Voltaire.

Prinzen, dem er dienet; ohne Geist und Einsicht in die grofse Kriegskunst; ohne innere Entschliefsung und ohne Bewufstseyn wahrer Bewegungsgründe zur Tapferkeit, das Handwerk des Kriegsmannes, vom ersten und leichtesten Handgriffe an, bis zum Standhalten gegen den Feind ausübet, weil er dafür im Sold gehalten wird: ein solcher Mann heifst ein blofser Soldat. Um sein Verdienst gehörig zu beurtheilen, wollen wir ihn unter verschiedenen Völkern, und in verschiedenen Zeitaltern, und in verschiedenen Staatsverfassungen betrachten.

Im sechsten Theile der allgemeinen Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Lande wird von einem afrikanischen Nabob, das heifst, einem der dortigen armseligen Wesen, die wir in Europa Bettler nennen würden, die aber dort Könige heifsen, weil sich einige andere Bettler vor ihnen bücken, von einem solchen nun wird erzählt, dafs er sich aus der Menge seiner Unterthanen, die sich etwa auf hundert belaufen mochten, einige ausgesucht habe, die er beständig um sich behalten, und in Kriegsübungen unterrichtet. Er war zu arm, um ihnen Waffen anzuschaffen, also hatten sie nur

hölzerne Stöcke. Diese mufsten sie mit der gröfsten Geschwindigkeit zwischen den zehn Fingern herum zu werfen lernen, und der äusserste Grad der Vollkommenheit bestand darin, sie niemahls an die Erde fallen zu lassen: er war ebenfalls zu arm, um ihnen Turbane und Perlen zu geben; also mufsten sie sich nur auf eine besondere, von ihm ausgedachte Art, mit Hammelfett glänzend machen. Wer es in diesen beyden Stücken zur höchsten Kunst trieb, erweckte dem Nabob das gröfste Vergnügen, und genofs seiner höchsten Gunst. Nun diese geschmierte, glänzende und spielende Wesen nannte der Nabob seine Soldaten. Diefs mochte wohl in dem innern Afrika angehen: aber bey uns in Europa würde jedermann darüber lachen, und wenn es möglich wäre, dafs diese afrikanische Soldaten gar auf ein Verdienst pocheten: so würden wir uns des Spottes nicht enthalten können.

In der mittlern Geschichte finden sich die Brabanconen, das herrenlose Gesindel *) und

*) Die so genannten *Grandes Compagnies*, welche sich um das Jahr 1360 zuerst in Frankreich sehen liefsen, waren eben ein solches Gesindel, und heifsen beym Continuatore des Nangis: „Filii Belial, guerratores „de variis nationibus, non habentes titulum."
Hainault Abregé Chr. de l'h. de Fr.

die eigentlichen Soldknechte, welche die Italiäner Soldati nannten. Dieses Gezüchte stand nicht unmittelbar im Dienste eines Staates, sondern wurde von gewissen Anführern, die Condottieri hieſsen, zuerst angeworben und gedungen, um mit Vortheil wieder an Andere verdungen zu werden. Man kann nichts in der Geschichte mehr lesen, was einem mehr Ekel, mehr Entrüstung verursachte, als die Erzählung von dem niederträchtigen Betragen dieser Condottieri. Keine Treue, kein Glaube, kein Eifer für den Dienst des Herrn, dem sie sich vermiethet hatten, war bey ihnen anzutreffen. Nicht einmahl Herzhaftigkeit, das einzige, welches sich der Soldat gleichsam wesentlich zueignet. Denn damahls wurde ein Heer von dem andern nicht so wohl geschlagen, als aus einander gejagt. In dem hitzigsten Treffen blieben vielleicht zwey bis drey Todte auf dem Schlachtfelde, und auch diese nicht einmahl von den Waffen der Feinde, sondern vom Zertreten der Pferde, unter deren Füſse sie im Getümmel gestoſsen worden. Die ganze Kunst Krieg zu führen, war die Kunst Prozesse zu führen, wie sie von gewissenlosen Advocaten ausgeübt wird. Die zween Condottieri, wel-

che den feindlichen Mäc hten dienten, verstanden sich zusammen zu einer so gleichen Austheilung der Vortheile und Nachtheile während des Feldzuges, daſs am Ende keiner von beyden Theilen ganz unterlag: und also ihre Anführung für einen folgenden Feldzug gleich nothwendig blieb. Wer kann wohl diese Miethlinge und ihre Miethknechte mit einiger Geduld betrachten? Unter den Prophezeyungen des närrischen Nostrodamus, der von diesen Condottieri auch wohl muſste etwas gehört haben, findet sich eine, folgenden Inhalts: „Wenn wir „werden zu arm geworden seyn, um Soldaten „auf stehendem Fuſse zu unterhalten: so wer„den sich einst nach einem geendigten Kriege „die abgedankten Soldaten unter einem Anfüh„rer zusammen rotten, und sich bey vorfallen„den Gelegenheiten unter ihm an den Meist„biethenden verdingen. Dann wird das Reich „der Condottieri, aber weit schrecklicher als „ehemahls, wieder angehen." Gottlob! bis auf unsere Zeiten ist die Prophezeyung noch eine Lüge.

Wir wollen uns nun in diese Zeiten mit unsern Betrachtungen verfügen. Es gibt Soldaten, die im eigentlichen Verstande weiter

nichts thun, als die Thore bewachen. Man kann nicht sagen, dafs die Stadt, die sie hält, dadurch ansehnlicher, bey ihren Nachbarn gefürchteter, zu ihrer Vertheidigung geschickter werde. So sind die Stadtsoldaten von Genf. So sind die Stadtsoldaten in vielen Reichsstädten. Ich nehme die Anzahl aus, die zum Verhältnifs eines Reichs- und Kreisstandes gehört. Die übrigen sind ganz offenbar niemahls zum Schiefsen oder Erschossenwerden bestimmt, sondern blofs zu der friedlichen Beschäftigung, die Ein- und Ausgehenden an den Thoren zu bemerken. Dadurch wird nun freylich ihr Verdienst so ausnehmend eben nicht, und daher ist es eine lächerliche Forderung, dafs der Soldat in den Reichsstädten eben so geehrt seyn solle, als er es in einer Monarchie, oder sonst einem mächtigen Staate ist. Diejenigen Mütter denken richtig und den wahren Grundsätzen der Reichsstädtischen Verfassung gemäfs, welche es für das Letzte, was ihr Sohn ergreifen kann, halten, Soldat in der Reichsstadt zu werden. Nur, wenn jene richtige Grundsätze verloren gingen, oder wenn Armuth die vornehmsten Häuser zwänge, ihre Kinder, unter dem Titel Officiere, dem gemeinen Wesen in die

Fütterung zu geben, nur alsdann würde sich jenes Maſs des Verdienstes am Soldaten verändern, welches aber hoffentlich in den Reichsstädten niemahls geschehen wird.

Ich sage deſswegen nicht, daſs es niemahls Fälle gebe, darin auch diese Soldaten den ganzen Umfang ihres Berufes erfüllen, und für ihre Stadt, für ihre Mitbürger Blut und Leben daran setzen könnten. Es gibt dergleichen Fälle, und die trefflichen Männer, welche sich darin wohl verhalten haben, sollen unten die Gesellschaft finden, mit der sie an Verdiensten gleichen Antheil haben.

Eben so begreift man ohne mein Erinnern, daſs wir hier nur von dem Soldatenverdienste eines Mannes reden; nicht aber von dem Verdienste des ganzen Mannes. Dieſs ist eine Anmerkung, die sich auf alle Stände erstreckt. Es gibt vielleicht kein entbehrlicheres Geschäft als das Geschäft des Kartenmachers; es verschaffet dem Manne, der sich damit abgibt, nicht das geringste Verdienst: aber es hindert doch nicht, daſs eben dieser Mann in mancher andern Betrachtung ein recht brauchbarer Mann seyn könne.

Es kann Staaten geben, deren Lage so glück-

lich, oder deren Bündnisse so mächtig, oder deren Ansehen und Macht so fest gegründet sind, daſs weder Nachbarn, noch Entfernte, viele Jahre hinter einander, sie mit Kriege überziehen, oder in Kriege verwickeln. Die Soldaten also, welche sie in ihrem Dienste halten, können vielleicht dreyſsig, vierzig Jahre lang ungebraucht geblieben seyn, und mancher vom Fahnenjunker bis zum Obersten sich durchexercirt haben, ohne daſs jemahls ein feindliches Geschoſs wider ihn gerichtet worden. Unterdessen darf doch eben dieser Staat seiner Völker Zahl nicht vermindern, ohne sein Ansehen fallen zu sehen. Und eben daher bleibt in diesem Staate der Soldatenstand immer einer der ersten und angesehensten; denn sein Verhältniſs gegen das Wohl der ganzen Republik ist groſs. Das persönliche Verdienst jedes besondern Mannes kann freylich unter solchen Umständen immer etwas leiden. Ein Soldat, der noch nie Gelegenheit gehabt hat, seinen Muth zu zeigen, ist wie Wein, der noch nicht gegohren hat. Man kennt seine wahre Tugend und Kraft noch nicht. Aber theils kann das Verdienst des übrigen Mannes den soldatischen Abgang ersetzen; theils kann

ein solcher Mann schon in andern Diensten seinen Muth gezeigt haben. Und in der That, wäre es vielleicht eine nützliche Politik, so kostbar sie auch im Anfange scheinen möchte, wenn Staaten, die nicht oft kriegen, (o gäbe es deren mehrere!) durchaus solche Leute, die sich schon anderswo versuchet, durch das Anerbiethen gröſserer Vortheile in ihren Dienst lockten. Diese Lockung könnte ihnen nicht leicht fehl schlagen; denn die Herren, bey denen am meisten zu thun ist, halten oft ihre Diener am schlechtesten.

Man hat es längstens angemerkt, daſs die meisten Kriege, wenigstens unsers Jahrhunderts, nicht zur unmittelbaren Vertheidigung eines Staates unternommen werden. Entfernte Besitzungen, veraltete Ansprüche, versagte Handelsvortheile, gefürchtete Bündnisse, und wie die gesuchten Ursachen schrecklicher Wirkungen alle heiſsen mögen, diese fahen einen Krieg an, und dafür müssen die Soldaten fechten. Was sollen sie also, fragt man, mit der Liebe fürs Vaterland anfangen? Wenn diese Frage einen triumphirenden Schluſs vorstellen soll: so ist der letztere übereilt. Denn in jedem groſsen Staate ist die Verletzung des Ansehens,

Kränkung der Rechte, Schmälerung der Vortheile in der Handlung, eine Wunde, die dem ganzen Wohl desselben beygebracht wird. Wofern man nicht zeitig dazu sieht: frifst sie um sich, und der Schade wird unheilbar. Wenn die Säfte der europäischen Staatskörper besser wären: so könnte die Wunde manchmahl durch Arzeneyen geheilet werden. Jetzt gehört meistens Brand und Schnitt zur Heilung. Über diefs wird ein Krieg, der um entfernter Ursachen willen angefangen worden, sehr leicht in einen Krieg zur Vertheidigung des eigenen Feuerherdes verwandelt. Der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hat uns zwey der mächtigsten Beyspiele davon geliefert. Ludwig XIV. kriegete, um seinen Enkel auf dem spanischen Throne zu sehen, und nach einigen Jahren stritten schon die Franzosen, um den Feind von ihrem eigenen Lande abzuhalten. Carl XII. fochte in Pohlen seinen Eigensinn aus, und kurze Zeit nachher war jeder Schwede genöthiget, seinem eigenen Vaterlande zu Hülfe zu kommen. Man kann also im Durchschnitte allemahl annehmen, dafs jeder Soldat, der für die Unternehmungen, Absichten, Anschläge, seines Herrn ficht, dafs dieser für die Vertheidigung des

Landes fechte. Ja sogar, wenn wirklich der Fürst ungerechte und unnöthige Kriege angefangen hätte: so würde dieses doch nichts an dem Verdienste des Soldaten mindern: denn es ist ein doppeltes Glück, wenn er in solchen Fällen den Feind vom Lande abhält, weil dieser sich doppelt wegen des ungerechten Krieges rächen würde. So lange freylich noch die Gefahr von den Gränzen weit entfernet bleibt: so lange der Bauer und Städter noch keine Felder verwüsten, kein Vieh wegtreiben, keine Wohnungen im Rauche aufgehen, keine Habseligkeiten plündern sieht: so lange hat er noch keine lebendige Erkenntniſs von dem Werthe des Soldaten: aber, was für ein Schutzengel wird dieser in den Augen des Unbewehrten, wenn der Frevel grausamer Feinde der Bitten des Jammers spottet, und das Flehen des Elendes höhnet. Dann wird das Verdienst des Soldaten wie in einem Körper sichtbar. Aus was für Bewegungsgründen, mit welcher Denkungsart es auch geschehen mag, daſs er den Feind von uns abhält, uns und unsern Angehörigen Sicherheit, und endlich dem ganzen Lande einen ehrlichen Frieden verschaffet: so bleibt uns sein Verdienst immer

erheblich, und wir legen von dem, was wir dem ganzen Stande schuldig sind, jedem einzelnen Manne vielleicht mehr zu, als bey einer genauen Eintheilung auf ihn fiele. Allein, diefs schadet nichts. Es ist immer besser, bey der Dankbarkeit zu viel zu thun, als zu wenig.

Daher wird in jedem grofsen Staate der Kriegsstand mit Recht für den ersten und edelsten Stand gehalten, und der Adel, der seine grofsen Vorrechte immer aufs neue für jede Zeugung zu verdienen suchen mufs, widmet diesem Stande mit Freuden seine Kinder *). Hier ist gerade das Widerspiel von den Reichsstädten, und man sieht wohl, dafs alles Lob und aller Tadel, die den Soldatenstand betreffen, unschicklich ausgetheilt werden, wenn man nicht diesen Stand in seiner wahren Beziehung auf den Staat, nach Beschaffenheit der verschiedenen Zeitläufte und Verfassungen, betrachtet.

*) Diefs ist der wahre Gesichtspunct, aus welchem das Verdienst und der Vorzug des alten Adels in einer Monarchie mufs beurtheilt werden. Eine lange Reihe von Diensten, welche dem Staate von dergleichen Häusern mit Daransetzung ihres Gutes und Blutes sind geleistet worden; und die Grundsätze der Treue und Beständigkeit für den regierenden Stamm, welche unter ihnen aufrecht erhalten werden, geben ihnen den vorzüglichen Glanz.

Der Stand ist es, der dem bloſsen Soldaten ein erhebliches Verdienst mittheilet. Kein anderer Stand kann einem bloſsen Mitgliede etwas Ähnliches verschaffen. Denn die Sicherheit des Staates ist das erste und heiligste Gut. Wollte man nicht den bloſsen Soldaten aus diesem Gesichtspuncte ansehen: so würde ihm oft wenig Anspruch auf Verdienste übrig bleiben. Denn kriegerische Einsichten und Wohlwollen, oder einen rechtschaffenen Diensteifer haben wir dem bloſsen Soldaten abgesprochen: also hat er nur noch seinen Muth in den Gefahren, und seine Geduld in Beschwerlichkeiten aufzuweisen. Nun ist aber nicht zu läugnen, daſs jeder Nachtwächter und Postknecht das letztere, und jeder Dachdecker und Matrose das erstere ebenfalls von sich rühmen können, und wir würden daher den zuletzt erwähnten gleiche Ansprüche zuerkennen müssen, wenn der Stand nicht einen bewährten Unterschied machte.

Doch, wir haben den bloſsen Soldaten lange genug gesehen. Wenn diesem kriegerischen Erdenkloſse ein lebendiger Odem eingeblasen wird; wenn er Einsichten für den Verstand und redlichen Diensteifer für das Herz kriegt; wenn er

wie ein Anführer denkt, und wie ein rechtschaffener Bürger empfindet; wenn er Wunden und Tod nicht scheuet um der Brüder willen, und sein Leben nicht theuer achtet um des Vaterlandes willen, das ihn sendet; wenn ihm seine Tage wirklich abgefordert werden, und er sie freudig dahin gibt: — Ja, da liegt er auf dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhms, der Verdienste! Tretet näher, Jünglinge: ihr habt nicht immer einen solchen Anblick! prägt euch die Bildung des wackern Mannes tief ein. Vergesset nicht der Rührung, die ihr in diesem Augenblicke habt: werdet nicht neidisch — es ist schwer, ein solches Verdienst zu übertreffen; denn seine Mitbürger bis zum Tode lieben, und für sie bluten, diefs ist das gröfste Wohlwollen!

Es ist ein rascher Übergang vom Soldaten auf den Heiligen, und die beyden Begriffe pflegen nur selten in Gesellschaft zu stehen. Bey der gegenwärtigen Materie aber wird man doch leicht die Verbindung dazwischen finden, da ich in diesem Artikel von solchen Verdiensten zu handeln mir vorgenommen habe, die man bald zu hoch, bald zu geringe geschätzet, folglich immer unrichtig beurtheilt hat. „Die

„Benennung eines Heiligen, sagt Hume, ist so „schimpflich geworden, nachdem man sie von „der römischen Kirche so sehr entweihet gese- „hen; daſs man sie fast Ehren halber von einigen „lobenswerthen Charakteren in der mittlern „Geschichte wieder wegnehmen möchte." Dieſs ist wahr, dazu kömmt noch der Streit wegen der Anrufung der Heiligen *), und dadurch ist manchem eifrigen Protestanten der bloſse Nahme Heiliger so verhaſst geworden, daſs er ihn kaum an den Aposteln mit Gelassenheit erträgt: dieſs ist unrecht. Wir wollen uns um eine gröſsere Unparteylichkeit bemühen.

Ich rede nur von dem Verdienste, welches sich heilige Männer bey ihren Lebzeiten erworben haben. Die Geschichte zwinget uns, alle heilige Männer, deren die römische Kirche erwähnet, in zwo Classen zu vertheilen. Die eine Classe begreift diejenigen, welche mit dem gröſsten Eifer und dem glücklichsten Erfolge für die Festsetzung der Hierarchie, und für die Bestätigung des päpstlichen Ansehens unter allen Nationen, und in allen Ländern sich

*) Ich möchte wohl wissen, ob aus der bloſsen Vernunft ein Beweis gegen die Anrufung der Heiligen könnte geführt werden?

bemühet haben. Man wird sich an das angeführte Beyspiel des Thomas a Becket noch erinnern, und nach demselben diese ganze Classe beurtheilen. Die andere Classe enthält solche Männer, deren Gaben und Eifer der christlichen Religion überhaupt wichtige Vortheile verschaffet haben; es sey nun, dafs sie dieselbe unter den Ungläubigen bald durchs Schwert, bald durch die Predigt ausgebreitet, oder auch sie gegen die Angriffe der Ungläubigen und Irrlehrer hier mit leiblichen, dort mit geistlichen Waffen vertheidiget; oder endlich sie unter ihren Bekennern, durch Wunder verherrlichet, durch gute Werke beliebt gemacht, und durch ihren ganzen Wandel geehret haben.

Es gehört nicht zu dieser Untersuchung, zu bestimmen, welche Classe der Heiligen in der römischen Kirche theurer geachtet werde. Nützlicher ist es, auf jeder besondern Art der zwoten Classe die Aufmerksamkeit ruhen zu lassen *).

*) Nous appellons Saints, sagt der Bischof von Nismes, ceux que Dieu a prédestinés dans le sein de l'éternité; qu'il a consacrés par sa grace, qu'il a fait briller comme des astres dans son église pour la gloire de son *nom* et pour le soutien de sa *verité;* qu'il a conduit, par sa providence sur la terre, et qu'il fait triompher dans le ciel.

Die Ausbreitung der wahren Religion unter Völkern, denen sie noch fremd ist, durch eine Predigt, wodurch sie faſslich wird, und durch einen Wandel, wodurch sie beliebt wird, heischet so viel Muth zur Unternehmung; so viel Stätigkeit zur Überwindung der Hindernisse; so viel Geduld in Widerwärtigkeiten; so viel Herzhaftigkeit gegen sich selbst: daſs eben deſswegen ein solches Verdienst allen Völkern vorzüglich sichtbar geworden ist. Und wenn schon keine auſserordentliche Grösse des Geistes zum Betrieb dieses Geschäftes nöthig ist: so kann doch dieser Mangel ein solches Verdienst eben nicht verkleinern. Die übrigen Stücke desselben sind so überwiegend, daſs man die Geistesgröſse gleichsam dabey missen kann. Verbindet sie sich aber dennoch damit: denn sie bleibt nicht nothwendig weg: so wird das Verdienst nur desto höher. Und der Eifer für die Ehre des Herrn, welchen Nahmen unter diesen Umständen das Wohlwollen führet, drückt ihm vollends das Siegel der Vollkommenheit auf. Aber eben deſswegen wird dieser Eifer auch das noth-

Fléchier in der Vorrede zu der Pr. auf den Tag Aller Heiligen.

wendigste Stück bey dem Verdienste des Heiligen.

Ich rede von den Zeiten des neuen Bundes.

Siehe! Er zieht daher, das Schwert in der Hand! sein Auge funkelt! seine Stirne glühet! Mit der Fackel zündet er die Götzentempel an; und mit dem Opfermesser tödtet er die Götzenpriester! Religionseifer lodert in seinem Busen! Er spricht: „der Herr hat es mir be„fohlen; ich bin ein Heiliger!" Ein Lügner ist er! Merke auf sein Thun! Er tödtet Menschen! — Kennst du nun den Ursprung seiner Sendung? — von dem, der ein Mörder war vom Anfange her.

Aber ein Heiliger ist er, wenn er gegen die Wuth des Schwärmers, der ihm eine falsche Religion und eine unumschränkte Macht aufdringen will, seinen Herd und seine Altäre vertheidiget. Dann hat der Heilige den Ruhm des Helden, und der Held die Glorie des Heiligen. Beydes ist oft den groſsmüthigen Streitern, die sich den Einfällen der türkischen Macht, in Pohlen, Ungarn und Italien widersetzt haben, zu Theil geworden. Denn man muſs sich durch die Modemeinung nicht hinreissen lassen, als ob alle Kriege in Ungarn

wider die Pforte für bloſse Hauskriege des österreichischen Stammes anzusehen seyen. Daſs sie es manchmahl gewesen, ist wohl keine Entdeckung neuerer Zeiten. Auf den verschiedenen Reichstagen ist es öfters genug gesagt worden. Aber alle sind es nicht gewesen. Es ist ein Muthwille, die Politik, die Lage der Angelegenheiten, und die Beschaffenheit der Gesinnungen unserer Zeiten, längst verflossenen Zeiten anzudichten: Philosophie ist es gewiſs nicht. Diesem seichten Denken hat man die unrichtigen Urtheile über das ganze sechzehnte Jahrhundert zuzuschreiben. Wenn es in dem achtzehnten gewisse herrschende Gesinnungen, besonders in Absicht auf die Religion gibt: so können sie jenem nicht beygelegt werden, ohne alle Charaktere dadurch zu verunstalten.

Es hat also gewiſs Zeiten gegeben, wo die christlichen Gemeinden bey Annäherung eines türkischen Heeres singen konnten: „Erhalt uns „Herr bey deinem Wort," und als heilige Erretter diejenigen preisen konnten, welche mit Gefahr ihres Lebens dazu beytrugen, sie bey diesem Worte zu erhalten. Die ungarische und pohlnische Geschichte muſs viele herrli-

che Nahmen hier aufzuweisen haben, die bekannter zu seyn verdienten.

Wenn Irrlehrer ihre Meinungen durch Martern und Verfolgungen auszubreiten unternehmen: so sind sie die Ungeheuer, die jeder Fluch des beleidigten und gekränkten Gewissens trifft. Wenn aber gegen den Irrenden auch der Rechtgläubige mit Feuer und Schwert wüthet: o dann kommen die Vermaledeyungen wie glühende Kohlen auf sein Haupt! Die schwarze Seele des Wütherichs kann unmöglich mit dem Glanze des Heiligen strahlen. Es kann Verblendung dabey zum Grunde liegen: dann läſst ihm der Menschenfreund noch Mitleiden zukommen: aber wenn eigennützige Absichten und Leidenschaften nur die Religion vorschützen, um sich mit Blut und Martern unserer Nebenmenschen zu sättigen: dann wünscht man dem grausamen Heuchler! — o! ich mag es nicht aussprechen.

Heilsamer ist es, das Verdienst eines Heiligen durch mündliche und schriftliche Vertheidigung der wahren Religion sich zu erwerben. Hier tritt die Geistesgröſse entweder an die Stelle der Seelenstärke, oder jene gesellt sich auch zu der letztern, und das Wohlwollen oder

der Eifer für die Ehre Gottes wird von der Sanftmuth an der Hand geführt.

Aber nichts verbreitet stärker den Geruch des Heiligen, als ein heiliger Wandel; als Werke, die ein Beweis der Religion sind, die man bekennet. Wunderthaten, von denen wir in unsern Tagen keine eigene Erfahrungen mehr haben, mögen jetzt bey Seite gesetzt seyn. Ich sehe nur auf die Werke der Liebe; nur auf die Ausübung der Andacht; nur auf die Strenge gegen sich selbst. Die Welt bedarf von Zeit zu Zeit solcher erhabener Beyspiele, solcher Leuchten, die in der Höhe errichtet sind, um den Wanderer zu erhellen, und den Glauben an die christliche Tugend zu erhalten. Sie mögen immerhin ins Aufserordentliche fallen. In der That, da sie dazu bestimmet sind, in der Höhe als Muster für Andere errichtet zu werden; so mufs alles an ihnen gröfser als gewöhnlich seyn. Diejenigen, welche in der Tiefe darnach abzeichnen, bekommen sodann für sich die rechte proportionirte Gröfse. Wären aber jene Muster nur von gewöhnlicher Form gewesen: so würden die Abzeichnungen zu klein ausfallen.

Überhaupt gehört es zu den Verdiensten

eines jeden redlichen und frommen Mannes, ja vielleicht zu den gröſsten, daſs er seiner Familie, seiner Stadt, seinem Lande, ja manchmahl einem ganzen Welttheile, sein Leben, wie ein Vermächtniſs, hinterläſst. Im Geräusche der hohen Welt wird es bald vergessen und verachtet: aber in niedrigern und ruhigern Gegenden wird es genossen. Hier und da sitzen Jünglinge, in der Stille der Nacht, bey der Lebensbeschreibung eines solchen Mannes. Die moralischen und gottseligen Lehren, die sich jetzt vor ihren Augen in Begebenheiten verwandeln, und jeden Zweifel über die Möglichkeit der Ausübung heben, erwecken Überzeugung. Kostbare Zähren fallen; Schauer der Ehrerbiethung durchwandeln die Glieder; Funken der Nacheiferung sprühen; Entschlüsse werden. O Mann Gottes! ruhe sanft! Was für Wunder thust du noch in deinem Grabe! ich brauche eben nicht mich darauf zu setzen. Die bloſse Erzählung deines Lebens verrichtet diese Wunder. Nimm alles Gute, wozu mich dein Wandel angefeuert hat, nimm es als deines hin. Es sind noch deine guten Werke; dir müssen sie noch nachfolgen! O du Heiliger! der du mich durch deine Tugend

erbauest, wo waren deine Altäre? wo stehen sie noch? Sieh den Erasmus! sieh mich:

Sancte Socrates, ora pro nobis.

II. ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE DES GROSSEN MANNES.

Selten stirbt ein Mitglied irgend eines Collegium, ohne daſs einige der übrig gebliebenen Collegen mit wehmüthigem Nachdrucke sagen sollten: „wir haben einen groſsen Mann ver„loren." Jeder nährt dabey die Hoffnung, daſs ihm zu seiner Zeit eine gleiche Gerechtigkeit widerfahren werde. Diesen Aussagen zu Folge müſste es fast eben so viele groſse Männer geben, als es Räthe gibt, und noch dazu eben so viele verdienstvolle Männer und zwar in einem hohen Grade. Da man einige gegründete Ursachen hat, daran zu zweifeln: so muſs wohl in dem Begriffe, den man sich vom groſsen Manne machet, noch eine Unrichtigkeit stecken. Groſse Männer *) scheinen noch von den

*) Des grands hommes.

höhern Geistern*) verschieden zu seyn. Wenn diese dazu gelangen, daſs sie mit der ihnen angebornen Gröſse noch Stärke der Seele vereinigen und wichtige Veränderungen in dem Kreise, darin sie wirken, zu Stande bringen: so können sie erst groſse Männer heiſsen.

Der groſse Mann wird auch ein guter Mann, wenn er jene groſsen Veränderungen aus Wohlwollen wirket. Ich sage mit Fleiſs nicht: wenn er heilsame Veränderungen wirket. Diese können es seyn, ohne daſs er dazu den geringsten wohlwollenden Gedanken gehabt hat.

Groſs und gut sind unstreitig ganz verschiedene Begriffe. Warum will man sie uns als gleichbedeutend aufdringen? Gröſse kann ohne Güte seyn, und Güte ohne Gröſse. Laſst uns jedem sein Recht ertheilen, das heiſst, nicht seine Gröſse allein, nicht seine Güte allein, sondern sein ganzes Verdienst messen.

Wer dieses thun will: der merke auf die Wege der Vorsehung!

Nachdem sie einmahl die Veränderungen der Körperwelt mit den Entschlieſsungen der Geisterwelt zusammen hänget: so wollte sie beyde für sich und neben einander fortlaufen

*) Des esprits supérieurs.

lassen; nur mit der einzigen Vorbereitung: daſs sie, weil doch die ganze Maschine zuweilen einen Hauptanstoſs zu neuen Entwickelungen bedurfte, der gerade nicht durch ein Wunderwerk sollte angebracht werden; daſs sie, sage ich, in der Körperwelt, Sturmwinde, Gewitter, Erdbeben, Fluthen für gewisse Zeiten ordnete, und für die Geisterwelt, zu gewissen Zeiten groſse Männer bestimmte.

Man kann also auf eine gewisse Art sagen, daſs alle Veränderungen, die ein groſser Mann veranlasset und wirket, am Ende allemahl ersprieſslich seyn. Denn die Vorsicht gebraucht ihn zur Erreichung ihrer Endzwecke, die im Ganzen gewiſs gut erfunden werden. Und um es hier im Vorbeygehen mit anzumerken: wenn in einem Reiche Hauptveränderungen vorgehen sollen; so gibt es dazu immer zweyerley Werkzeuge. Das eine wird zur Veranlassung gebraucht, und ist stumpf; ein schwacher elender Geist. Das andere dient zur Ausführung, und ist scharf; der groſse und starke Geist. Jakob II. von England und Wilhelm von Oranien! diese beyden Werkzeuge findet man immer neben einander: und man darf nur darauf Acht geben, um nicht mehr zu sagen, daſs

sich Gott zur Ausführung grofser Absichten bald grofser, bald kleiner Geister bediene. Beyder zugleich, aber an einander gewetzet.

Unterdessen kann doch dieser Nutzen, der am Ende für die Welt heraus kömmt, nicht eben allemahl den grofsen Männern zum Besten angeschrieben werden. Er ereignet sich oft wider ihre Absicht; entfernte Menschengeschlechter geniefsen ihn, mittlerweile aber sind ihre Zeitgenossen unter Drangsalen und Ungemach zu Grunde gegangen. Was bleibt ihnen denn zum Verdienste übrig? nichts als die Gröfse ihrer Entwürfe und die Stärke, womit sie ausgeführt worden. Beydes erregt Bewunderung, aber keine Dankbarkeit.

Man mufs damit nicht verwechseln, was grofse Männer zuweilen zum Besten ihrer Mitbürger und Zeitgenossen unternehmen; wobey aber immer einige entweder an ihren besondern unerlaubten Vortheilen, oder auch an ihrem rechtmäfsigen Vermögen leiden. Diefs macht, dafs die Sullys und Colberte von tausend betrügerischen Steuereinnehmern und ihren Verwandten, ja von einem ganzen Pöbel verflucht und beschimpft werden. An solche Urtheile darf man sich nicht kehren. Der gros-

se Mann muſs sie ohnedem wegen des natürlichen Widerwillens, der zwischen ihm und den kleinen Geistern herrschet, unausbleiblich erwarten. Aber seine Stärke hilft ihm sie verachten. Dagegen gibt es zuweilen Hauptveränderungen, welche niemahls zum Nachtheile der Menschen ausschlagen können. So sind die Fortschreitungen in den Wissenschaften, die ein Bacon verursachet. Wenn dem groſsen Manne auch das Wohlwollen dabey gefehlt hätte: so würde man doch diesen Mangel kaum bemerken; weil der Nutzen und die Gröſse des Geistes bey seinen Werken zu sichtbar sind. Man muſs also bey der Beurtheilung groſser Männer die verschiedenen Sphären, darin sie ihre Kraft geäuſsert haben, wohl unterscheiden.

Nur sehr wenigen ist es von der Vorsehung zugedacht, daſs sie auf der Erde solche Veränderungen wirken sollen, deren alle Welttheile gewahr werden, und darnach die Gestalt eines ganzen Erdbodens verändert wird. Mir däucht, daſs die Geschichte nur zwey Beyspiele von dieser Art liefere. Es sind die zwo Entdeckungen eines Weges zur See nach Ostindien und eines vierten Welttheiles. Alle andere groſse Umkehrungen haben sich in ihren Folgen doch

nur auf gewisse Länder oder auch Welttheile eingeschränkt. So müssen sich die meisten grofsen Männer begnügen, dafs ihre Geschichte nur einige Völker angehe, andern aber gänzlich fremde sey!

Jenem ist das Los zugefallen, dafs er die Bahn, welche er durchlaufen soll, mit Blut besprenge; und zu seinem Ziel, das ihm vorgesteckt ist, über Leichenhaufen wandle.

— — — debet hic legibus aeui
Multas, ante suam, mortes *). —

Er fährt daher wie ein Brausen des Meeres; Sturmwinde sind seine Brüder, und Erdbeben seine Verwandte. „Er macht die Welt zittern, „und Königreiche beben; den Erdboden ver-„wandelt er in eine Wüste, und gibt nicht „los seine Gefangene." Schaaren abgeschiedener Seelen, die er aus ihren Wohnungen vertrieben hat, gehen vor ihm in die andre Welt hinüber, und verkündigen seine Ankunft. „Kömmt „er: so heifset die Hölle alle Heerführer der „Welt, und alle Könige der Völker vor ihm „von ihren Stühlen aufstehen. Aber sein Leich-

*) Dem ewigen Schicksal ist dieser noch viele Todesopfer vor dem Seinigen schuldig.

Lucan.

„nam ist verworfen von seinem Grabe, wie „ein verachteter Zweig; wie ein Kleid der Er„schlagenen, so mit dem Schwerte erstochen „sind, und hinunter fahren zu dem Steinhau„fen der Hölle; wie eine zertretene Leiche"*).

Andere grofse Männer laufen zwar auch die Bahn des Helden; aber noch vor dem Abende ihres Lebens wird es ihnen vergönnet, die übrige Zeit in dem Umgange der Musen zuzubringen. Die Künste des Friedens wischen ihnen den Kriegerschweifs von der Stirne, und dichten und mahlen und tönen ihnen die Güter und die Segen der Ruhe vor. „Die Flüsse, „die vorher vor dem furchtbaren Helden er„schrocken flohen, lassen sich jetzt von ihm „in seinen Gärten zu ergetzenden Wasserkün„sten freudig brauchen" **).

Noch gibt es in den politischen Kreisen eine Art grofser Männer, die, wenn ich so sagen könnte, den ganzen Staat umwälzen; und ihm in Absicht auf seine Verfassung, auf seinen

*) Jesaiä Prophezeyung, C. 14. 9.

**) Quem modo pallebant fugitiuis fluctibus amnes
Terribilem bello, nunc docta per otia princeps
Pacis amans, laetos dat in hortis ludere fontes.
Sauteil für die Statue des grofsen Condé
in den Gärten zu Chantilly.

Handel, eine ganz andere Lage geben: ohne dafs dabey Häuser einstürzen und Menschen erschlagen werden. Es kömmt auch hier darauf an, ob die Umwälzung von guten Folgen begleitet, und in einer guten Absicht unternommen sey. Hier trifft man grofse Männer an, die Tyrannen sind, und andere, die Befreyer ihres Landes werden. Aus diesem Charakter läfst sich bald ihr Verdienst bestimmen. Doch wir müssen nun die grofsen Männer, welche nicht eigentlich in dem politischen Kreise laufen, näher betrachten. Wenn man über die Zeit nachdenkt:

„Et le Grand Condé pleurant aux vers du
„Grand Corneille:"

So weifs man Anfangs nicht, wem man den Vorzug der Gröfse geben soll. Und in Absicht der blofsen Geistesgröfse wird es allezeit unentschieden bleiben. Allein, da wir zum grossen Manne auch die Stärke der Seele rechnen: so mufs wohl der Ausschlag bald zum Vortheile der ersteren geschehen. Unterdessen kann man doch die höhern Geister in allen Wissenschaften, in allen schönen Künsten, in allen Theilen derselben auch grofse Männer darin nennen. Denn sie stiften Revolutionen:

und gemeiniglich brauchen sie dazu auch Stärke der Seele. Sie sind es, die die Perioden in der Geschichte einer Kunst oder einer Wissenschaft bezeichnen. Das menschliche Wissen wird durch sie der Erkenntniſs höherer Geister näher gebracht; sie öffnen manchmahl nur eine, manchmahl etliche Aussichten zu neuen Begriffen; und diese sind Lectionen, an denen alle andere gewöhnliche Geister oft mehrere Jahrhunderte hindurch mit Nutzen lernen; bis sie nähmlich alle schon vorher bekannte Ideen mit den neuen verglichen, und von allen Seiten zusammen gehalten haben.

Jeder, der in den Künsten des Friedens groſs ist, kann sein Verdienst aus der Wahrheit beurtheilen: „daſs alles, woran die mora„lische Schönheit des Menschen einen Antheil „haben kann, für die menschliche Natur vor„theilhaft und ersprieſslich sey."

Zu solchen Zeiten, wenn unter den Menschen noch alles roh, noch alles unangebauet ist: dann kann die Erfindung der Weinkelter, des Pfluges, des Spinnrockens, des Weberstuhles den Titel zum groſsen Mann verschaffen. In andern Zeiten scheint man nicht unter einen gewissen Grad der Feinheit und

Brauchbarkeit in den Gedanken herunter steigen zu dürfen, wenn man noch ein groſser Mann heiſsen will. Der Bildhauer, der Mahler heiſst noch ein groſser Mann; der Tanzmeister schon nicht mehr, wenn er es auch in der theatralischen Tanzkunst aufs höchste gebracht hätte. Vielleicht unter andern aus dem Grunde nicht mehr: weil das Werk, das er liefert, nicht dauerhaft ist, sondern gleich wieder vergeht, und also auch den Nachkommen zur Entwickelung ihres Geistes nicht mehr dienen kann. Das nähmliche mag wohl auch von dem Schauspieler gelten.

Überhaupt also darf man vielleicht sagen, daſs jedes dauerhafte Werk, welches zur Entwickelung der Seelenkräfte einer Nation dienet, daſs dieses Werk mit Recht den Titel des groſsen Mannes verschaffe.

Man hat viel vom groſsen Manne geschrieben. Aber ich darf es sagen, daſs man ihn nur selten aus dem wahren Gesichtspuncte, und in den verschiedenen Kreisen, darin er wirket, betrachtet hat. Wäre dieſs geschehen; so würde man bald gefunden haben, daſs jedes Volk seine eigene groſse Männer nach verschiedenen Gattungen habe, und daſs jemand verdienen

könne, unter einem gewissen Volke ein grofser Mann zu heifsen, der unter einem andern Volke wohl hunderte finden kann, die ihm, was die äufsere Werke anbetrifft, gleich kommen.

Ich schliefse mit einer Anmerkung über den grofsen Mann, die einigen andern unrichtigen Urtheilen begegnen soll.

Es ist fast zum Sprichworte geworden: „Der grofse Mann verschwindet vor den Au„gen seines Kammerdieners." Dieses Sprichwort mag uns Leute vom gewöhnlichen Mafse trösten; aber näher untersucht, — ist es nicht wahr. Der grofse Mann kann nicht verschwinden. Er ist eben derselbe, er mag zu Pferde, oder in der Garderobe sitzen, und dem Feldmarschalle, der auf dem Nachtstuhle über den Plan seines Feldzuges nachsinnend in einem Kupferstiche vorgestellet worden, ist dadurch nichts an seiner Gröfse genommen. Nur wenn ein Mann auf der glorreichen Bahn, auf die er sich gewagt hat, Schwächen zeiget, nur alsdann leidet seine Gröfse einen Abgang. Eben so war das Schicksal des olympischen Streiters. So bald er innerhalb der Schranken war: so durfte er nicht mehr straucheln. Aber wenn er

außer den Schranken an die Erde fiel: wer wollte ihm deßwegen seine Krone nehmen? Dieses Fallen außerhalb der Bahn, wo doch die Größe weder erlangt noch beurtheilt werden kann, sehen die Kammerdiener. Daher die Anekdoten, die man von dem Leben eines großen Mannes aufzeichnet. Daher das Register von Schwachheiten, das man an ihm bemerket. Daher die für bekannt angenommene Heldenschwachheit. Herkules in der Spinnstube; und Heinrich IV. am Abende nach einer gewonnenen Schlacht in einen Bauerkerl verkleidet, ein Bund Stroh auf dem Rücken, um sich damit heimlich zur Geliebten ins Haus zu schleichen. Was sollen wir sagen? Etwas anders ist die Vollkommenheit des ganzen Mannes: etwas anders seine Größe in öffentlichen Thaten. Der Dichter mag vollends antworten:

„Iam id peccatum; primum magnum, ma-
„gnum at humanum, tamen
„Fecere alii saepe, item boni*).

*) Dieß ist nun wohl ein Fehler; einmahl ein großer Fehler; groß, aber menschlich; andere haben ihn oft begangen; auch sonst brave Männer.

Terentius.

III. ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE DES SCHRIFTSTELLERS, DES KÜNSTLERS UND DES PREDIGERS.

Jeder Mensch, jeder Stand, ist zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in Andrer Augen hat, und entschädigt sich wegen des Verlustes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er selbst über seinen Werth fället; allein, nirgends ist wohl der Unterschied der Urtheile gröſser ausgefallen, als beym Verdienste des Schriftstellers. Er selbst hält sich beynahe für den unentbehrlichsten Menschen, und tausend andere, die keine Schriftsteller sind, begreifen kaum, zu was ein müſsiger Mensch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu schreiben, wohl nütze seyn könne. Ich will allemahl wetten, daſs kein Abschreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinsten Landstädtchen angetroffen werde, der sich nicht bey sich selbst für ein nützlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft ansähe als New-

tonen oder Leibnitzen; und der es nicht, wenn man ihn nur erst in Eifer zu setzen weiſs, auch sagte *). Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Gesellschaft ihren bestimmten Standort, ihre angewiesene Stätte, aus welcher sich ihr Beytrag zum gemeinen Besten ohne Schwierigkeit angeben läſst. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführet, läſst sich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meſsschnur nothdürftig bestimmen kann. Die Bemühungen des Schriftstellers gehen nicht so unmittelbar nach dem gemeinen Ziele hin. Er nimmt Umwege, scheinet, wie in einer krummen Linie, seine Richtung zu verändern, nicht immer in derselben Ebene zu bleiben, und ob sich gleich zuletzt sein Weg, vielleicht desto sicherer, zum Mittelpuncte des gemeinsamen Besten herab senkt; so ist er doch den Augen des groſsen Haufens zu verwickelt, als daſs sie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienst des Schriftstellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wornach dieſs bey den andern Ständen angehet.

*) Wofern ich annehmen darf, daſs er je von Newtonen oder Leibnitzen etwas gehört hat.

Seine Linie ist für viele zur Berechnung zu schwer. Wir wollen hier einen Versuch dazu machen.

Meine eigenen Urtheile werden manchen höchst seltsam scheinen. Ich bekenne es aber hier öffentlich, daſs ich nicht für die Eigenliebe, sondern für die Wahrheit schreibe.

Wir leben in einer Welt, wo ich es als ausgemacht ansehen kann, daſs Bücher unter den Menschen seyn müssen. Wir haben eine Bibel. Diese braucht mündliche und schriftliche Erklärungen und Wiederhohlungen: von diesem Puncte gehe ich aus, und setze vier Classen höchst brauchbarer Schriftsteller an, die ich auch für die obersten erkläre.

Ganz oben an stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, das heiſst, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand, geschrieben worden. Von solchen Schriften nur kann man mit Recht sagen, daſs sie für das Publicum ausgearbeitet seyen; und auch dem Publicum nützen. Denn was für ein Publicum haben wohl alle witzige Herren und Schriftsteller. Man

überrechne es einmahl. Setzt zwanzig Millionen Menschen für Deutschland. Die witzigste Schrift unter uns hat kaum achtzig Tausend Leser. Also ist ein solches Publicum der zwey hundert funfzigste Theil von Deutschland *), und die so genannten nützlichsten Wochenschriften sind immer neunzehn Millionen und neun hundert zwanzig tausend Deutschen unbekannt. Der Handwerksmann braucht sein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als dafs er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben sich in seiner Familie einige Schriften herunter geerbt, oder seine Frau hat sie ihm als einen Theil ihres Brautschatzes mitgebracht. Von dieser Art sind die Schriften eines Arndts, eines Scrivers, und andere; indem fast jedes Land seine eigenen Erbauungsbücher hat. Diese Schriften lieset der gemeine Mann; in diesen erbauet er sich. Sie und sein Morgen- und Abendsegenbuch (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden), haben dem

*) Ich nehme eine Auflage von 4000 Exemplaren an, und lasse einem jeden Exemplare zwanzig Leser zu; theils solche, die es nur gelehnt lesen, theils solche, die es wieder aus der andern Hand kaufen.

Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen Mahlen, die wichtigsten Dienste geleistet. Wenn der Fürst oder seine Diener Bluthunde und Gelderpresser sind; wenn sie dem fleiſsigen Handwerker nicht nur seinen Sparpfennig, sondern auch seinen Zehrpfennig wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann diese Menschenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft, wie unsichtbar, durch Wachen und Mauern durchgedrungen ist? Was, vor dem tödtlichen Bleye, das durch die Luft zischet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Brust des Wütherichs abhalten?— nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hinein geprediget worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in solchen trüben Tagen aus dem faſslichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daſs er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zusagen besser Wort halten werde, als sein meineidiger Landesvater. Sein Abendsegen, den

er mit seinem ganzen Hause lieset, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebethe anfängt: so kömmt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenschaften; eine gewisse Gelassenheit in sein Thun, wodurch seine Nachbarn und seine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelassenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächst dadurch bey ihm.

Das erbauliche Lied, welches das preufsische Heer auf dem Wege, zum Angriffe bey Lissa, sang, war zehn Heldengedichte und auch eben so viele Bataillone werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moralisten sammt und sonders! ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht! ihr Dichter, vom untersten Nachtgedankenschmierer bis zu Youngen und Klopstocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom schön lallenden Candidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht*)! Gesetzt

*) Bourdaloue, der gröfste Prediger seiner Zeit und vielleicht auch der Zeit nach ihm, schämte sich nicht, diefs zu gestehen. Er sprach von einem Fastenprediger und Missionär, dem das Volk zuhörte: „Dieser Mann", sagt er, „ist viel beredter, als ich bin. Seine Predigten ma-

auch, daſs eure Schriften dem gemeinen Manne verständlich wären: woher soll er zwey Hundert Thaler nehmen, um sie sich anzuschaffen? woher die Zeit nehmen, um sie zu lesen? Aber sie sind ihm nicht einmahl verständlich. Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muſs, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschick, noch Muſse, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig ist. Ich habe schon zweymahl unsere Bibel genannt. Wenn man sie auch nur aus dem Gesichtspuncte der unter dem groſsen Haufen gestifteten Erbauung be-

„chen, daſs man das wieder heraus gibt, was man in „den meinigen gestohlen hat."

trachtet: so ist schon das Verdienst ihrer heiligen Verfasser ganz überwiegend. Trost fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleische, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da sie zum Grunde legt, daſs kein Ansehen der Person vor Gott gelte, auch nicht der Unterschied der Geistesgaben: so bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreistigkeit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes: so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag herein gebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch; der sich der Witwen annimmt und die Waisen gnädig anblickt; der Könige wegschläudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reiſst und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter. Dieſs gibt ihm Geduld, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet, und, indem er zu seinem Gott seufzet, die grausamen Narren muſs laut sprechen hören: „es ist kein Gott!"

Der Nutzen unsrer Bibel würde freylich

nicht so ausgebreitet seyn, wenn wir sie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kann wohl schwerlich die Wichtigkeit und das Verdienstliche der Cansteinischen Anstalt am Hallischen Waisenhause würdig genug preisen. Dieses Haus hat allein durch die Veranlassung und Beförderung dieser Anstalt den preufsischen Staaten und dem ganzen Deutschlande unschätzbare Vortheile verschaffet. Wäre es denn nicht möglich, diese Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsschriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen werden, neben den vielen Preisen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künstler ausgesetzet sind, auch einige Kosten an die Auflage solcher Schriften zu wenden? wäre es dahin zu bringen, dafs in jedem Amte den ärmsten Brautleuten dergleichen Bücher umsonst als ein Hochzeitgeschenk mitgegeben würden; und dafs die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob sie unter dem übrigen Hausgeräthe auch mit einer Bibel und mit einer oder zween erbaulichen Schriften versehen wären? Aber noch einmahl, um alles willen, was

uns lieb ist! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiſse? Nicht das unsinnige wiedergekäuete, und ekelhaft in einander gedrehte Geschwätze über den so genannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchlerischen Schmeicheleyen, die man sich selbst dabey sagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid heraus gestossen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Finstere grausame Menschenbetrieger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet: daſs sie nähmlich nicht denken sollen, und doch schreiben wollen! man darf sie nur auf einen einzigen Probierstein legen, um sie falsch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Christ seyn, und zugleich ein fleissiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie sie es verlangen, in der unthätigen Wachsamkeit über seine innere Kampfveränderungen verharren, und doch seines Berufes warten? unmöglich. Nun ist aber das letztere befohlen. Also ist ihre Forderung bloſser Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulein, und andere Personen aus eben der Classe ein-

gerichtet ist; die schwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schwestern von einerley Stoffe und Berufe zum Besuche führt, damit sie von der Gnade schwatzen können und von der Ruchlosigkeit ihres Nächsten; von dem Verderben, dem sie entgangen sind, und das auf Andere wartet; von den Lüsten, mit denen sie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Metaphysik über das menschliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philosophie über dasselbe ist für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beydes nicht. Treu und fleiſsig in seinem Berufe wandeln; seinen Obern gehorchen; seinen Lüsten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen! dieſs muſs er lernen; dieſs muſs ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darin wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sänger anstatt der Arbeiter! keine Besuche um Gewissensfragen sich auflösen zu lassen, an-

statt der Berufsgeschäfte; keine eingebildete Anfechtungen anstatt des Schweifses im Angesichte; keine Selbsterfahrne anstatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz, kein seufzendes Gesindel anstatt rechtschaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger! und bürgerliche Christen!

Wenn unter den Neuern einige Schriftsteller sich finden, welche wahre und verständliche Erbauungsschriften herausgegeben haben: so verdienen diese eben so gut als die Werke ihrer Vorgänger durch eine milde Stiftung dem armen Manne in die Hände gebracht zu werden. Und es werden deren so viele nicht seyn, welche diese Kosten erfordern.

Nach den Erbauungsschriften für den gemeinen Mann gebe ich den höchsten Rang solchen Schriften, die zur Erleuchtung der Könige und Herrscher und ihrer obersten Staatsbedienten geschrieben sind; woraus sie Liebe für alle Menschen; Barmherzigkeit gegen ihre Unterthanen; Erduldung gegen alle Religionsparteyen; Sparsamkeit und noch einmahl Sparsamkeit in ihren eigenen Ausgaben; Hochachtung für die Freyheit des Menschen und des

Bürgers; Einsicht in die Gesetze und Überzeugung von dem Glücke und der Hoheit des Friedens lernen mögen. Montesquieu's Bildniſs, mit der Unterschrift:

Erudiebam Reges!

Wenige gelangen dazu, daſs sie von solchen Zeugnissen vor Königen reden dürfen, und gehört werden! es fordert nicht bloſs Eifer und Dreistigkeit; es fordert über dieſs auch vorzügliche Geistesgaben, Anmuth, und jene allen merkliche Überlegenheit an Einsichten, welche vor einem Lehrer demüthiget, ohne zu beschämen.

Ich lasse darauf die Arbeit eines Tissot folgen. Dieser rechtschaffene Armenfreund hat seine Talente zu einer Schrift angewandt, darin er den Armen und den Unwissenden Rathschläge ertheilt, wie sie in Krankheiten nicht bloſs der Heftigkeit der Anfälle, sondern auch der Wuth der Vorurtheile entgegen streben sollen. Welche edle Bemühung, die grimmigen Vorurtheile zu bestreiten; die dem Staate so viele tausend Bürger entreissen, noch mehrere unbrauchbar machen, und die Würgengel unter einem Volke gleichsam naturalisiren. Sobald man diesen Verfasser persönlich kennt, und

aus seinem Umgange überzeugt wird, daſs wahres Wohlwollen ihm die Feder in die Hand gegeben: so muſs sein Verdienst in den Augen des Kenners noch weit höher steigen. Seine Schrift gehört unter die Anzahl derer, welche so wohlfeil sollten gedruckt werden, damit sie, wo nicht jeder Hausvater, doch jede Gemeinde sich anschaffen könnte. Er hat seitdem Andere erwecket, die ihm nachgeahmet, oder die wenigstens ein Gleiches gethan haben. Noch Andere sind andern schädlichen Vorurtheilen entgegen gegangen*), und die Rechenkunst, welche Menschen zählet, ist ein Mittel geworden, Irrthümer zu tausenden zu vertreiben. Mahomet sah einst im prophetischen Geiste seine Nachfolger in der Regierung vor sich. Unter andern erblickte er den Moauvi; und brach darüber in den Seufzer aus: „o Gott! lehre den „Moauvi schreiben und rechnen!" wir können wohl noch dazu setzen: „und gib allen seines

*) Die Hexereyen und Teufelsbesitzungen sind eine lange Zeit hindurch die schrecklichsten Krankheiten des menschlichen Geschlechtes gewesen. Wahre Seelenärzte haben sie vertrieben; und den gemeinen Mann noch immer mehr von diesem Wahne befreyen, heiſst ihm eine grosse Wohlthat erweisen. Herr D. Semler in Halle hat neuerlich das Seinige dabey gethan.

„Standes die Süſsmilchischen Tabellen als ihr „Einmahleins in die Hände!"

In kleinen Staaten, darin die Gesetze so wenig und so einfach sind, daſs sie von jedem können begriffen und ohne Auslegung verstanden werden; darin die Rechte der mancherley Glieder sich so nahe kommen, daſs ein jeder des andern Vorzüge ohne Wehmuth und Verdruſs lesen kann; darin endlich die gesetzgeberische Gewalt so gleich ausgetheilt ist, daſs jeder gleich genauen Unterricht darin bedarf: in solchen Staaten muſs jeder Bürger ein Corpus Juris bey der Hand haben. Es kann in der Form eines Staatskatechismus abgefasset seyn, darin die erste Frage wäre: „welcher Regie„rung bist du?" und die erste Antwort: „ich „bin ein freyer Mann." Wenn ein solches Buch gut abgefasset und in jedermanns Händen wäre: so müſste es seinen Verfasser in die vierte der angegebenen Classen setzen. Allein, weil ein solches Buch von der Gesetzgebung selbst zu besorgen wäre: so darf ich es nicht wohl als eine Privatarbeit betrachten; die vierte Classe kann also beynahe wegfallen, und wir können mit jenen dreyen die Schriftsteller, deren Verdienst oben an stehet, aufhören lassen.

Nun muſs ich mir den Weg zur Beurtheilung aller übrigen Arten von Schriftstellern bahnen.

Unsere bürgerlichen Gesellschaften haben so, wie sie jetzt beschaffen sind, eine Menge von Kenntnissen nöthig, die man füglich unter zwo Gattungen bringen kann. Die eine mag die Regeln zur Ausübung der verschiedenen Künste und Gewerbe enthalten: die andere aber die Theorien zu diesen Regeln. Die Regeln selbst können entweder mündlich, wie es noch immer bey tausend Gewerben geschieht; oder schriftlich überliefert werden. Bey der Theorie geht dieses nicht so gut an: und diese scheint unumgänglich einen schriftlichen Vortrag zu erfordern. Man wird nicht einwenden, daſs die Regeln ohne Theorie hinreichend seyen; da alle Tage noch immer gezeigt wird, wie aus der Theorie die Regeln verbessert werden.

Man kann also einmahl annehmen, daſs es zu der jetzigen Beschaffenheit unserer Staaten hochnützlich sey, eine groſse Menge von Kenntnissen durch Schriften auszubreiten.

Wenn man eben diese Staaten noch genauer und unter einer andern Wendung ansieht: so findet man, daſs sich nach und nach vom ge-

meinen Manne eine Gattung Menschen abgesondert habe, die ihren Verstand und Geschmack an tausend Dingen, deren Gestalt dem erstern gar niemahls vorgekommen, geschärfet; und welche denn auch den Einfluſs dieses Verstandes und dieses Geschmackes auf ihr Betragen merken lassen — es sey nun zum Guten oder zum Bösen.

Dieser leichten Beobachtung gemäſs, darf man wohl zweytens als eine leicht zu erweisende Wahrheit annehmen, daſs, wenn einmahl unter dem so genannten feinern Theile einer Nation ein gewisser Einsatz an Einsichten und Geschmack vorhanden ist, beydes, wo nicht immer vermehrt und erhöhet, doch wenigstens auf dem nähmlichen Grade erhalten werden müsse, weil sich sonst beydes verschlimmert, und sodann auch die Sitten.

Endlich füge ich das dritte hinzu: eine Kenntniſs biethet immer der andern die Hand, und wo man erst eine bis zu einem gewissen Grade treibt: da muſs man sie alle treiben!

Damit ich nicht durch Einwendungen aufgehalten werde; will ich noch erklären, daſs ich alle erweislich schädliche Bücher und Kenntnisse gänzlich ausschlieſse: nur muſs man dagegen auch wieder so billig seyn, und wegen

des Miſsbrauches dem guten Gebrauche keine Vorwürfe machen.

Jetzt wird man begreifen, warum ich zu Folge meines zweyten Satzes alle Genies, in welcher Art von Kenntnissen sie auch arbeiten, hervor treten lasse, und sie unter den übrigen Schriftstellern für die feinere Welt oben an stelle.

Man wird ferner begreifen, daſs der Nutzen einer jeden Kenntniſs, die zu einem Staate, wie es in unseren Zeiten ist, gehöret, doppelt könne angegeben werden: einmahl, wiefern das Wissen sogleich einen gewissen Vortheil im Staate erzeuget: hernach, wiefern es mit anderm Wissen zusammen hänget, und demselben zum Grunde dienet. Da nun aber die Vortheile für den Staat, besonders wenn sie nicht ganz wesentlich sind, bald so, bald anders können geschätzet werden; da die Verbindung unter den Wissenschaften bald durch diesen Gang, bald durch einen andern, kann durchgeführt werden: so muſs jedem in die Augen leuchten, daſs es unmöglich falle, einen festen Rang unter den übrigen Schriftstellern anzugeben; wobey nähmlich der Entscheidungsgrund aus dem Nutzen, den sie stiften, hergenommen wäre. Dieſs überhebt mich der Mühe, aus verschie-

denen Vorreden zu sammeln, was der Grammatiker, der Wörterbuchschreiber, der Sternkundige, der Dichter, der Scheidekünstler, der Geometer, der Alterthumskundiger, der Rechenmeister, der Zergliederer, der Geschichtforscher, der Wapenkenner, der Metaphysiker, der Moralist, der Münzenverständige, der Zeitrechner, — der Insectensammler, was jeder zum Beweis des Nutzens seiner Kunst anbringt. Wo sich manchmahl der unmittelbare Vortheil des Staates nicht zeigt: da ist hingegen der Zusammenhang mit andern unentbehrlichen Kenntnissen so stark, daſs jedes Urtheil der Unbrauchbarkeit, wenn es eben sollte ausgesprochen werden, von dem Vernünftigen noch zurück gehalten wird. Ich stelle mir Sclaven vor, deren jeder in einem Gange eines Labyrinthes wohnet, und nach einem in der Mitte angelegten Deiche Wasser tragen muſs. Jeder rühmt dem andern seinen Gang als unentbehrlich, weil ihn der Weg nach dem Deiche hin dadurch tragen würde. Die Ruhmsucht verleitet ihn, auch den Fuſsboden, und die grünen Seitenwände seines Ganges über alle andere zu erheben. Kann man denn nicht dieses Lächerliche mit einem sanften Lächeln über-

sehen? Um den Deich herum sitzen der Sclaven Herren und Gebiether, und einige darunter sind so erleuchtet, dafs sie nur diejenigen Sclaven, welche sie vollends den Eimer hertragen sehen, für nützlich halten; die andern aber, welche mühselig genug in den Gängen ihre Eimer an jene abgeliefert haben, für ganz unbrauchbar ansehen. Müssen wir nicht in unsern trefflichen Zeiten fast täglich ähnliche Urtheile hören, wodurch nur dessen Gelehrsamkeit für brauchbar angesehen wird, der die verschiedenen Grasarten, und die verschiedenen Dünger, und die verschiedenen Staaten kennet? Sie ist brauchbar diese Gelehrsamkeit. Wer läugnet es? aber warum mufs denn gerade aller menschlicher Scharfsinn auf die Befriedigung dieser geistlosen Bedürfnisse eingeschränkt seyn? gibt es keine edlere, die unseres Nachdenkens würdig sind? Auch hier gilt es: „der Mensch lebt und denkt nicht vom Bro„te allein." Wahrhaftig! Wenn die Absicht alles Wissens nichts weiter als pflügen und melken ist: so können wir durch Überlieferungen weit besser dazu kommen, als durch Bücher.

Wornach ist denn endlich das ganze Verdienst des Schriftstellers zu bestimmen? Sei-

nen Beytrag zum gemeinen Besten haben wir gesehen. Einigen davon empfindet jeder Staat zu seiner Sicherheit und Bestandheit, wenn ich so sagen darf: und diesen liefern jene drey obern Classen. Andern wendet er nur zu seiner übrigen Blüthe und Wohlfahrt an; und dabey läſst sich, wie wir gesehen haben, nichts genau bestimmen.

Es kann für den Leser einer nützlichen Schrift gleichviel gelten, ob sie aus wahrem Wohlwollen, oder aus andern Bewegungsgründen aufgesetzet worden. Jeder Schriftsteller muſs zwar dieſs an sich selbst beurtheilen: Andere aber können ihr Urtheil nicht wohl darnach bestimmen. Der ganze Umfang der Stärke der Seele wird gar selten zur Ausarbeitung einer Schrift angewandt. Geduld und Stätigkeit zwar: aber diese gehören zu allen Arbeiten. Was die höchst seltenen Ausnahmen hierin ändern: läſst sich alsdann leicht hinzu setzen. Was bleibt denn also übrig? — Nach den Gaben, nach der Anmuth, nach den Talenten, womit ein Werk geschrieben ist, dasselbe beurtheilen, und jedem die Freude überlassen, daſs er es für das Nützlichste halte, was nur habe geschrieben werden können. Immer-

hin mag jedem — seine Arbeit vorzüglich gefallen. Dadurch wird der nöthige Enthusiasmus erhalten, ohne welchem nichts zur Vollkommenheit, nicht einmahl zum Seyn gedeihet. Die gemeine Wohlfahrt verliert nichts dabey, und jeder in seinem Gange liefert seinen Eimer. Beyläufig läſst sich auch daraus erklären, warum die Genies in verschiedenen Arten mit so vielem Kaltsinne, auch wo der Neid sich nicht darein mischet, von einander sprechen. Keiner kann dem andern die Gröſse des Geistes abläugnen: nur jeder hält des andern Arbeit für sehr entbehrlich.

So, wie es mit dem Range der Wissenschaften und Künste überhaupt stehet: eben so trifft es ein bey dem Range der verschiedenen Theile einer Wissenschaft und Arten einer Kunst. Ich will die Anwendung gleichfalls nur mit den ersten Strichen an einer Kunst zeigen, die von dem einen für die göttlichste gepriesen, und von dem andern für die eitelste geschimpft wird. Jeder rathet schon auf die Dichtkunst.

Was davon zur gemeinen Erbauung angewandt wird, hat oben schon seinen Platz, und bringt auſser dem dahin Talente mit, die un-

streitig dem Verdienste noch einen gröſsern Glanz geben.

Bey den Alten war die Tragödie eine Schule der Könige. Dort ward ihnen das Schicksal der Unterdrücker, und das allgemeine Erbtheil der Menschen vorgewiesen. Auch Tyrannen weinten vor der Schaubühne, ob sie gleich sich der Thränen schämten. Noch in unsern Zeiten fällt ein

Soyons Amis, Cinna!

in die Ohren der Prinzen und oft in ihr Herz, und bringt manchmahl Früchte.

Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daſs die Kriegeslieder des preussischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müſste er, in den preussischen Staaten, unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen erhalten.

Aber für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch, Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Ich untersuche jetzt nicht, ob es nöthig sey, daſs die ganze Nation einen andern Geschmack kriege, als sie vor siebzig oder achtzig Jahren gehabt hat; aber wenn es nöthig ist: so haben Gellerts Fabeln den ersten Grund dazu gelegt. Sie haben sich nach und

nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird *), eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beyden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat. So ohngefähr urtheilt man nicht von der Luft eines Landes, nach der Luft, die man in einer auf dem höchsten Berge angelegten Wohnung athmet; sondern nach der, die in den Ebenen und nahe bey Städten oder Dörfern eingezogen wird.

Ich habe hier nur auf unsers Gellerts Fabeln gesehen:

> Fama hominum merces sit versibus aequa profanis:
> Mercedem poscunt carmina sacra Deum **).

*) Man kann die Beobachtung leicht selbst anstellen. Fragt die erste beste Landpredigertochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den Werken anderer unserer berühmten Dichter? kein Wort.

**) Aus Rollins Grabschrift auf den Sauteuil.

Man wird nun ohne Schwierigkeit die Stelle für alle moralische Dichter und überhaupt für alle moralische Schriftsteller finden. Sie müssen für einen ansehnlichen Theil der Nation arbeiten, dessen Geschmack und Sitten wenigstens nicht sinken sollen. Ob sie es zum Verbessern bringen, ist eine andere Frage. Doch muſs man auch nicht ungerecht gegen diese Schriftsteller seyn. Oft haben sie im Verborgenen Gutes gestiftet. Wer will ihnen jede tugendhafte Empfindung, die sie erreget; jeden rechtschaffenen Entschluſs, den sie veranlasset; jede ernsthafte Reue, die sie erwecket; wer will es ihnen nachrechnen? Es bleibt auch hier das wahre Merkmahl eines guten Buches. „Jedes Buch ist gut, das einige Leser zu einer „guten Bewegung und Entschlieſsung bringt." Nur muſs Horaz nie vergessen werden, der uns aus dem Munde eines berühmten Rechtsgelehrten deutlich lehret, daſs dieſs alles bloſs von gut geschriebenen Gedichten und moralischen Schriften gelte: denn

Si mala condiderit quis carmina; ius est
Iudiciumque

die Dichter erscheinen nicht ohne Gesellschaft; das ganze Chor vortrefflicher Künstler drängt

sich zugleich zu dem Verdienste vor, das jenen zuerkannt wird. Ein Miserere vom Allegri; ein Stabat Mater vom Pergolese; eine Passion vom Graun mit Ramlers unvergleichlichem Texte; eine Verklärung vom Raphael, ein jüngstes Gericht vom Michael Angelo können und müssen eben dieselben Wirkungen, wie das beste Gedicht, hervor bringen; ja manchmahl noch grössere. Denn es ist ihnen eigen, nicht nur, daſs sie in den Zimmern der Groſsen theure Wahrheiten predigen, sondern auch, daſs sie dieselbe unvermerkt predigen und gern gehört werden. Ein Domitian, der in seinem Zimmer einsam Fliegen fängt, bleibt vielleicht bey dem Gemählde betrachtend stehen, wovon er eben eine Fliege weggehaschet hat: er würde aber niemahls ein Buch in die Hand genommen haben. Über dieſs denkt man bey den Lehren des Dichters immer an den Mann, der sie nieder geschrieben hat, und bildet sich ein, daſs alle solche Lehren nur nach der Denkungsart des Dichters wahr seyen. Aber bey der Mahlerey scheinen die Sachen und die Natur selbst zu reden, und man muſs auch wider Willen Ehrfurcht für ihre Aussprüche haben.

Anakreontische Lieder und Küchenstücke

mögen wohl in einerley Range stehen, und ihnen kömmt zu gut, was wir erinnert haben, daſs alles müsse angebauet werden, wenn man sich einmahl zum Anbaue verstanden hat. Eben so muſs man sich erinnern, daſs die Genies in allen Arten heraus treten und sich zusammen in eine Reihe stellen. Mir däucht, man könnte sie mit den Generalen der verschiedenen Corps einer Armee vergleichen. Das ordentliche Fuſsvolk wird von den Kennern der Kriegskunst höher geschätzt, als die leichten Streiftruppen; aber der General der letztern führt seinen Titel so gut als der General des erstern.

Alle schöne Schriften und Werke der Kunst haben also wenigstens dieſs Verdienst, daſs sie einmahl den Geschmack einer Nation in allen Arten ausbilden, verbessern oder festhalten, hernach, daſs sie der Verschlimmerung der feinern Empfindungen und der Ruchlosigkeit der Sitten Einhalt thun, indem sie das Gute unter neuen Einkleidungen vortragen, und durch solche Erneuerung angenehm machen.

In einer Sprache geschrieben haben, darin man mehreren Nationen verständlich ist; und in mehreren Arten der Wissenschaften und Künste sich hervorgethan haben, muſs noth-

wendig ein vermehrtes und zusammengesetztes Verdienst geben.

Nicht alle Gelehrte sind Schriftsteller *)! dem Himmel sey dafür gedankt! Unser sind ohnedem schon zu viel; und es möchte immerhin einer die Worte des Hofnarren ausrufen, der zu einigen spaſshaft seyn wollenden Herren sagte: „meine Herren, wir bringen uns „ums Brot!" Hingegen sind solche nichtschreibende Gelehrte zu gewissen Ständen des Staates angewiesen, und können sich von dorther ihre Verdienste, wenigstens ihr reichliches Auskommen, herhohlen. Die Masse der Gelehrsamkeit, welche sie unter einer Nation mit erhalten helfen, muſs allerdings auch in Betrachtung gezogen werden; allein ich werde mich nicht dabey aufhalten; der einzige Stand der Prediger verdient eine Ausnahme, weil sein Werth aufs unbedachtsamste ist angegriffen worden.

Man kann die Denkungsart unserer Zeiten den Inbegriff solcher Aussprüche nennen, nach welchen die nützlichsten Sachen für unbrauchbar erklärt werden, weil man einen Miſsbrauch

*) Der umgekehrte Satz ist leider auch wahr; nicht alle Schriftsteller sind Gelehrte!

dabey entdecket hat. Dem gemeinen Manne würde es nicht einfallen, um eines solchen Mifsbrauches willen, den er längstens auch gesehen hat, die ganze Sache zu verwerfen: aber Leute, die nicht zum Pöbel gehören, haben es zu dieser Feinheit im Schliefsen gebracht und ihr den Nahmen Philosophie gegeben. Nirgends hat sich diese Philosophie mit mehrerem Glanze gezeigt, als bey der Beurtheilung des Predigerstandes. „Wozu nützt wohl der gan„ze Predigerstand? Könnte nicht der erste be„ste vernünftige Mann auf die Kanzel steigen, „und eine Rede von ohngefähr einer Stunde „hersagen?" — O ja! — „Warum richtet man es „denn nicht so vernünftig ein?" — um des kleinen Umstandes willen, weil durchs Predigen noch nicht alles gethan ist. Zum Amte des Predigers gehört auch die Seelsorge. — Ein unverständliches Wort — ich hätte es vermuthen sollen; um mich denn etwas mehr nach der Fassung meines Gegners zu richten, wollen wir den Theil der Seelsorge, welcher sich auf das andere Leben beziehet, vorjetzt bey Seite setzen, und das übrige nur eine gewisse Sittenaufsicht nennen. Nun behaupte ich, dafs kein Staat ordentlich verwaltet werden könne,

ohne dergleichen Aufseher, zu denen der gemeine Mann nicht nur ein grofses Zutrauen häge, sondern für die ihm auch eine gewisse Ehrfurcht, die das Amt selbst erwecken mufs, eingeprägt sey. Um das, was ich behauptet habe, zu unterstützen, fordre ich blofs mir einzuräumen, dafs Kriegsräthe, Acciseinnehmer und Thorschreiber allein, ein Reich nicht glücklich machen; und nicht hinreichend seyen, weder ein aufrührerisches Volk im Zaum zu halten, noch ein ruhiges zu seiner Pflicht anzutreiben. Unsere nächste Frage ist, ob denn diese nothwendigen Sittenaufseher geistlich oder weltlich seyn müssen? — gut; aber ehe wir die Antwort zur Frage suchen, wollen wir uns erst um ihren Sinn vereinigen. Sagt sie so viel, ob nicht neben dieser Sittenaufsicht noch eine andere ganz davon verschiedene Bedienung in einer einzigen Person verbunden seyn könne: so verneine ich sie geradezu, weil das eine oder das andere Amt darunter leiden würde. Sagt aber die Frage so viel, ob nicht dem Weltlichen ein gewisser Grad der Heiligkeit könne mitgetheilt werden, der ihm die Führung seines Amtes erleichtere: so wollen wir es sogleich bejahen, und noch hinzu setzen, dafs

sogar dieser Grad der Heiligkeit bis dahin müsse verstärkt werden, damit der Sittenaufseher im nöthigen Falle auch vor dem Obersten des Volkes noch ungescheuet Wahrheiten sprechen dürfe, wo schon alle andere schweigen.

Wenn diefs ist, wie es auch seyn mufs: so sind diese Weltliche alsdann Geistliche für die eine Hälfte der Seelsorge; und der Zwist kömmt vielleicht nur noch auf die Farbe des Kleides an, welches sie tragen sollen.

Lafst doch einmahl die Herren, welche so unbesonnen wider den geistlichen Stand sprechen, lafst sie doch einmahl in die Fälle kommen, wo sie der Hülfe des Geistlichen bedürfen. Lafst den Officier, nach einem unglücklichen Feldzuge, zur Ergänzung des Regiments in seinen Canton eilen, wo inzwischen der Feind wüthend gehauset hat. Der Bauer hat schon sein Letztes daran gestreckt; hat nichts mehr, als seine und seiner erwachsenen Kinder Hände. Was kann er wohl noch verlieren, wenn er sich dem Officiere, der ihm seine Söhne nehmen will, widersetzet? Das junge unbärtige Gesicht wird, auch mit dem Beystande seiner zween bärtigen Unterofficiere, wahrhaftig keine ganze Dorfschaft zwingen. Strah-

len der Majestät fahren nicht von ihm aus; und ein Paar neu gelernte Flüche stoſsen leicht auf ein Paar alte, die eben so kräftig sind. Was will nun der junge Herr anfangen? von der benachbarten Dorfschaft Hülfe hohlen. Aber wenn ihn diese mit Knitteln wegjagte? O! hier ist kein anderer Rath als beym Geistlichen des Ortes. Dieser muſs am Sonntage seine Zuhörer aus dem Worte Gottes aufrichten; sie ermahnen, ihr Herz nicht an das Zeitliche zu hängen; sie zu bedenken bitten, daſs es eben derselbe Gott nehme, der es verliehen; sie erinnern, dem Könige zu geben, was des Königes und des Vaterlandes ist, auch die angebornen Unterthanen: und wenn schon der Prediger durch dergleichen faſsliche Gründe keine groſsmüthige Einwilligung erregt: so verhüthet er doch einen Aufstand *).

Es braucht eben nicht Krieg zu seyn, damit

*) Man hat während dem letztern Kriege etlichemahl die Predigt, wie eine Witterung, gebraucht, um die junge Mannschaft in der Kirche aufzuheben. Diese höchstsinnreiche List hat einmahl gelingen können; dagegen aber auf ganze Menschenalter den Nutzen, welchen der Staat in solchen Fällen von den Predigten hätte schöpfen können, vernichtet. Es dürfte schwer fallen, ein Beyspiel von einem gröſsern Mangel der Politik ausfindig zu machen.

der Geistliche den grofsen Einflufs, den er auf die Herzen seiner Zuhörer hat, zeigen könne. Wenn ansteckende Krankheiten ihnen ihre Angehörigen von der Seite reissen: wenn Seuchen, wenn Wasserfluthen, wenn Feuersbrünste, wenn Hagel das Bischen Hab und Gut rauben, wegschwemmen, verzehren, zermalmen: wenn jedes Herz zaget, und der Bettelstab fast an jeder Thüre lehnt: wer soll da in die Häuser gehen? wer aufrichten und trösten? Fürwahr weder der Officier, noch der Beamte. Beyde zeigen sich in solchen Umständen fast immer nur wie eine neue Strafe des Himmels; weil sie aller Unmöglichkeit ohnerachtet doch das gewöhnliche erfordern. Wer soll also den betrübten Unterthanen Muth einsprechen? Der Geistliche. Er mufs Hausbesuche abstatten; er mufs reden; das Wort Gottes bekömmt in seinem Munde wieder Kraft und Nachdruck für die Bekümmerten; denn sie können in solchen trüben Stunden weder lesen, noch verstehen, was sie lesen. Nur der Vortrag des Geistlichen schafft sich nach und nach Eingang. Der Bauer merkt auf, und merkt desto mehr auf, je älter sein Prediger ist. Warum sollte er nicht aufmerken? Der Mann spricht ja mit ihm, der ihn

getauft hat, der ihn zum Abendmahle vorbereitet hat, der ihn getrauet hat, der seinen Ältern, seinen Brüdern und Anverwandten, seinen Kindern, ihm selbst wohl in kranken Tagen zugesprochen, einigen darunter auf dem Todbette beygestanden hat; kurz, der bey allen Hauptveränderungen seines Lebens als eine wichtige Person mit zugegen gewesen ist. O die Reden eines solchen Mannes haben bey den Bauern Gewicht und Ansehen. Der vornehmste Rath und Officier können es sich nicht geben. Dazu kömmt nun noch, daſs der Bauer auch an den andern Theil der Seelsorge denkt, und seinen Geistlichen als den Mann betrachtet, der sich um das ewige Wohl seiner armen Seele bekümmert; welches er bey keinem andern Landesbedienten vermuthen darf. Und warum wollten wir es dem Bauer übel nehmen, daſs er ein wenig mehr, als Andere vielleicht, an seine Seele denkt? Kurz, man mag die Sachen ansehen, von welcher Seite man nur will: so muſs man immer gestehen, daſs der Stand der Geistlichen einer der verdienstvollesten Stände bleibe: und da wir auf jeden einzelnen Soldaten von der Würde seines Standes einen groſsen Theil ableiten: so kann ja

wohl auch jeder Geistlicher an dem Werthe des seinigen Theil nehmen. Man kann in beyden Fällen zuweilen das persönliche Verdienst bey Seite setzen. Das einzige mufs ich noch anmerken, dafs das Verdienst des Geistlichen abzunehmen scheine, je vornehmer er wird. Denn, wenn er keine Seelsorge mehr führet, und nur, wie ein französischer Bischof von Zeit zu Zeit auf eine zierliche Predigt denkt, nicht so wohl um seine Zuhörer zu erbauen, als um gelobt zu werden: so können wir fast, wie du Guesclin einst bey einer gewissen Gelegenheit zum Papste sagte, auch davon sagen: „ohne „die wollen wir wohl fertig werden!"

IV. ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE IM PRIVATLEBEN.

- - - - - - Quem te Deus esse
Iussit, et humana, qua parte, locatus es in re
Disce - - - - - - - - - - -

Lernet, Menschen, eure Posten kennen! Gott hat sie euch angewiesen; aber lernet auch, dafs

keiner vom Verdienste zu weit entlegen sey! die gröſsere oder geringere Ferne macht den ganzen Unterschied aus. Man kann die Menschen, welche in einem Staate leben, in zwo Reihen stellen. Die eine Reihe führt öffentliche Ämter und Bedienungen; die andere Reihe führt ein Privatleben. Wenn wir den Unterschied, welcher zwischen beyden vorwaltet, gut treffen: so verschwinden auf einmahl die falschen Vorstellungen, die man sich nur allzu häufig vom Privatleben macht.

Da jeder Staat eine mehr oder minder verwickelte Regierung erfordert: so sind ihm Personen nöthig, die, Kraft eines mit ihnen geschlossenen Vertrages, ihre Zeit und Kräfte solchen Handlungen widmen, deren nächste Absicht unmittelbar auf diese Regierung zielet. Und weil diese Regierung mit dem gemeinen Besten einerley ist, oder wenigstens seyn soll: so sagt man, daſs dergleichen Handlungen in ihrer vorgeschriebenen Richtung unmittelbar auf das gemeine Beste abzielen.

Allen andern, mit denen sich der Staat in keinen solchen Vertrag eingelassen hat, fordert er weiter nichts ab, als daſs sie ihm nicht schädlich seyen. Übrigens können sie ihre Zeit

und Kräfte nach ihrem Belieben anwenden. Die beliebige Anwendung der Zeit und Kräfte macht das Privatleben aus. Allein, da fast jeder Mensch mit seiner Zeit und seinen Kräften seinen eigenen Nutzen zuvörderst sucht, obschon auch aus demselben wieder etwas Gemeinnütziges entspringen kann: so nimmt man an, dafs im Privatleben meistens eine Beschäftigung vorwalte, wobey der Privatnutzen das Hauptaugenmerk sey.

Defswegen folget nicht, dafs jeder in Bedienung stehende Mann das allgemeine Beste in seinem Herzen als den obersten Bewegungsgrund empfinde. Jedermann weifs, dafs fast durchgehends die Besoldung die wahre Triebfeder der Dienste sey, und dafs fast alle in dieser Absicht Schweizer werden: point d'argent, point de Suisse. Allein, sobald doch der Mann in Bedienung arbeitet: sobald wirkt er zur Regierung des ganzen Staates; lafs auch das seyn, was es seyn mag, das ihn zur Arbeit antreibet.

Eben so wenig folget es, dafs der Privatmann sich niemahls bey seinem Gewerbe den gemeinen Nutzen vorsetzen könne oder dürfe. Aber so viel ist doch richtig, dafs, wenn er arbeitet, der gute Fortgang seines Gewerbes der

nächste Endzweck seiner Arbeit sey; wenigstens, daſs niemand etwas anders von ihm fordere. Der Vortheil, welchen das Ganze davon ziehet, kömmt ihm nur durch eine Art von Zurückwerfung zu, welche die Gesetzgebung gleich vom Anfange an künstlich zu veranstalten gewuſst hat.

Man sieht also wohl, daſs der Mann in Bedienung, was seinen Beruf angehet, näher am Verdienste stehe, als der Privatmann, weil die Handlungen des erstern unmittelbar in die Regierung einwirken und durch den Zutritt des Wohlwollens sogleich ihren wahren Adel empfangen. Die Handlungen des Privatmannes hingegen lassen diese unmittelbare Einwirkung in das gemeine Beste nicht an sich voraussetzen, und eben deſswegen scheint auch das Wohlwollen dabey nie sehr rein zu seyn.

Unterdessen bleiben doch dem Privatmanne noch Gelegenheiten genug übrig, darin er ersprieſsliche Dienste thun kann, und wir werden sie am rechten Orte anführen. Jetzt müssen wir das Privatleben nach seinen verschiedenen Charakteren untersuchen.

Das Privatleben, da man sich zu Ruhe setzet, stellet sich zuerst dar. Der groſse Mann, der

geraume Zeit hindurch das Steuerruder eines Staates geführet, gibt dasselbe in andre Hände, entweder, weil er die Abnahme seiner Kräfte fühlet, oder, weil er noch einige Zeit der Ruhe gönnen will, oder, weil Neid und Verfolgung die freye und heilsame Führung hindern. Was auch die Ursache seyn mag, die den grossen Mann aus dem Geräusche der Geschäfte in die Stille, und aus dem Gedränge in die Einsamkeit treibt: so scheint es doch, als ob er auch in seiner Einsamkeit noch immer die vorigen Verdienste zu erwerben fortführe. Sah man den Herzog von Sully in seinem stillen Aufenthalte nach seiner Abdankung: „so war es die „Würde der Tugend selbst, über welche Menschen und Könige und Höfe nichts vermögen. „Seinem ganzen Hause sah man die Grösse an, „die in seiner Seele war. Ein Aufwand, der „ins Prächtige, nicht ins Flitterhafte, fiel; ein „Staat, der Majestät andeutete, und Ehrfurcht „einprägte; so viele hundert Vasallen, die ihre „Unterthänigkeit bezeigten; eine erlauchte Familie, die die strengste Unterwerfung blicken „liess; lauter geräumige Säle, wo die schönen „Thaten Heinrichs IV. und seines Ministers darneben, vorgestellet waren; Thiergärten, wo,

„ohne Kunst, alles nur ins Groſse fiel; und „mitten unter diesen Gegenständen Sully mit „seinem schneeweiſsen Haare; in seiner Klei-„dung altmodisch, auf der Brust das heilige „Bildniſs seines Heinrichs tragend; seine Re-„den voll heiligen Ernstes; seine Blicke voll „Majestät; ein erhabener Sitz, der ihn von sei-„nen Kindern sonderte; die ehrenvolle Begeg-„nung, die in seinem Hause allen Greisen wi-„derfuhr; das mit Furcht vermischte Schwei-„gen, und die andächtige Ehrerbiethung der „jungen Leute, die von ihren Vätern an der „Hand geleitet wurden, um diesen groſsen „Mann zu sehen: alles dieses zusammen schien „etwas mehr als Menschliches darzustellen, „und brachte in den Gemüthern, auch wider „Willen, ich weiſs nicht was für eine Aufwal-„lung hervor, die in der Seele, zugleich mit „dem Erstaunen, auch groſse Gedanken erzeug-„te. O Sitten! nur allzu verschieden von den „unsrigen! Auf diese Weise lebte er dreyſsig „Jahre in der Stille, ohne sich über die Men-„schen und ihre Ungerechtigkeiten zu beschwe-„ren; seinen vorigen König betrauernd, dem „neuen getreu; hochgeachtet und angefeindet „von Richelieu; nachdem er alles überlebt, nur

„die Tugend nicht. Sie stieg mit ihm hinab in „seine Gruft; und der Tod schloſs einen Le- „benslauf von zwey und achtzig Jahren, da- „von funfzig für das Wohl des Staates ver- „braucht waren, und die übrigen es hätten „seyn können" *).

In der That, wenn ein solcher Mann sich nur sehen läſst: so reift ihn dieſs zum Verdienste: sein Anblick allein ermuntert zu groſsen Thaten.

Die andern Arten des Privatlebens haben freylich, wenn ich so sagen kann, keine so majestätischen Zugänge. Allein sie sind darum von der Verachtung oder Niedrigkeit noch weit entfernet.

Es gibt Leute, die ein ererbtes Gut und Vermögen besitzen, und ihr Leben zubringen mit der Beschäftigung, die Einkünfte davon zu genieſsen, und den Stock (Fonds) zu erhalten. Man bezeichnet sie sehr oft mit der Hälfte eines lateinischen Verses; und die Politik der Höfe, welche die Groſsen eines Landes von ihren Gütern nach der Residenzstadt zu ziehen suchte, wo sie durch Titel und Hofbedienungen

*) Aus dem Eloge de Maximilien de Bethune Duc de Sully par Mr. Thomas.

unmächtiger werden sollten, hat alle Schärfe des Witzes gegen sie gekehret. So brachte eine verliebte Spötterey den Simson um sein bäurischverwachsenes Haar, und um seine Stärke?

Ich will nicht entscheiden, ob die gelungene Absicht der Politik die Welt glücklicher oder unglücklicher gemacht habe. So viel aber ist wohl erwiesen, daſs ein Landjunker, welcher von ganzem Herzen seinem Gute und dessen Bestellung zugethan ist, ein sehr nützlicher Bürger sey, und es in seiner Gewalt habe, den wahren Geist der Nation mit zu erhalten. Ich will sein Verdienst gegen das Verdienst manches Hofmannes nicht abmessen, weil er sich dadurch für beleidigt halten könnte. In dem vollkommen seyn, worein man gesetzt ist, verschaffet wahren Werth und auch wahre Glückseligkeit!

Andere Leute leben in der Stille von dem, was sie sich selbst mühsam erworben haben. Der gröſste Theil eines solchen Lebens ist schon in der Arbeit verbracht, und kann sich also das Meiste seines Werthes daher nehmen, wenn anders jener Theil daran reich gewesen ist, das heiſst, wenn das Vermögen auf rechten und erlaubten Wegen gesammelt worden.

Jeder empfindet schon natürlicher Weise eine geheime Achtung für Leute, die von den Früchten des Ackers, den sie selbst im Schweiſse ihres Angesichtes bestellet, leben.

Endlich kömmt das Privatleben an die Reihe, welches mit der Beschäftigung irgend eines Gewerbes angefüllet ist, von dem untersten Tagelöhner an, bis auf den vornehmsten Kaufmann. Ich habe schon im Eingange so viel zu dessen nöthiger Beurtheilung gesagt, daſs ich mich nicht dabey aufhalten dürfte, wenn nicht Rousseau, der alles nur anfaſst, um es umzukehren, auch hier mich zwänge, das Umgeworfene wieder aufzurichten.

„Mein Emil," sagt Rousseau, „soll alle Ar„beiten der Menschen nach dem Beytrage schä„tzen, den er davon zu seiner Sicherheit, „Erhaltung und zu seinem Wohlstande em„pfängt" — (und warum nicht auch nach dem, den Andere davon empfangen?) — „Daher wird „das Eisen einen höhern Werth in seinen Au„gen haben, als das Gold; und das Glas, als „der Diamant. Eben so ehrt er einen Schuster, „einen Maurer mehr, als einen l'Empereur, „einen le Blanc und alle Juwelenfasser von „ganz Europa. Vorzüglich ist ein Kuchenbä-

„cker in seinen Augen ein höchst brauchbarer „Mann;" — (aber auch in den Augen dessen, der nur Hausbrot ifst?) — „und er würde die „ganze Akademie der Wissenschaften für ei- „nen einzigen Zuckerkünstler in der Lombard- „strafse dahin geben," — (immer er! ist denn Emil allein alles?) — „Die Goldschmide, Gold- „und Silberstecher sind nach seiner Meinung" — (nach seiner Meinung!) — „nichts als Müfsig- „gänger, die sich mit platterdings unnützen „Spielen belustigen. Er achtet nicht einmahl „die Uhrmacherkunst sehr hoch. Das glückli- „che Kind geniefst der Zeit, ohne ihr Sclave „zu seyn" — (ist man denn ihr Sclave, sobald man eine Uhr hat?) — „er nützt sie und kennt „ihren Werth nicht. Die Stille der Leiden- „schaften, die für ihn den Lauf der Zeit im- „mer gleichmäfsig macht, vertritt bey ihm die „Stelle eines Instrumentes, um sie, wenn es „nöthig ist, zu messen. Es gibt noch eine ande- „re Ordnung, die eben so natürlich und noch „vernünftiger ist als die vorhergehende" — (sie war wirklich etwas läppisch) — „nach welcher „man die Künste in Absicht auf die nothwen- „dige Verbindung, welche zwischen ihnen Statt „hat, betrachtet. Man setzt alsdann in den er-

„sten Rang die Künste, welche anderer am „wenigsten bedürfen, und zuletzt stehen die, „welche ohne andere Künste gar nicht fort-„kommen können. — Und so ist es durchaus „an jeder Sache. Die Kunst daran, deren Ge-„brauch am gemeinsten und unentbehrlich-„sten ist, verdient unstreitig die meiste Ach-„tung; und der Künstler, welcher anderer Kün-„ste weniger bedarf, hat noch über dieſs ein „Verdienst voraus; weil er eine gröſsere Frey-„heit besitzt, und der Unabhängigkeit näher „ist."— (so daſs der Maurerjunge verdienstvoller ist, als der Maurergeselle, weil dieser auf das Zutragen der Steine vom erstern warten muſs).

„Dieſs sind die wahren Regeln, wornach „die Künste und das Verdienst müssen geschä-„tzet werden. Alles übrige ist willkührlich, und „hängt vom Eigensinne ab" *).

Wenn Emil wird erwachſen seyn: so wird er wohl, seiner belobten Aufrichtigkeit nach, eingestehen, „als ich ein Kind war, redete und „dachte ich wie ein Kind, auch in diesem Stü-„cke" und was die andere Methode betrifft, welche Rousseau vorschlägt: so kann man ihre

*) Emile T. II.

Gründlichkeit aus dem kleinen schon angeführten Beyspiele im voraus beurtheilen.

Jeder Nutzen setzt ein Subject voraus, worauf er sich beziehet. Wenn der Bevölkerer der Insel Felsenburg die nöthigsten Handwerker aus Europa kommen läſst: so sieht er freylich auf einen Bäcker eher als auf einen Goldarbeiter, und auf einen Grobschmid eher als auf einen Handschuhmacher. Nothwendigkeit ist das erste Gesetz. Aber wenn er nun genug Bäcker und Grobschmide hat: wenn er schon mit andern Völkern handelt; und seine ersten nothwendigsten Handwerker das Geld auswärts tragen, um sich einige andere verarbeitete Waaren einzukaufen: ist es alsdann nicht besser, daſs er die Künstler, welche dergleichen Waaren verfertigen, selbst im Lande habe? Muſs alsdann nicht die Beurtheilung der Handwerker und Künstler aus einem andern Grunde, als der bloſsen ersten Nothwendigkeit, geführt werden? Unläugbar. Wenn der Staat in solche Lagen gekommen ist, darin es ihm an Subjecten zur gröbsten Handarbeit gar nicht fehlen kann: so mag man immer den Handwerkern ihren Rang nach den Talenten, die sie erfordern, bestimmen.

Und dergleichen Lagen finden sich wohl. Es kann ein Staat nicht nur der Gewerbe bedürfen, ohne welche sich keine Gesellschaft behelfen kann; sondern auch solcher, ohne welche er seinen übrigen Wohlstand nicht haben kann. Genf befindet sich unstreitig besser bey seinen Uhrmachern und Zitsdruckern und Strumpfwebern, als wenn es, Emilen zu gefallen, lauter Kuchenbäcker und Zuckerkünstler gezogen hätte. Denn was heiſst wohl am Ende eine Kunst von erster unumgänglicher Nothwendigkeit? Recht genau genommen, sind es vielleicht nur die drey: das Bogenmachen, Netzstricken und Pfeilschärfen. Alle andere sind nur von relativer Nothwendigkeit; und wenn sie erst einmahl auf den Schuhmacher ausgedehnt ist: so will ich sie eben so leicht auch auf den Fächermacher ausdehnen.

Wir können doch jetzt nicht von allen Thürmen herunter rufen lassen: Menschen fliegt aus einander! Also bleibt vorjetzt noch Handel und Wandel. Was ein Volk nicht hat, liefert ihm unfehlbar das andere. Wir sind nicht alle ohne Leidenschaften; und nicht einmahl alle so müſsig, daſs wir Muſse haben zum Überzählen der Zeit. Es sind uns also Uhren

nöthig, und damit wir sie nicht von fremden Orten her kommen lassen müssen: wünschten wir, unter uns selbst Uhrmacher zu haben. Wir lassen zwanzig Jungen zusammen fordern. Alle sind geschickt, um Weber, Schneider und Schuster zu werden; keiner darunter hat den Kopf zum Uhrenmacher. Im ein und zwanzigsten findet er sich. Sollen wir ihn nicht durch einigen Vorrang aufmuntern? Und wenn er so geschickt wird, daſs Fremde seine Uhren fordern, daſs er Geld ins Land zieht: können wir ihm nicht eine vorzügliche Achtung gönnen? ist das ein bloſser Eigensinn? Verdient nicht der Unterschied bemerkt zu werden, daſs bey einigen Handwerkern alles fast ohne Kopf, durch die bloſse Gewohnheit der Handgriffe zugeht: bey andern aber sich ein vernünftiger Geist zeiget?

Wenn freylich nach und nach die Gewerbe von relativer Nothwendigkeit durch die Ehrenbezeugungen, die man ihnen erweist; durch den Gewinst, den sie machen, durch die Gemächlichkeit des Lebens, welche sie verschaffen, wenn sie dadurch den Zug besonders von den Dörfern her allzu stark nach sich erregten; wenn man zu sehr von der Landarbeit sich

entfernte, und zur Stadtarbeit sich schlüge: so müſste freylich eine weise Gesetzgebung diesem Zuge Thor und Riegel vorsetzen: so müſste sie der Landarbeit die nöthigen Subjecte wieder zuschicken. Doch man hat dieſs nicht einmahl zu befürchten. Die Bauernjungen, welche die Arbeit der Felder scheuen, fliehen nicht in die Städte, um darin zu arbeiten, dazu sind sie zu klug: sondern sie werden Lackayen, um zu faullenzen.

Man ruft uns von allen Enden zu: „ehret „den Ackerbau!" warum denn eben ehren? — weil er euch nützlich ist. — Gut; aber warum denn eben ehren? Handelt etwa der Ackersmann aus edlern Bewegungsgründen als irgend ein anderer Handwerker und Künstler und Kaufmann? Possen! der Bauer überhaupt denkt wenig daran, was für Nutzen das gemeine Wesen von seinem Ackerbaue ziehe: seine Hauptsorge ist, sein Korn theuer zu verkaufen. Dieſs ist die Sorge des Juweliers; dieſs des Modekünstlers. Warum soll ich also den Eigennutz des erstern mehr ehren, als der beyden letztern.

Lieben, schützen, soll man den Ackerbau; ihn von den allzu drückenden Auflagen be-

freyen; diefs bringt ihn in Aufnahme. Auf das Bischen zeitliche Ehre thut der Bauer endlich gern Verzicht, wenn man ihn nur ungeschunden läfst.

Man darf also zur Schätzung der Gewerbe die beyden Stücke wohl festsetzen: den relativen Nutzen und die Talente. Das Wohlwollen wird insgemein nicht dabey vermuthet; weil man der Natur der Sachen nach annimmt, dafs jeder in seinem Gewerbe auf seinen eigenen Vortheil zunächst sehe. Es kann ja aber nichts desto weniger Ausnahmen geben; solche edel gesinnte Männer geben, die durch ihre Talente zur Kaufmannschaft, zu den nützlichsten Manufacturen, den Staat bereichern, und durch das Wohlwollen, das in ihrer Brust wohnet, jeden Gewinst veredeln. Und wenn gar ein Cosmus von Medicis sich erhebt! „er, „der mit bewundernswürdiger Pracht, und mit „wahrhaftig königlichen Gesinnungen, sein Ab„sehen mehr auf die Ewigkeit seines Nahmens, „als auf die Gemächlichkeiten seiner Nachkom„men, richtend, mehr als vier hundert tausend „Ducaten an den Bau von Kirchen, Klöstern „und andern prächtigen Pallästen nicht nur im „Vaterlande, sondern in vielen andern Gegen-

„den der Welt wendete" *). Die Kaufleute, welche den Prinzen Eugen zu dem wundervollen Zug über die Alpen in den Stand setzten, und denen er von seinen Siegen durch den Zettel Nachricht gab: „meine Herren, ich hoffe ihre „Gelder wohl angewandt zu haben." Diese konnten sich ja wohl eines grofsen Einflusses in den Staat rühmen. Wie oft hat nicht in Kriegszeiten, bey feindlichen Überfällen, der Credit der Kaufleute, den sie grofsmüthig für das gemeine Beste angewendet, alle übrigen Mitbürger aus der Verlegenheit gezogen, aus der Noth geholfen? Diefs kann grofse, manchmahl gar hohe Verdienste geben.

Doch es bedarf eben nicht solcher aufser-

*) Guicciardini nella Istoria d'Italia. In Jerusalem liefs er eine prächtige Herberge für Pilgrimme bauen. Und Machiavell führt von ihm an, dafs er sich seiner grofsen Ausspendungen an Almosen ohnerachtet, immer gegen seine Freunde beklagt, „er habe niemahls so viel zur Eh„re Gottes verwenden können, dafs er ihn als Schuld„ner in seinen Büchern angetroffen." In der That fand man nach dem Tode dieses grofsen Kaufmannes, dafs fast kein ansehnliches Haus in Florenz war, dem er nicht in der Stille grofse Summen vorgeschossen. Er nahm die berühmtesten der vertriebenen Griechen auf, und beschenkte einige sogar mit Landgütern, um die Wissenschaften, und die Erlernung der griechischen Sprache zu Florenz in Aufnahme zu bringen.

Istoria Fiorentina L. VII.

ordentlicher Fälle und Anstrengungen, die den Kaufmann am Wohlthun dem Fürsten gleich machen. Jede Classe des Privatlebens, jede Classe der öffentlichen Bedienungen, hat dieses gleichsam als eine Zugabe, dafs sie nebenher aufser ihrem Berufe tausend Handlungen verrichten kann, woraus Gutes und Verdienst erwächst. Wie mancherley Vorfälle zeigen sich nicht, um unserm Nächsten mit Rath und That an die Hand zu gehen? Der häufige Besuch des Marktplatzes bey den Alten war eben kein müssiges Leben. Sie fanden immer dabey Gelegenheit, einander Dienstgefälligkeiten zu erweisen: Zeugnisse vor Gericht, Bürgschaften, und unzählige andere Liebesdienste, vor denen eine einreifsende Gemächlichkeit nach und nach bewahret. Sogar die Leichenbegleitungen und Leichenbesorgungen ganz fremder Personen gaben ihrem guten Herzen Anlafs sich zu äussern. Ich lese immer bey dem alten Komödienschreiber den Zug im Charakter des Sohnes und des Vaters mit Vergnügen:

Chrysis vicina haec moritur:
\- - - Ibi tum filius
Cum illis, qui amabant Chrysidem, vna
aderat frequens;

Curabat vna funus; tristis interim
Nonnunquam conlacrumabat,
Egomet quoque eius caussa in funus prodeo *).

Dergleichen Dienste sind die Paraphrase zu dem „homo sum, humani nihil etc." und man sollte sie nicht abkommen lassen.

Ich führe die Vormundschaften, welche eine so reiche Quelle an Privatverdiensten seyn können, nur an, um eine Anmerkung, durch die Geschichte bey mir veranlasset, meinen Lesern vorzulegen.

Niemahls wohl sind alle Vormünder gewissenhaft mit ihren Mündeln umgegangen: allein, die schrecklichste Verderbniſs in den Gesinnungen, in Absicht auf die Vormundschaften, scheint mir doch das Lehnrecht eingeführt zu haben. Da der König seines Lehnmündlings Einkünfte von den Gütern, bis auf ein geringes zur Erziehung ausgesetztes Geld, entweder an Lieblinge verschenkte, oder auch bey Geldmangel verhandelte: so wurde es nach und nach wie ein Grundsatz eingeführt, Mündlinge zu

*) In der Andrierin des Terenz. „Unsre Nachbarinn stirbt; „mein Sohn findet sich mit ihren andern vertrauteren „Freunden häufig dort ein, besorgt zugleich die Leiche; „läſst merken, daſs es ihm nahe geht, zuweilen gar ei- „ne Zähre fallen. Ich gehe seinetwegen mit zur Leiche."

plündern; denn man begreift wohl, daſs dergleichen Güter sehr oft bis zum gänzlichen Verderben genützet worden. So können Gewohnheiten und Folgen gewisser Rechte, die ergiebigsten Ausflüsse des Wohlwollens stopfen! zwar durch die Vorsorgen der Gesetzgebung sind diese wieder gereiniget worden.

Unsere Religion hatte durch die Pathenschaften eine treffliche Gelegenheit, wohlzuthun und sich Verdienste zu machen, an die Hand gegeben. Miſsbrauch und Eitelkeit haben seitdem alles Gute vernichtet, und eine Verbesserung dieses Unrathes wäre vielleicht der Aufsicht der Obrigkeiten nicht ganz unwürdig. Könnten nicht kinderlose Eheleute, unverheirathete Personen beyderley Geschlechtes angehalten werden, wenn sie vermögend an Gütern sind, vorzüglich solche Pathenschaften zu übernehmen; damit sie Anlaſs fänden, einigermaſsen das Verdienst nachzuhohlen, welches eine gute Erziehung der Kinder verschaffet? Es versteht sich, daſs auf die Verwandtschaften zunächst dabey gesehen werden müſste.

Ich wiederhohle es nochmahls: ein Mann, der sich erst durch die mannigfaltigen Bänder der kleinern Gesellschaften mit dem Staate ver-

einiget hat, kann durch Rathschläge, die er ertheilet, durch werkthätige Hülfe, die er leistet, durch das Beyspiel, das er vorlegt, in seiner Stadt ein schätzbarer Mann, ein Mann von Verdiensten werden. Man stelle sich ein Leben vor, das in der Stille, ohne öffentliche Bedienung, aber mit Emsigkeit, vollbracht ist. Jede Last getragen; jede Schuldigkeit dem Staate entrichtet; Wohlthun über eine ganze Familie ausgebreitet, die Seinigen erzogen, versorget; auch der Seinigen Angehörige erzogen, und versorget; manche berathen; manchen geholfen: sind wohl viele öffentliche Bedienungen, darin man so viel und so grofsen Nutzen stiften kann? Vielleicht erkennt mancher mit gerührter Dankbarkeit in diesem Gemählde seinen Vormund, seinen Vater. Gottlob denn, dafs noch mehrere einen solchen Vater haben, wie ich habe!

Nach dieser Möglichkeit, in jedem Stande, in jedem Berufe Verdienste zu erwerben, mufs man Popens Verse beurtheilen:

Worth makes the Man and want of it the fellow.
The rest is all but leather or Prunella *)

Essay on Man.

*) Verdienst und Unverdienst macht Biedermann und Kerl;
Das Übrige ist nichts als Schurzfell oder Chorrock.

Glücklich ist der, welcher an dem Chorrocke alles Verdienst, was darin liegt, zu nützen weiſs: noch glücklicher der, welcher mit dem Verdienste des öffentlichen Amtes alles Verdienst des Privatlebens verbindet! Ich halte es für eine der groſsen Glückseligkeiten meines Lebens, daſs ich an den verschiedenen Orten meines Aufenthaltes solche treffliche Männer kennen gelernt habe, welche beyde Arten der Verdienste in sich vereinigen. Mit welcher Gewalt muſs ich nicht dem Triebe meiner Verehrung für sie widerstehen, der mich antreibet ihre Nahmen hierher zu setzen. O die werthen, theuern Nahmen! wie gern schriebe ich sie hin! Aber es soll nicht geschehen! Ich will jedem meiner Leser das Vergnügen lassen, die Nahmen, welche ihm lieb und werth sind, hier einzurücken; denn ich bin fest überzeugt, daſs es in jener Gegend rechtschaffene Männer gebe, deren Verdienste denen tief im Herzen eingedrückt sind, welchen sie wohlgethan, oder welche sie durch ihren Wandel und ihr Beyspiel ermuntert haben.

In unserm Jahrhunderte dürfen wir die starken Frauen nicht erst aufsuchen, wie der Prediger. Aber ich rede nicht davon. Sie sind aus

einerley Stoffe mit dem grofsen Manne. An den Seelen verschwindet das Geschlecht. Nur das Verdienst der Matrone soll noch diese Blätter zieren. Ich habe es defswegen ganz ans Ende versparet, damit die Aufmerksamkeit von demselben nicht zu schnell weggerissen würde. Es ist unmöglich, dieses liebenswürdige Verdienst des häuslichen Standes in einem einzigen Gemählde vorzustellen. Wir werden also Hogarths Methode erwählen, und eine Reihe von Abbildungen geben müssen.

Zuerst dürfen wir die Matrone vielleicht noch mit Schönheit und Anmuth geschmücket, von jeder Grazie umringet, so wie von jeder sanftern Tugend bestrahlet, vorstellen; sitzend lächelt sie einem ihrer Kinder eine Lection zu, sagt sie einem andern mit holder Stimme vor, und drückt sie ihm durch eine Umarmung ein. Die Scene ist in ihrem Garten, wo sie zarte Sprossen erstarken sieht, und andere, die schon wieder Früchte versprechen: lauter Bilder, welche ihre Hoffnungen beleben! Auf einem andern Blatte zeigt sie sich stehend und in voller Beschäftigung; ordnet ihr Hauswesen; häftet ihre Blicke auf alles; vermittelt das eine; ersetzt heimlich ein anderes; weiset jedem das

Seinige an; weifs jetzt ein Versehen zu ahnden, und jetzt auch — zu schweigen.

Wer kann sie vor dem Krankenbette Eines der Ihrigen mit der wehmüthigen Sorgfalt, mit der unverdrossenen Wachsamkeit, mit der angenommenen Zuversicht, wenn ihr am bangesten ist, mit dem zarten Gefühle jedes Schmerzens, den der Kranke leidet: wer kann diese Tugenden alle auf einmahl an ihr vorstellen; Tugenden, die der Himmel zur Erleichterung in den Krankheiten den armen Sterblichen zugeschickt hat?

Es scheint leichter zu seyn, aber es ist eben so schwer, sie mit dem ganzen Vorzuge ihres Geschlechtes zu mahlen; mit der sanften stillen Güte, womit sie jeden Unmuth mindert; jeden Verdrufs durch einen Blick zerstreuet; jede Unentschlossenheit durch ein Wort, einen Einfall, vertreibet; durch ihre Gegenwart jede Freude in Wollust, und jede Traurigkeit in Gelassenheit verwandelt.

Grazien und Schönheit, ihr könnet jetzt weichen! da, wo ihr euch hinwendet, werden wir euch zwar die erste Bewegung nicht versagen. Aber Hochachtung und Ehrerbiethung ist hier der Tribut, wo wir die Matrone in der

höhern Beschäftigung sehen, Kinder in den Jahren der Leidenschaften zu bilden; ihre Versehen mit stillem Harme zu tragen; und unter tausend Thränen zu verbessern, Rath zu schaffen, wo Rath theuer ist; die Pflichten des Hausvaters zugleich zu verrichten, und auch die Tugenden unsers Geschlechtes auszuüben: für Nachbarn ein Beyspiel, für Freundinnen eine Zuflucht in Anliegen, für die Ihrigen ein Ruhm, ist sie kaum an den Schranken der Laufbahn angelanget, als sie oft schon wieder, ohne auszutreten, von vorn anfängt, und an Kindes Kindern eben die Treue beweist, die ihr nun zur Gewohnheit geworden ist. So entfernt sie sich allmählig aus den Gesellschaften, je mehrere tugendhafte und gefällige Gesellschafter sie schon erzogen und an ihre Stelle eingeschoben hat, und ihr Hintritt aus der Welt würde durch die längst angefüllte Lücke kaum merklich werden: wenn es möglich wäre, die würdigsten Personen zu vergessen. Die Welt schweigt von ihr, und hält ihr dadurch eine Lobrede; aber den Ihrigen ist ihr Andenken heilig, und sie bezahlen ihr dadurch etwas von der untilgbaren und schuldigsten Dankbarkeit.

Um diese Stücke, die ich nicht lebhaft genug

habe ausmahlen können, einigermaſsen durch den Contrast zu erhöhen, will ich Popens Schilderung von den verdienstlosen Kreaturen hinzu setzen, die ebenfalls zu diesem Geschlechte gehören. „Sieh! wie die Welt ihre bejahrte „Streiterinnen belohnt! eine Jugend voll Lustbarkeiten, und für das Alter Karten. Ihre „Schönheit ist ihnen unnütze, und ihre Ränke „sind vergeblich; jung, ohne Liebhaber, und „alt, ohne einen Freund: ein Geck ihr Wunsch, „und ein Dummkopf ihr Los; lächerlich beym „Leben und vergessen im Grabe" *).

*) See! how the world its Veterans rewards!
A Youth of frolicks, an old age of cards;
Fair to no purpose; artful to no end;
Young without lovers; old without a friend;
A Fop their Passion; but their Prize a Sot;
Alive ridiculous, and deat forgot.
Mor. Ess. Ep. II. 243.

IV. HAUPTSTÜCK.

VOM ERWERBE DES VERDIENSTES.

Verdienstliche Thaten werden eigentlich zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft verrichtet, und äufsern auf sie ihren vortheilhaften Einflufs: aber die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaften ist auch den verdienstlichen Thaten zu ihrem Hervorsprossen höchst nöthig, und macht sie von sich abhängig. Man beobachtet bald, dafs es in dem einen Staate den Gliedern leichter fallen müsse, als in dem andern, gewisse Handlungen vorzunehmen: und eben so, dafs es unter der einen Verfassung leichter werde, dem Geiste, der Seele und dem Herzen gewisse Eigenschaften zu erwerben, als es unter der andern wird; und endlich, dafs ruhige Zeiten gewisse Verdienste unmöglich, und für manche unerreichbar machen, denen sie in verworrenen und geräuschvollen Zeitläufen gleichsam recht zur Hand sind.

Von diesen ersten Wahrnehmungen aus

könnte man in ein ansehnliches Feld der Politik hinein gehen, und vielleicht noch einige Stücke mit gutem Erfolge bearbeiten, die der unsterbliche Präsident übrig gelassen hat. Allein, so sehr es auch der Modeton neuerer Zeiten ist, mit Einsichten in die Politik groſs zu thun, worüber Unwissende erstaunen, und Vernünftige lächeln; so werde ich mir doch diesen Ton nicht eigen machen. Wenn ein Mann, wie Montesquieu, spricht: „so soll es „ in der Republik seyn, und so in der Monar-„chie; es ist auch so:" wer wollte dieſs nicht mit Vergnügen anhören? Der Mann gehört in dieser Gegend zu Hause, er kann wie ein Hausherr sprechen: aber wenn Andere, die nur herzu gelaufen kommen, sich eben dasselbe Ansehen geben und auf gleiche Art befehlen wollen: dann hört man so wenig auf sie, als auf Kinder, die den Ältern im Befehlen nachäffen.

Mögen die ersten Linien, welche ich hier, auf jeden Weg in das politische Feld hin zu ziehen denke, mögen sie Andere ermuntern, sie zu verfolgen, und das auszuführen, woran ich mich nicht wage.

Meinen Einsichten nach, würde man an dem Verdienste die Handlungen auf eine Zeit

lang von den Kräften, womit sie verrichtet werden, absondern müssen. Denn, obschon in der Natur selbst eine solche Absonderung unmöglich ist; so kann man sie doch, um das Nachdenken zu erleichtern, wohl vornehmen; wenn man nur nicht vergiſst, am Ende beydes wieder zu vereinigen.

Man würde alsdann bemerken, daſs in der Monarchie, und zwar in den ruhigen Zeiten derselben, Handlungen, woraus hohe und grosse Verdienste entspringen, wenige ausgenommen, nur dem Monarchen und seinem ersten Adel vorbehalten seyen; daſs die übrigen Unterthanen nicht auf Bedienungen Anspruch machen oder Anwartschaft haben dürfen, wo die Saat zu solchen Thaten anzubringen ist: daſs die wenigen Ausnahmen, welche es gibt, nicht von dem Geiste der Monarchie, sondern von zufälligen Ursachen herrühren, indem freylich von Alters her die erste Ausbreitung der wahren Lehre und Religion nicht an die Geburt gebunden worden, und in den mittlern Zeiten alle Rechtsgelehrsamkeit und folglich auch die Richterstellen *) den Mönchen zugefallen, und

*) Nach wiedergefundenem Exemplare der Pandecten im Jahre 1130.

in den neuern Zeiten die Finanzarbeit sehr oft bürgerlichen zu Theil wird; daſs aber die Monarchie auch diese Abweichungen sobald als möglich einzulenken suche, indem sie dergleichen höchst brauchbare Personen ihrem Adel zugesellet.

Man würde sich belehren, daſs in despotischen Staaten zwar niemand von den höchsten Verdiensten ausgeschlossen sey; daſs aber auch niemand in solchen Staaten die nöthige Sicherheit habe, um groſse verdienstvolle Unternehmungen anzufangen: daſs allein dieser Mangel der Sicherheit in diesem Stücke die despotischen Staaten von den Freystaaten unterscheide, und daſs darin alles einem Ackerfelde, welches nahe am Vesuv liegt, gleiche, wo zwar jeder säen kann, aber unter der Besorgniſs, daſs seine Saat noch vor der Erntezeit mit Lava werde bedeckt seyn.

Man würde wahrnehmen, daſs in der Aristokratie die hohen Verdienste ebenfalls wie ein Eigenthum und Vorrecht der Optimaten aufbehalten werden: daſs sie die Stellen, wo dergleichen zu erlangen sind, mit Eifersucht bewachen, und die hohen Verdienste eher ganz ausfallen lassen, als daſs sie dieselben Andern vergönnten.

Man würde endlich leicht erkennen, daſs nur der Freystaat; der Staat, darin jeder Bürger von dem andern nur durch die obrigkeitliche Würde, die ihm durch Wahl zufällt, unterschieden ist, daſs nur ein solcher Staat, sage ich, die hohen und groſsen Verdienste allen und jeden gleich möglich mache, und daſs dort nur ein Themistokles das Gemählde von der Schlacht bey Marathon mit der Hoffnung betrachten könne, den groſsen Männern, die darauf vorgestellt waren, es gleich thun zu dürfen. Man würde entdecken, daſs in unruhigen Zeiten der despotische Staat sich immer gleich bleibe, und daſs die plötzlichen Erhöhungen der Niedrigsten und Geringsten im Volke zur Sphäre hoher Verdienste nur alsdann mehr Veranlassung habe; daſs die monarchische Verfassung in solchen Umständen ihren obersten Adel erst verbrauche, und dann das Verdienst jedem zukommen lasse, der sich nur zeigen will; daſs der aristokratische Staat, wenn er nicht durch die Gewalt oder Furcht vor Empörungen gezwungen wird, lieber den äuſsersten Schimpf von den Feinden ertrage und ihnen nachgebe, als daſs er denen vom Volke wichtige Stellen anvertraue: daſs endlich die republikanische

Einrichtung jedes Ungewitter, das sich über ihr zusammen zieht, wofern es nicht zu ihrem gänzlichen Verderben ausschlägt, als das glücklichste Mittel ansehen könne, wodurch jedes Genie erschüttert und zu einer heilsamen Fruchtbarkeit zubereitet wird.

Doch um sich in diesen Schlüssen nicht zu übereilen, müſste man vorerst das bisher Gesagte nur auf die Verdienste, welche durch die eigentlich so genannte Geschäftigkeit erworben werden, anwenden. Die Verdienste, die man vermittelst des Denkens, Redens und Schreibens erreichet, müſsten besonders untersucht werden. Man könnte dem Anscheine nachgehen, als ob der Unterschied der Regierungsformen höchst wichtige Verschiedenheiten auch darin verursachte. Allein, bey näherer Untersuchung müſste sich zeigen, daſs, obschon in der Knechtschaft weder Gesetze untersucht noch Religion geprüfet, noch der Stand und die Rechte des Menschen genau geschätzet werden: (was noch dazu kaum in den übrigen Staaten einer freyen Durchsuchung offen stehet): daſs es dem ohnerachtet auch unter dem härtesten Drucke eines Despoten moralische Lehrer des Volkes geben könne, deren Verdienste groſs sind.

Man würde überhaupt bey der Entscheidung dieser Frage sehr behuthsam verfahren müssen. Ganz sicher aber dürfte man es der Demokratie zueignen, daſs sie vorzüglich vor allen andern und wohl ausschlieſsungsweise, eine neue Quelle der Verdienste, nähmlich die Beredsamkeit, eröffne, welche geradezu in den Strom der höchsten Verdienste um den Staat sich ergieſset.

Was aber die schönen Verdienste betrifft und sonst noch jedes Verdienst der letzten Classe: so dürfte man wohl, in so fern auf die blossen Handlungen gesehen wird, allen Unterschied der Regierungsformen dabey aufheben; auſser daſs gröſsere Staaten, auch mehr Gelegenheiten zu schönen Verdiensten darbiethen.

Doch hier müſste man es am stärksten merken, wenn es auch vorher unbemerkt geblieben wäre, daſs man den Einfluſs jeder Staatseinrichtung auf die Seelenkräfte, nothwendig beym Erwerbe des Verdienstes, mit in Anschlag zu bringen habe.

Man könnte wohl schwerlich des Helvetius Meinung von der Gleichheit aller Seelen annehmen. Wenn Gold dem Silber, oder einem andern schlechterm Metalle beym Verarbeiten

nicht gleich befunden wird, so sagt man mit Recht, sie seyen in ihrer Natur verschieden: und wenn wir die eine Seele geschmeidig und glänzend, eine andere rauh und schmutzig erblicken: warum sollen wir nicht verschiedene Naturen an ihnen muthmaſsen? Laſs es seyn, daſs vielleicht nur eine verschiedene Hitze im Kochen unter der Erde die verschiedenen Metalle hervor bringe; gut! aber Verschiedenheit bringen sie mit sich ans Tageslicht. Eben so mit den Seelen. Man würde also das Angeborne an ihnen von dem Erworbenen mit Recht unterscheiden, und mit dem gröſsesten Vortheile zuerst bey der Geistesgröſse.

Das Angeborne derselben müſste man allenthalben antreffen, wo es die Vorsehung beschlossen hätte geboren werden zu lassen. Aber zu welchem Ende ist sie an Orten verschwendet, wo sie niemahls brauchbar wird? Zu welchem Ende blühen Blumen, welche niemahls von Menschenhänden gepflücket werden, oder zu menschlicher Erquickung dienen? — Um in der Luft eine hinreichende Menge balsamischer Dünste zu erhalten: — um unter einem Volke eine hinlängliche gesunde Denkungsart zu bewahren. Denn etwas von solchen Geistesgaben

verfliegt allemahl in die Atmosphäre des Denkens einer Nation und hält sich darin auf. Sobald man aber auf das Erworbene bey der Gedankengröſse sähe: so würde man sich erst durch folgende Erläuterungen helfen müssen.

Es gibt eine doppelte Knechtschaft; die eine, welche einen Menschen betrifft, in so fern er Bürger ist; die andere, in so fern er Mensch ist. Es lieſse sich noch eine dritte denken: von Staat zu Staat; wie England ehemahls über Schottland, dessen Krone von dem erstern abhängig seyn sollte, unter Eduard VII. fest zu setzen sich bemühete. Allein, diese dritte Art thut uns hier zur Sache nichts. Bey der zwoten Art der Knechtschaft, die einen, als Mensch, angeht, muſs man einen doppelten Druck unterscheiden. Der eine ist wirklich geringer, ob er gleich härter scheint: der andere ist verderblicher, ob er gleich milder scheint. Nähmlich der Sclave wird entweder zu häuslichen Geschäften gebraucht, oder zu den ländlichen. Weil ihm die erstern fast allemahl Gelegenheit geben, in den Städten und um die Person seiner Herren sich aufzuhalten: so bekömmt er nothwendig eine gute Anzahl von Ideen, die bey einiger natürlichen Anlage sich leicht unter

einander verbinden, und das Denken vergrössern. Wächst die Anzahl der Sclaven und der Geschmack ihrer Herren in gleichem Verhältnisse an: so wird ein groſser Theil des letztern auch den Sclaven zu Theil werden.

Hingegen sieht es ganz anders aus mit den ländlichen Arbeiten. Weil dem Knechte dabey auch das Vergnügen des Eigenthums oder eigenen Nutzens fehlet, weil die Arbeit einerley, sauer, und noch mit den härtesten Frohndiensten verknüpft ist: so muſs dieſs jeden Geist aufs äuſserste niederschlagen, und, wenn ich den Ausdruck brauchen dürfte, ausmärgeln. Montesquieu hat es angemerkt (T. II. p. 131.), daſs die Verknüpfung der häuslichen und ländlichen Arbeiten (wie bey den Heloten der Spartaner) fast mehr sey, als man der Natur des Menschen zumuthen dürfe.

Der Mangel der bürgerlichen Freyheit würde den wenigsten Menschen merklich seyn, wenn es nicht alsdann häufige Fälle geben könnte, und auch wirklich gäbe, darin die Freyheit gekränkt wird, die ihnen, als Menschen, zukömmt. Denn was kann einem Privatmanne im Grunde daran liegen; ob ein König die Steuer auflegt nach eigenem Belieben, oder ob sie

der bestochene Verweser einer Grafschaft oder Burg bewilliget? ob die Vorrechte der Pairs des Königreichs vom Willkühre des Herrn abhängen oder nicht, wenn er sie ihnen nur läſst? Dergleichen Stücke und mehrere könnten, wie gesagt, jedem, der mit der Regierung nichts zu thun hat, sehr gleichgültig seyn, wenn er sich immer einen guten Herrn versprechen dürfte. Aber, wer sagt ihm gut dafür? Daher sieht der Mensch dahin, daſs seine Freyheit durch die Freyheit des Bürgers geschützt werde, und er hält beyde immer für unzertrennlich verbunden. Nach diesem Grundsatze kann man auch die ganze Geschichte, so oft sie diesen Punct berühret, beurtheilen. Ein Land, wo nicht jeder Mensch in seiner Menschenfreyheit durch die Bürgerfreyheit gesichert ist, kann nicht frey heiſsen; obschon bey dieser Landesfreyheit diesem oder jenem noch Vorrechte können eingeräumet werden.

Aus diesen vorläufigen Erläuterungen würde man ohngefähr folgendes festsetzen: daſs jeder Druck zur schweren ländlichen Arbeit ohne Verstattung des Eigenthums die Seele verenge und alle Gröſse der Gedanken von ihr entferne; daſs die häusliche Knechtschaft diesen

Erfolg nicht ganz nothwendig nach sich ziehe; ob es gleich wahrscheinlicher sey, der Geist, welcher auf List und Ränke, zu Erleichterung seiner Noth, sinnen muſs, werde sich eher mit kleinen Ideen beschäftigen. Daſs die Bürgerfreyheit, da sie mit der Menschenfreyheit so genau zusammen hängt, ganz wohl einen Einfluſs auf die Gröſse der Gedanken haben könne: daſs zwar nur in ganz kleinen Staaten jedes Glied an der gesetzgebenden Gewalt unmittelbar Theil nehme; daſs in den gröſsern nur die Verweser des Volkes die Gröſse ihrer Gedanken von den Geschäften, daran sie Theil nehmen, erwarten können; daſs aber theils die Hoffnung zu einer solchen Stelle zu gelangen, theils die Gährung, welche doch immer durch das Bild der Freyheit unter einem Volke erregt wird, den Seelen nothwendig einen besondern Schwung geben müssen: daſs die Geschichte, welche unter den spätern römischen Kaisern nichts Schönes, nichts Groſses mehr an irgend einem Werke der Kunst aufzuweisen hat, dieses bestätige, indem eine bloſse Militärregierung, wozu Barbaren die Werkzeuge waren, jeden Geist durch Furcht und Verkleinerung niederdrücken muſste; daſs endlich sich wohl Umstände

zusammen finden könnten, darin theils eine bürgerliche Knechtschaft selbst von der Politik eine Hülfe empfänge, wodurch etwa ihr vornehmster Nachtheil gehoben würde; theils die durch den Handel gestiftete Verbindung benachbarter Staaten, auch Wissenschaften und Künste allenthalben einführte, und dadurch die Gröſse der Gedanken von der andern Art ausbreitete. So kann ein warmer Westwind auf einer Insel einen gelinden Winter hervor bringen, wo dieser sonst, der Polhöhe nach, höchst strenge seyn müſste.

Bey der Seelenstärke würden ebenfalls Unterscheidungen nöthig seyn.

Man müſste sich bald überzeugen, daſs der berüchtigste Einfluſs der Himmelsstriche eigentlich nur auf einige Stücke gehe, welche wir zu der Seelenstärke gerechnet; daſs es bey solchen der täglichen Erfahrung gemäſs sey, wie kältere oder wärmere Luft, grobe oder zarte Nahrungen und Speisen, den einen Körper vor dem andern empfindbarer oder stumpfer, und die Seele, die ihn bewohnet, zuversichtlicher auf sich selbst oder verzagter machen können; daſs darauf mehr oder weniger Muth zu Unternehmungen, mehr oder weniger Stätigkeit bey

denselben sich herleiten müsse; dafs man alles diefs zusammen das Angeborne der Seelenstärke oder den Einflufs des Clima auf die Seele nennen möge; der sich nicht weiter auf die Geistesgröfse erstrecket, als in so fern keine Kraft der Seele aufser aller Verbindung mit den übrigen stehet: dafs man also die gleiche Austheilung der Genies auf dem Erdboden annehmen könne, ohne defswegen den Einflufs des Himmelsstriches zu läugnen: dafs aber das Erworbene bey der Seelenstärke von der öffentlichen Erziehung, von den Gesetzen, von den Gebräuchen und von der Religion herrühre; dafs die Mischung dieser vier Stücke höchst mannigfaltig geschehe, wodurch es unmöglich werde für jede Regierungsform ein ihr eigenes Mafs an Seelenstärke zu bestimmen: dafs endlich sogar durch das Erworbene manchmahl das Angeborne könne aufgehoben werden, welches eben die vielen Widersprüche und Ausnahmen von gewagten allgemeinen Aussprüchen veranlasset.

Hier wäre es also Zeit, die ganze Maschine der Gesetzgebung zu zerlegen.

Das Wohlwollen kann durchaus für erworben gehalten werden, wie schon oben ist ge-

zeigt worden. Man dürfte also nur bloſs bey dem Wohlwollen stehen bleiben. Wollte man dem guten Herzen auch hier noch einen Blick schenken: so müſste es bloſs geschehen, um die Wahrnehmung zu prüfen, daſs ein Volk vor dem andern eine gewisse Gutherzigkeit besitze: wobey doch allemahl zufällige Vorurtheile, welche vielleicht das Herz versteinert haben, von dem Angebornen noch wohl zu unterscheiden wären.

Bey dem Wohlwollen würde es nun wohl in die Augen leuchten, daſs, da es entweder durch philosophische Gründe, oder durch gewisse Verordnungen, Grundsätze und Triebfedern dem groſsen Haufen müſste beygebracht werden, daſs, sage ich, nur solche Verfassungen, worin dergleichen angelegt worden, auch dieses zum Verdienst nöthige Wohlwollen erreichen: daſs hier die Religion ungemeine Dienste leisten könne, und daſs die eingeschärften Pflichten der Almosen, der Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde auch bey dem stärksten Despotismus recht gute wohlwollende Herzen schaffen können; daſs sogar die gesetzlichen Ceremonien der Chineser, und die ehrwürdigen Verhältnisse zwischen jedem Man-

darin und seinen Untergebenen, wie zwischen Vater und Sohn, ein solches Wohlwollen gleichfalls ins Herz prägen können; dafs aber freylich nur in den Republiken: wo jeder dem andern als Gleicher und als Bruder erscheint, ein solches Wohlwollen zur Triebfeder des ganzen Staates, unter dem Nahmen der Tugend könne angewandt werden; dafs der Grundsatz der Ehre eigentlich das Wohlwollen ausschliefse, und wenn gar Üppigkeit sich zu dem erstern gesellet, dasselbe vollends ermorde, dafs in solchen Fällen die Religion um desto mehr zu verstärken sey, zumahl da die Philosophie nur auf wenige wirket; dafs aber diese auch, wo sie sich zeiget, in jeder Verfassung ihre Wirkung thun könne.

Wenn man alle diese Stücke so einzeln durchgegangen hätte: so müfste man nun beydes, Handlungen und Kräfte, zusammen verbinden, und klüglich heraus zu bringen suchen: unter welcher Verfassung jedermann die beste Gelegenheit hätte Verdienste von jeder Art zu erwerben. Vor allen Dingen aber müfste man sich bey den Resultaten vor einem gewöhnlichen Fehler der Ärzte hüthen, die bey jeder Speise oder Arzeney sagen, was sie wir-

ken werde, wenn sie nähmlich allein auf einen einzigen Theil des Leibes wirkte; ohne zu bedenken, dafs zu gleicher Zeit tausend andere Sachen im Körper vorhanden sind, die jene Wirkung schwächen.

BESCHLUSS.

Die unentbehrlichste Wissenschaft für jeden ist, zeitig genug zu erfahren, nicht nur, wozu er tauglich sey; sondern auch, wozu er tauglich zu seyn, Erlaubnifs und Beruf habe.

INHALT.

Einleitung Seite 1
I. Hauptstück. Der Begriff vom Verdienste . . . 9
II. Hauptstück. Erläuterung der vornehmsten Stücke im Begriffe des Verdienstes 15
I. Artikel. Von der Größe des Geistes . . 16
II. Artikel. Von der Stärke der Seele . . 46
III. Artikel. Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen 127
III. Hauptstück. Vom Maße des Verdienstes . . 219
I. Artikel. Vom Verdienste des Eroberers, des Soldaten und des Heiligen 252
II. Artikel. Vom Verdienste des großen Mannes 284
III. Artikel. Vom Verdienste des Schriftstellers, des Künstlers und des Predigers . . 296
IV. Artikel. Vom Verdienste im Privatleben . 330
IV. Hauptstück. Vom Erwerbe des Verdienstes . . 356
Beschluß 372

BEY J. V. DEGEN,
BUCHDRUCKER UND BUCHHÄNDLER IN WIEN,
IST ERSCHIENEN:

Zimmermann von der Einsamkeit, in 4to auf Velinpapier. Wien, 1803. fl. 20.

Lühe, an Flora und Ceres, zwey Hymnen in 4to. auf Velinpapier, mit zwey Porträts von Kininger gezeichnet, und von John gestochen. Wien, 1803. fl. 15. - - Auf kleinerm Papier fl. 10.

Sammlung deutscher Dichter in 8vo. Wien, 1803.
auf Velinpapier, enthält:

Lühe an Flora und Ceres, zwey Hymnen. fl. 3.
Thümmels Wilhelmine. fl. 2. kr. 15.
- - - - Inoculation der Liebe. fl. 1. kr. 30.
Hölty (C. H.) Gedichte. fl. 8. kr. 30.
Gerstenbergs Tändeleyen. fl. 1. kr. 45.
wird fortgesetzt.

Collectio Auctorum classicorum latinorum
in 8vo. Vindobonae, 1803 editorum.

Q. Horatii Flacci opera. Charta velina . fl. 6.
Charta scriptoria fl. 1.
Charta impressoria - kr. 36.
P. Ovidii Nasonis opera, tomi 3. Charta velina . . fl. 24.
Charta scriptoria fl. 4. kr. 30.
Charta impressor. fl. 2. kr. 40.

Catullus Tibullus, Propertius. Charta velina . . fl. 7. kr. 30.
Charta scriptoria fl. 1. kr. 15.
Charta impressor. fl. - kr. 45.

Martialis, Livius etc. (ſub praelo).

continuabitur.

Peintre (le) Graveur, par Adam Bartsch, première livraison en III. Volumes, gr. 8vo. avec un cahier d'estampes in 4to. Vienne, 1803. Sur papier velin fl. 40.
Sur papier fin . fl. 16.

Sera continué.

Catalogue raisonné de toutes les estampes qui forment l'oeuvre de Lucas de Leyde, par Adam Bartsch 8vo. Vienne, fl. 1. kr. 30.

Tod (der) Abels, gemahlt, von Füger, geſtochen in punctirter Manier von John. Höhe 23 Zoll, Breite 17½ Zoll;
ein Abdruck vor der Schrift fl. 30.
ein Abdruck mit der Schrift fl. 15.

Wiener Taschenbuch auf das Jahr 1803; enthält eine historisch-mahlerische Reise durch Istrien und Dalmatien mit Kupfern nach Cassas, von Gerstner und Blaschke.
In Maroquinband fl. 9.
In Papierband . fl. 5.

wird fortgesetzt.

Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten, 1ter und 2ter Jahrgang. Wien, 1802—1803. fl. 12.

wird fortgesetzt.

Vertot, Revolutionsgeschichte des alten Roms. 2 Theile mit Kupfern, gr. 8vo. Wien, 1803. fl. 3.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abbt, Thomas,

Vom Verdienste

Wien 1804

4 Ph.pr. 2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10007794-4